M.G.K

AMERICAN FOUNDATION
FOR THE BLIND INC.

c. 1

M.C.K

Franz Seldte

M. G. K.

Verlag von K. F. Koehler, Leipzig

HV2345
S
copy one

Printed in Germany
Copyright 1929 by K. F. Koehler, G. m. b. H., Leipzig
Druck der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig

Auf den Opfern und auf den Waffen
beruht der Sieg.

Franz Liszt

Vorwort.

Neuenmühle, den 9. November 1928.
Post Letzlingerheide (Kr. Gardelegen)

Mein lieber Junge!

Es ist heute gar nicht wie November. Nicht wie ein neunter November, der seit 1918 für uns immer wie in ein trübes Grau getaucht zu sein scheint.

Auf meinen Schreibtisch und auf die alten Kriegspapiere malt die Mittagssonne eines späten Indianersommers ihre Kringel, und draußen vor meinem Fenster tobt Ihr Jungens froh und lärmend durch den Garten und versucht Euch am stählernen Reck.

Ich will an diesem freien Sonnabend und Sonntag mein Kriegsbuch abschließen. Es soll nun doch gedruckt werden, lesbar sein für andere, obwohl es eigentlich für Dich allein geschrieben und gedacht war.

Heute, wo ich Euch so fröhlich tummeln sehe, kommt mir der Gedanke, ob Ihr Jungens uns, Eure Väter, einstmals überhaupt verstehen werdet. Uns, die wir aus der Welt des Friedens und des Krieges kommen, aus einer Welt, die Ihr ja nicht kennt.

Wird nicht eine große Lücke des Nichtverstehens zwischen unseren Generationen klaffen, ein tiefes Tal, ohne dessen Über-

brücken es einen gesunden Fortgang deutscher Geschichte nicht geben kann?

Ich will mit versuchen zu helfen, diese Brücke zu schlagen.

Wenn Ihr wißt, was wir im Kriege erlebten und wie uns dieses Erleben traf und formte, dann werdet Ihr uns später doch verstehen.

Dann reichen sich doch zwei Geschlechter die Hände.

Ihr müßt Euer Leben selber leben, Eure Erfahrungen selbst machen. Die Unzulänglichkeit dieser Erde und dieses Lebens läßt es wohl nicht zu, Erfahrungen und Wissen richtig zu vererben und so zu vermitteln, daß man das Lebensrezeptbuch der Vorfahren ohne weiteres benützen und weiterleben könnte. Neue Menschen müssen neue, eigene Erfahrungen gewinnen.

Trotzdem bemüht sich immer wieder jede ältere, starke Generation, der kommenden zu helfen.

In China gibt es ein Buch der Weisheit, in das Könige viertausend Jahre lang das Erlebte mit klugen Folgerungen zu Nutz und Frommen ihrer Nachfahren eintragen ließen. Und so hohes Ansehen gewann dieses geheimnisvolle Buch, daß die Japaner vor dem Ausbruch des Russisch-Japanischen Krieges seine alten Weisheiten befragten.

Uns Deutschen hinterließ Bismarck seine Gedanken und Erinnerungen mit der Widmung: „Den Söhnen und Enkeln zum Verständnis der Vergangenheit und zur Lehre für die Zukunft."

Mein Kriegsbuch, mein lieber Junge, ist kein Buch der Weisheit, kein Roman, keine schwungvolle Dichtung.

Es ist der Bericht von dem, was wir draußen in vier Jahren erlebten.

Es ist nichts Sentimentales und Nachträgliches hineingeheimnist worden.

Es ist ein Auszug aus meinen Kriegsbriefen, aus den Befehlsbüchern der Maschinengewehrkompanie des Infanterieregiments Altmark und aus meinem Tagebuch.

Manchmal kostete es große Mühe und Überwindung, sich dazu zu zwingen, täglich und nächtlich seine Eintragungen zu machen. Aber wenn Müdigkeit und Erschöpfung sich auflehnten, die Stichpunkte niederzuschreiben, dann habe ich daran gedacht, daß vor Jahren einmal ein junger Geschäftsreisender auch abends und nachts so manchmal todmüde die Zähne zusammenbeißen und die Augen aufreißen mußte, um sich zu zwingen, seiner Firma den täglichen Reisebericht und die Aufträge zu überschreiben.

Das alles wirst Du sehen, wenn Du einmal einen Blick in die Briefe, Skizzen, Karten und Papiere wirfst, die in den Kriegskoffern und -kisten wohl gebündelt liegen. Genau so wie Du noch in den Archiven der Firma die handschriftlich geschriebenen Briefe und Geschäftsbücher Deines Großvaters und Urgroßvaters nachlesen kannst.

Das Wort Firma, mein lieber Junge, ist ja in unserer Familie immer ein bestimmter und bestimmender Begriff gewesen. Über Erziehung und Werdegang stand das Wort „Firma" wie unser Schicksal, und es wird auch über Deinem Leben stehen.

Das begleitete mich auch im Kriege, und Familie und Altmärker Blut taten das ihrige.

Davon kann man sich nicht frei machen, und lächelnd wirst Du einmal später empfinden, daß vielleicht ein Kapitel Kriegsbericht etwas von einem Geschäftsbericht der Firma an sich hat.

Dann wirst Du aber auch wohl weiter die Wandlung merken, die in diesen vier Kriegsjahren in uns Frontsoldaten vor sich ging.

Wir Reservisten oder Aktiven des Feldheeres von 1914 standen mitten im Leben. Wir waren gediente Soldaten und hatten unsern Lebensberuf. Wir setzten voll unsere Kräfte ein, mit klarem Blick Gewinn und Verlust erwägend. Mit vollem Empfinden dessen, was wir beim Ausrücken in den Verteidigungskrieg in der Heimat zurückließen.

Wir waren bis Ende 1914 von der großen deutschen Begeisterung getragen. Wir begriffen Anfang 1915, daß die Begeisterung verflogen war und die Pflicht als oberster Begriff an ihre Stelle zu treten hatte.

Und dann — nach der großen Sommeschlacht — wurden wir die harten Frontsoldaten, die vollendeten Beherrscher der Kriegsmaterie, deren Einblicke, Sorgen, Zweifel und eigene Ansichten schon damals jene innere Wandlung vorbereiteten, die uns in der Nachkriegszeit zum bewußten deutschen Staatsbürger werden ließ.

Der Krieg ist ganz anders gewesen, als wir ihn uns gedacht hatten.

Wir gingen mit Schwung hinein. Wir wollten siegen und wir wollten Weihnachten 1914 wieder in der Heimat sein. Alles ganz einfach gedacht. —

Es ist alles anders gekommen.

Der Krieg hat uns Frontsoldaten bis ins Mark getroffen, aber er hat uns nicht gebrochen.

Er konnte es auch nicht, denn wir waren zwar seine Söhne, aber auch seine Meister.

Er konnte uns nicht zerbrechen, denn durch ihn sind wir Frontsoldaten ja erst zu dem geworden, was und wie wir sind — durch ihn: den Vater aller Dinge.

Wir Frontsoldaten haben den Krieg bestanden.

Der Krieg ist uns zum Erlebnis geworden. Der Krieg und die Kameradschaft.

Der Krieg hat uns Frontsoldaten zu neuen Menschen, zu einem Volk im Volke gemacht.

Wir, die wir seine ganzen Schrecken kennengelernt haben, wollen keinen neuen Krieg. Aber wir sind bereit, wenn es sein muß, mit der Waffe unser Vaterland zu verteidigen und seinem Lebensrecht Geltung zu verschaffen.

Solange die Front stand, war Deutschland frei und frei vom Feinde. Deutschland wird wieder frei sein, wenn das deutsche Volk seinen Frontsoldaten vertraut — und der deutschen Jugend.

Gott sei mit Dir! Dein Vater.

1. Kapitel.

Mobil!

Von St. Marien schlug die Turmuhr 4 Uhr morgens. Die Augustsonne kam hoch, und das Licht der elektrischen Lampen verblaßte im Kontor. Helmuth Stahl schob den Sessel zurück und ging langsam an das offene Fenster.

Der Ausschnitt der gegenüberliegenden Dächer ließ ein gutes Stück Himmel frei, und in diesem atlasblauen Morgenhimmel standen scharf und nah die beiden Doppeltürme des Domes.

Hell und klar zeigten die großen, goldenen Zeiger der Turmuhr die Stunde. Auf den beiden Turmspitzen spielten die goldenen Wetterfahnen im leichten Winde, drehten so gleichmäßig ab und schwenkten ein, als wenn sie eine wohleinexerzierte Infanterierotte wären, und die zackigen Fahnenspitzen grüßten wie zwei funkelnde Morgensterne den Hinaufschauenden.

Durch das offene Fenster schlug die frische Morgenkühle in den Raum hinein, und von der Gasse wurde das anschwellende Summen des Marktes, auf dem die Händler ihre Stände aufbauten, hinaufgetragen.

Stahl kehrte an seinen Arbeitsplatz zurück.

Vor ihm lagen die Geheimbücher der Firma über die letzte Geschäftsbilanz, die mit dem 1. Juli befriedigend abschloß. Vor ihm stand die Kasse und vor ihm lagen geschlossen die letzten Briefe, die ein Mann schreibt, wenn er in den Krieg geht.

Stahl stützte das Kinn auf die Faust und sann.

Es geht heute in den Krieg. Das bisherige bürgerliche Leben ist abgeschlossen, und ein neues Konto wird eröffnet.

Was wird dieses neue Konto an Eintragungen aufweisen? Abgeschlossen ist das bürgerliche Konto des Kaufmannslebens. Jetzt gibt es kein Festangebot für die Zukunft. Freibleibend, dieses kaufmännische Wort hat einen neuen, geheimnisvollen Sinn erhalten. Heute mittag wird die Verladung des Infanterieregiments Altmark beginnen. Und dabei ist auch seine Maschinengewehrkompanie, und noch früher wird mit einem Sonderauftrag der Leutnant Stahl, also er selbst, mit seinen Waffenmeistergehilfen dem Regiment voraus nach Westen, nach Essen zu Krupp fahren.

Helmuth Stahl schlug die Bücher zu. Legte sie und die Briefe in das Geheimfach des doppeltürigen Geldschrankes, schloß das Hauptschloß mit dem Steckschlüssel, richtete die beiden Drehschlösser und legte den altertümlichen Sicherungsriegel vor.

Als er das gewichtige Schlüsselbund abzog, sah er auf den mattglänzenden Stahlplatten des Schrankes sein Spiegelbild. Sah die langen, braunen Reitstiefel, die weiten Reitbeinkleider, den Uniformrock und dachte an den Gegensatz von Kaufmann und Soldat und daran, daß drei Kaufmannsgenerationen der Familie Stahl diesen alten Geldschrank geöffnet und geschlossen hatten.

Würde eine vierte Generation ihn dereinst benützen? Würde es das letztemal sein, daß er ihn selbst schloß?

Stahl füllte mit einem tiefen, langen Atemzug die Brust und umfaßte mit einem Blick sein altes Privatkontor.

Vaters Bild, Fabrikbilder, Geschäfts- und Ehrendiplome und das große Doppelpult, an dem sie alle gesessen. Auch seine alte Mutter.

Und nun wird von morgen ab wiederum die kluge alte Frau dort sitzen und ihr gegenüber die junge Frau Stahl, seine Frau, Gerta. Und wieder, wie schon einmal, wird die Leitung der Firma in Frauenhänden liegen.

Herrgott im Himmel, schütze sie. Schütze sie und die Kinder!

In der Kehle kam ihm etwas hoch. Nicht weich werden. Noch einmal sah er ringsum und ging dann ruhigen Schrittes hinaus.

Er schritt langsam die Treppen hinunter durch die langen Gänge der Drogen- und Lagerböden bis zum Erdgeschoß in die Maschinenräume und in den großen Destillliersaal, wo die beiden großen Viertausender aufgestellt waren, um Kräuter und Öle zu destillieren. Dieser Raum mit seinen Apparaten war sein Stolz. Er hatte ihn selbst entworfen nach den Vorbildern der großen elsässischen Brennereien.

Stahl klopfte mit dem Knöchel gegen die blitzende, kupferne Rundung. Die Brennblasen waren voll beschickt und für die Arbeit fertig.

Der frische Duft der Pfefferminze erfüllte die Fabrik, begleitet, gewürzt von jenem eigentümlich starken Drogenaroma, ohne das sich Stahl Haus und Hof, Fabrik und Apotheke von Kindheit an nicht denken konnte.

Bilder der Jugend, Bilder der Vergangenheit stiegen auf.

Herrgott, wie schnell die Folge der Jahre.

Harte Kaufmannslehre, frohe Studentenjahre, fremde Stellungen im Inland und Ausland, Reisetätigkeit und dann die sieben Jahre nach des Vaters und des Bruders Tod, und harte Aufbauarbeit, bis die Firma wieder oben war.

Nach diesen schweren Jahren sollten nun schönere kommen. So hatten er und Frau Gerta geplant. Neben der Berufsarbeit wieder mehr Sport und Bücher, Reisen und Berg- und Skifahrten. Ja, so hatten sie gedacht, ferienfroh im schönen Egern am Tegernsee, bergfroh in den Ötztalern, wo sie das Telegramm erreicht hatte: „Drohender Kriegszustand!"

Die wenigen Tage nach der Rückkehr waren vorbeigerast. Mobilmachung. Beschleunigter Abschluß der Jahresbilanz der

Firma und die Beratungen: Wie stellen wir uns auf die Zukunft ein, wenn alle kriegsdienstpflichtigen Männer der Firma ins Feld gehen?

„Sollen denn alle meine vier Jungens ins Feld gehen? Können wir nicht einen für die Firma dabehalten?"

„Nein, Mutter", hatte Helmuth Stahl auch für seine Brüder mit geantwortet, „wir wissen, wie schwer ihr Frauen daran tragt, aber von uns kann keiner zurückbleiben, wenn der Kaiser ruft. Mutter, wir sind nun einmal Altmärker. Stahls haben schon unter den Brandenburgern und Hohenzollern gefochten. Wir haben Altmärkerblut in uns. Wir sind nicht nur Potsdamer Wachtparade und Sommerleutnants. Wir müssen mit. Und, Mutter, wir sind ja Weihnachten spätestens wieder zurück."

Das alles war gestern abend, als die alte Frau Doktor Stahl in ihrer Wohnung die Familie noch einmal versammelt hatte, noch einmal durchgesprochen worden. Dann hatte sich Stahl von Frau Gerta auf eine kurze Stunde beurlaubt, um seine letzten Sachen oben im Büro zu ordnen.

Daraus waren Stunden geworden, unbemerkt, bis die alte Uhr von St. Marien ihn gemahnt hatte. —

Durch den Fabrikraum hallten Schritte. Das alte Faktotum Meister Jakobs trat auf Stahl zu.

„Na, Jakobs, so früh schon auf? Sie sollten noch in den Federn liegen. Wenn wir weg sind, wartet auf euch viel Arbeit und auf Ihre Schulter, lieber Jakobs, wird ein schwerer Sack von Mühe gelegt — Und Verzollung sicher Brutto für Netto."

„Ich weiß, Herr Helmuth — entschuldigen — Herr Leutnant heißt es ja jetzt. Aber haben Sie keine Sorge. Ich verlasse die Damen nicht. Wir werden schon alles in Schuß halten, bis Sie wiederkommen."

Stahl faßte des Alten Schulter.

„Ich weiß es, lieber Jakobs. Wir bleiben zusammen, auch

wenn wir räumlich getrennt sind" — Stahl mußte lachen — „nun haben Sie ja reichlich Gelegenheit, Ihren Altmärker Dickschädel als Fabrikleiter für die Firma einzusetzen. — Ich will jetzt hinaufgehen und noch zwei Stunden schlafen. Ich habe über den Büchern die Zeit vergessen. Wir sehen uns wohl noch, wenn nachher die Reise losgeht. Und wenn es auch dieses Mal auf eine ernste Tour geht — ich denke doch, daß wir in einigen Monaten zurück sein werden."

„Jawoll, Herr Leutnant, ich meine auch, Sie werden schon wiederkommen. Aber mancher wird nicht wiederkommen, und ob es so schnell geht, das weiß man nicht. Wir wollen es hoffen."

Als Stahl oben im Vorderhaus seine Wohnung erreichte, war er nicht im geringsten müde, sondern eher überwach. Er überlegte, ob es noch Zweck hätte, das Bett aufzusuchen. Dann aber sagte er sich, daß wohl die nächsten Tage viel Arbeit und wenig Schlaf bringen würden, und entkleidete sich in seinem Turnzimmer im Vorraum.

Leise ging er durch das Kinderzimmer und spürte den feinen, leichten Atem seiner beiden Töchter, als er sich über die kleinen Schläfer beugte. Dann trat er in das gemeinschaftliche Schlafzimmer.

Die Lampe am Bett seiner Frau brannte. Frau Gerta war eingeschlafen und das Buch, in dem sie gelesen, war ihren Händen entglitten. Stahl sah auf die Schlafende, dann hob er das Buch auf, das offen am Boden lag.

Es zeigte die letzte Seite von „Kim", und Stahls Blick fiel auf die Schlußworte: „Er kreuzte die Hände auf seinem Schoß und lächelte, wie ein Mensch lächeln mag, der Erlösung gewonnen hat für sich und die, die er liebt."

Das Wort berührte ihn seltsam.

Reglos stand er lange und sann darüber nach.

Dann löschte er das Licht. —

2. Kapitel.

Die Schutzschilde.

Durch die Stille des heißen Sommernachmittags erscholl plötzlich eine schmetternde Trompetenfanfare: So leben wir, so leben wir!

Erstaunt sahen einige Köpfe aus den Fenstern der Straße in Jülich, in der das Generalkommando des Armeekorps lag. Um die Ecke bog ein Auto, das sich um das mächtig große Schild „Straße gesperrt" nicht kümmerte, sondern bei dem großen Hause vorfuhr, dessen Kommandoflagge den Standort des Generalkommandos anzeigte.

Oben öffnete sich ein Fenster, ein Stabsoffizier sah empört heraus: „Was ist denn das für ein unerhörter Lärm?"

Leutnant Stahl, der als Beifahrer neben dem Lenker saß, sprang vom Sitz herunter und verbeugte sich mit äußerlich höflicher Miene gegen das strenge Gesicht da oben: „Ich darf mich sofort melden."

Während er aber die blaue weiche Manövermütze mit dem Helm vertauschte, brummte er zur Freude seiner beiden Maschinengewehrmänner: „Wenig feiner Empfang da oben. Der innere Krieg hat ebenso seine Schärfen. Erst schießen sie uns bei Brandenburg als feindliches Goldauto an, dann haben wir die Schlacht mit dem Benzinoberleutnant, und nun begrüßen sie hier die vornehmen Vertreter der Maschinengewehrkompanie in dieser Tonart. Kinder, ich glaube, ihr macht ein Maschinengewehr klar und heizt die Pistolen schon langsam an, während ich oben die friedlichen Verhandlungen führe."

Stahl hatte sich nicht geirrt. Zuerst begrüßte ihn das Donnerwetter eines Generalstabsoffiziers wegen des unerlaubten Vorfahrens. Als er jedoch kurzen Bericht erstattete und sich den

Standort seines Truppenteils für die Weiterfahrt erbat, wurden die hinzugetretenen Stabsoffiziere sehr interessiert und liebenswürdig und luden ihn zu einer Tasse Kaffee ein.

Nachdem Stahl die Regimentsquartiere in Loverich und Floverich erfahren hatte, drängte es ihn, weiterzukommen.

Beim Durchfahren einer kleinen Ortschaft zeigte Albis plötzlich auf einen großen Torweg: „Herr Leutnant, da liegen ja woll die schweren Fußer?"

„Donnerwetter, das ist ja sogar die zweite Batterie, bei der mein Bruder steht", rief Stahl.

Stahls Bruder, der Artillerist, war aber nicht im Quartier, sondern mit einer Furagekolonne unterwegs. Stahl hinterließ Grüße für den Bruder und für die Batteriekameraden, mit denen er früher zusammen Hockey gespielt hatte.

Bei Abenddämmerung erreichte der Wagen Loverich. Die Posten verlangten die Parole, von der natürlich die Autofahrer keine Ahnung hatten. Obwohl es Mannschaften des eigenen Regiments waren, ließ man sie nicht passieren, und erst als der Infanteriekompanieführer nach einem sehr frischen Gespräch zwischen Posten und Autobesatzung herbeigerufen war, konnte man weiterfahren.

Auf dem Kirchhof des Dorfes war gerade Appell der Maschinengewehrkompanie.

Die bekannte Stimme des Hauptmanns Seebach knarrte herüber: „Ich bitte mir aus, Jungs, daß die Schützen auch nach den Anstrengungen des Marsches sich tadellos in Waffenpflege und Haltung führen, und daß die Maschinengewehrkompanie ihr altes Renommee hochhält. — Wegtreten! — — Feldwebel Bach!"

Während die Kompanie wegtrat und der Kompaniefeldwebel sich vor dem Hauptmann aufbauen wollte, ließ Stahl gewaltig die Hupe tönen.

Sofort war die ganze Kompanie wie ein Bienenschwarm um den Wagen versammelt und begrüßte mit Hurra die Ankömmlinge.

„Ein Maschinengewehroffizier, zwei Waffenmeistergehilfen und Schutzschilde zur Stelle", meldete Stahl.

„Na, habt ihr eure Klempnerarbeit fertig? Wir freuen uns sehr, daß Sie richtig angekommen sind. Seien Sie herzlich im Kreise der Familie willkommen."

Die beiden Leutnants Redern und Rose waren hinzugetreten und ließen die Schutzschilde sofort herausnehmen und auspacken. Alles war aufs höchste gespannt, teils neugierig, teils skeptisch. Inzwischen war der Waffenmeister Dicksch zur Übernahme herangekommen und ging mit seinen beiden wiedergewonnenen Gehilfen an das Verpassen der Schilde und an die Verteilung auf die einzelnen Maschinengewehre.

Die Schilde paßten bis auf Kleinigkeiten ausgezeichnet. Bei dem Verpassen am Gewehr aber zeigte sich erst, aus welchem zähen Stahl sie bestanden. Obwohl das Kruppwerk besonders gute Feilen und Durchschläge für den zähen Chromnickelstahl mitgegeben hatte, arbeitete die Waffenmeisterei, unterstützt von Wielands Feldschmiede, die halbe Nacht, bis der letzte Schild exakt am Gewehr saß.

In der Zwischenzeit übernahm Leutnant Stahl seinen Zug, den bis dahin der älteste Vizefeldwebel Jäckel vertretungsweise geführt hatte. Darauf besuchte er die Pferde im Stall, sprach mit den Pferdeburschen und Gefechtsordonnanzen, revidierte sein Gepäck und fand Menschen, Tiere und Dinge, wie es sich bei den Preußen gehört, in bester Ordnung.

Stahl hatte sich gerade in dem ihm zugewiesenen freundlichen Bürgerquartier gewaschen, rasiert und wieder menschlich gemacht, als sein Kompaniekamerad Leutnant Rose mit dem Feldartilleristen Leutnant Landmann erschien, um ihn zum gemeinschaftlichen Abendbrot abzuholen.

Die drei Leutnants standen sich persönlich nahe. Stahl kannte Rose durch seine Übungen beim Regiment. Landmann war der Sohn einer Freundin von Stahls Mutter.

So hatten sie viel Gemeinsames und hatten sich viel zu erzählen.

Zuerst berichteten Rose und Landmann über den Ausmarsch ihrer Truppenteile aus der alten lieben Garnison. Stahl hörte sinnend zu. Das hatte er ja genau so erlebt.

Dann sprachen sie über ihre Familien, über den Abschied, über Brüder und Verwandte, die alle mit der gleichen Begeisterung zu den Fahnen geeilt waren.

Die Dunkelheit war schnell hereingebrochen.

Sie saßen auf der überdachten Terrasse von Roses Quartier. Die Zigarren glühten auf, und vor ihnen stand das Glas, gefüllt mit der Spende des Quartierwirtes, mit köstlichem deutschen Rheinwein.

„Und nun, mein lieber Landmann", sagte Rose, „jetzt müssen Sie entschuldigen als Artillerist, jetzt müssen wir Maschinengewehrleute einmal etwas fachsimpeln. — Unser Stahl kommt nämlich alleine dem Regiment nachkutschiert von einem Spezialauftrag. Dieser Kerl, frech und unverschämt, wie die Reserveoffiziere nun einmal sind, hat sich erlaubt, in letzter Minute noch eine Maschinengewehrerfindung zu machen, hat Schutzschilde entworfen und bei Krupp gebaut und hat die Dinger tatsächlich heute herangeschleift. Ich brenne darauf, zu hören, wie er sie gemacht hat, wie das bei Krupp in diesem Kriegsbetrieb überhaupt noch möglich war, und was er alles während seiner Exkursion erlebt hat."

„Donnerwetter nochmal", lachte der Artillerist, „das hört sich ja riesig interessant an. Schießen Sie los, Stahl."

„Ja, mein lieber Landmann, natürlich ist das interessant. Besonders für einen Artilleristen. So einfach, wie bei euch, wo

man bloß einem Jaul 'ne Kanone an den Schwanz bindet und mit schlechter Marschordnung durch das Manövergelände trottet und der Infanterie das Leben schwer macht, so einfach ist das bei der Intelligenzwaffe, beim Maschinengewehr, nicht."

Alle drei Leutnants schmunzelten, und Rose trank Stahl zu.

„Na also gut. — Wie Rose weiß, kam mir plötzlich der Gedanke, unsere Maschinengewehre mit leichten zerlegbaren Schutzschilden zu versehen. — Unser famoser Häuptling war sofort dafür, der Regimentskommandeur auch, und der gab mir volle Bewegungsfreiheit. Dr. Streit, unser alter, gemeinsamer Tennisgegner, half mir die Skizzen und ein Pappmodell herstellen, und ich fuhr mit einem Auto nach Berlin, um dort mit den Stahlwerken wegen schneller Anfertigung zu sprechen. Der ganze Chromnickelstahl des Lagers war aber von der österreichischen Heeresleitung gekauft worden. Guter Rat war teuer. Schließlich kam ich darauf, an die Kruppwerke nach Essen ein langes Brieftelegramm zu schicken.

In Berlin erlebte ich durch diese Fahrt einen Mobilmachungstag. Kinder, ich sage euch, es war fabelhaft, es riß einen nur so mit. Unser Auto wurde mit Blumen bombardiert. Man hielt uns wahrscheinlich für ganz was Feines. Meine beiden Maschinengewehrschützen und Gewehrschlosser Albis und Schwarz strahlten vor Begeisterung. Albis hatte seine Trompete mitgenommen, und wenn ich ihn Unter den Linden seine Fanfare ‚So leben wir, so leben wir' blasen ließ, dann winkte und jubelte uns alles wie toll zu.

Über Brandenburg und Genthin ging es zur Garnison zurück. Unterwegs kamen wir zum erstenmal ins feindliche Feuer. Wie ihr wißt, war alles verrückt auf feindliche Spione und Goldautos. Uns schrie ein Bäuerlein an, zu halten, und ballerte zu gleicher Zeit seinen Vorderlader auf unser Auto los. Na, wir haben schnell gehalten, und ich habe ihm sanft eine zur

Belehrung geklebt. An der nächsten Station hatten sie die Brücken nachts mit Ochsenketten gesperrt. Ein uralter Major mit Epauletten wie Dachziegel, wehendem Rauschebart und wahrscheinlich Inhaber der Tapferkeitsmedaille aus den Freiheitskriegen, war tief gekränkt, daß wir von seiner Parole keene Ahnung hatten und seine Scheißketten einfach kaputt fuhren. Na, wir kamen also mit heiler Haut durch, und als wir in der Garnison ausgepennt hatten, traf von Krupp das Rücktelegramm ein, daß die Schilde sofort noch gemacht werden könnten, wenn genaue Modelle und Spezialarbeiter mitgebracht würden.

Kinder, da hättet ihr unsern Waffenmeister Dicksch sehen müssen, wie dem die Augen vor Kummer übergingen, daß er nicht selber mitdurfte, sondern seine Assistenten mitgeben mußte.

Na und dann ging die Reise los. Ich konnte gerade noch unser wundervolles Liebesmahl und Abschiedsmahl im Regimentskasino mitmachen, und dann saß ich schon im Zug nach dem Westen. In meiner Ungeduld fuhren mir natürlich die Transportzüge mit ihrem 40-Kilometer-Tempo zu langsam, aber Langeweile haben wir doch keinen Augenblick gehabt.

Überall der Jubel und die Liebestätigkeit der Bevölkerung. Kinder, was mußten unsere Leute alles essen und trinken. Wenn ich nicht gewußt hätte, daß Albis und Schwarz Maschinenschlosser und Mechaniker von Beruf waren, so hätte ich geglaubt, sie wären Rekordfresser einer Jahrmarktbude.

Und dann hatten wir noch einen Riesenspaß dadurch, daß die Militärbehörde uns drei Maschinengewehrmännern nicht einen Extrazug wie sonst jedem gewöhnlichen Bataillon oder jeder einfachen Artillerieabteilung gestellt hatte, sondern daß wir uns nach Essen auf die verschiedenste Art durchwürgen und durchmogeln mußten.

Zuerst fuhren wir mit einem Infanteriebataillon, dann mit einem Pferdetransport, und endlich erwischten wir den Zug der Königshusaren. Donnerwetter, die waren in Stimmung, sag ich euch. Und wißt ihr, wie ich so unter diesen eleganten Bengels saß und mir ihre scharfen Rassegesichter ansah, da empfand ich es immer wieder: Blut und altes Geschlecht ist doch 'ne Sache.

Und dann Essen und der Industriebezirk. Die Feuer der Hochöfen und Fabriken in der dunklen Sommernacht. Das Leben auf den Bahnhöfen und in den Straßen. Und überall der Jubel der Bevölkerung und der Arbeiter. Besonders bei Krupp selbst. Im Essener Hof gab es für uns Maschinengewehrleute ein piko-bello Essen nebst Umtrunk und zwei Fürschtenzimmer, wie sich es meine Maschinengewehrmänner in ihren kühnsten Phantasien nicht hatten träumen lassen. Das hättet ihr sehen müssen, Kinder, wie die beiden in ihren blütenweißen Betten unter den roten, seidenen Steppdecken pennten. Und daneben die ausgepackten Tornister und die nägelbeschlagenen Knobelbecher, einfach großartig.

Und dann erst die Arbeit bei Krupp, wo die Lampen der Nachtschicht glühten, Gepoch und Gehämmer und Gesause von Transmissionsriemen zu einer Melodie der Arbeit und der Kraft zusammenklangen, daß wir Maschinengewehrmänner selbst mit davon erfaßt wurden — —"

Stahl lehnte sich in seinen Korbsessel zurück. Das Bild des arbeitsdröhnenden Essen sah er noch einmal leibhaftig vor sich.

„Großartig", sagte Rose, „man könnte Sie um dieses Erlebnis beneiden. Prost Kinder! Mensch, Stahl, erzählen Sie weiter."

„Nun also kurz, wir haben viel gesehen, viel erlebt und verflucht scharf gearbeitet. Die Meister und die Arbeiter der Fahrzeugabteilung, wo unsere Schilde gemacht wurden, stimmten nach den üblichen fachmännischen Bedenken und Erwägungen

zu. Wir einigten uns nach einem Vorschlag von fünf Tagen Lieferzeit auf anderthalb bis zwei Tage. Raus aus der feinen neuen feldgrauen Kluft — rin wir dreie in den blauen Monteuranzug, und dann gab's nichts zu lachen.

Erst haben wir gemeinsam die richtigen Chromnickelstahlplatten ausgesucht. Danach haben wir sie mit großen Schneidemaschinen nach dem Modell geschnitten und die nötigen Löcher hineingestanzt. Mit heißen Walzen bekamen die flachen Schilde die leicht gewölbte Form. Einmal flogen sie ins Feuer und dann wieder ins Wasser, und sie schrien hell auf und dampften und zischten, als sie danach stundenlang von Spezialarbeitern mit langgestielten Federhämmern hart und zäh geschlagen wurden.

Und ein Tönchen, Kinder, bei der Arbeit, großartig. Wir waren im Nu mit den Ingenieuren, Meistern und Arbeitern ein Herz und eine Seele.

An Schlaf war trotz unserer Fürstenzimmer natürlich nicht viel zu denken. Man hatte ihn vielleicht auch in dieser Spannung gar nicht nötig. Denn was haben wir alles gesehen in den paar Tagen! Auch die Verladung einer 42er Batterie. Ich glaubte erst, mein lieber Landmann, man wollte mir als gelerntem Infanteristen einen Bären aufbinden, als man mir von der Konstruktion und der Munition dieser Dinger erzählte. Aber sie haben ja bei Lüttich recht behalten.

Endlich, das heißt eigentlich rasend schnell, sind wir fertig geworden. Man half uns ein Auto requirieren, packte uns und die feingebündelten Schilde und vom Krupphotel noch einen riesigen Freßkorb hinein, und dann sind wir unter Hurra der Belegschaft losgebraust. Durch das Industriegebiet. Bei Düsseldorf über den Rhein. Dreimal Hurra. Im Breidenbacher Hof Fünf-Uhr-Tee und offizieller Abschied von der Kultur. Dabei leichtes Gefecht mit einem Benzinoberleutnant, der sich nur langsam davon überzeugen ließ, daß man einen Maschinen-

gewehrleutnant und zwei Maschinengewehrschützen natürlich zuerst grüßt. Ich vorher noch an unsern Alten telegraphiert, der mir Jülich als Standquartier des Armeekorps zurückdrahtet. Na, da bin ich dann fein, wie sich das für die Maschinengewehrkompanie Altmark schickt, mit Tätterätä vorgefahren, hab mir den üblichen Anschiß und die Auskunft über euer Verbleiben geholt und sitze nun hier."

Rose hob den Römer: „Prost, alter Stahl, auf Ihr Wohl! Das haben Sie verdient. Das habt ihr fein gemacht."

„Ja, Donnerwetter", nickte Landmann. „Ich glaube, die Idee mit den Schutzschilden kann sich sehr segensreich für euch auswirken."

„Ich glaube es auch", sagte Stahl, „ich glaube überhaupt an das Maschinengewehr. Und", er lächelte zu dem alten Rennreiter Landmann hinüber, „und ich bin auch um des Maschinengewehrs willen und nicht etwa nur wegen der Pferde als Reservetiger zur MGK. gegangen."

Bis gegen Mitternacht saßen die drei noch zusammen. Sie hatten sich festgeredet, und die Sitzung wäre wohl noch lange nicht aufgehoben worden, wenn nicht schließlich dem Leutnant Landmann ein Meldereiter den Befehl zum Antreten der Artillerie um 3 Uhr morgens gebracht hätte.

Man richtete die alte, aber immer schöne Frage an den Artilleristen: „Wann fahrt ihr morgen früh los?" Und die Antwort erfolgte satzungsgemäß: „Wir reiten um 3 Uhr ab." —

Die drei Kameraden trennten sich mit festem Händedruck. Landmann ging zu seiner Batterie. Stahl nahm den Heimweg über den Parkplatz der Kompanie. Es trieb ihn zu seinen Schutzschilden.

Prüfend strich er über den Stahl und fühlte seine Härte. — Die Schilde waren gut.

3. Kapitel.

Vormarsch.

„Verflucht, dieses frühe Wecken, es kann einem den ganzen Feldzug verleiden", brummte Stahl, noch halb schlafend, vor sich hin, um dann laut fortzufahren:

„Herein, wenn's kein Schneider ist!"

Es war nicht der erwartete Schütze Bremer, Bursche und Gefechtsordonnanz in einer Person, sondern der Vizefeldwebel Jäckel, der auf einer Meldekarte seinem Zugführer einen tadellos geschriebenen Etat- und Mannschaftsbestand des ersten Zuges übergab.

„Donnerwetter, Jäckel, da haben Sie ja die reine Geschäftsinventur aufgenommen. Danke schön! Haben Sie schon Kaffee getrunken? Kommen Sie mit ran und frühstücken Sie mit. Und vorher, während ich mich wasche, haben Sie die Freundlichkeit, mir das ganze Schauspielerpersonal des ersten Maschinengewehrzuges zu erklären. Bitte kriegen Sie keinen Schreck. Ich pflege morgens zu müllern, aber ich denke, Sie werden schon Menschen in ihrem Urzustande gesehen haben."

Während nun Stahl einen kurzen Müller-Übungsgang machte und sich in seiner Gummibadewanne kalt mit Hilfe eines großen Schwammes abduschte, stand Jäckel am Fenster und hielt einen begeisterten Bericht, daß der erste Zug der Maschinengewehrkompagnie Altmark aus einem Führer, nämlich dem Leutnant Stahl, aus zwei Maschinengewehrbedienungen, aus soundsoviel Reserveschützen, soundsoviel Pferden, soundsoviel Fahrzeugen usw. bestände.

Daß weiter die tüchtige Kompaniemutter, der Kompaniefeldwebel Bach, ein Ostpreuße, von den Leuten „Der Russe" genannt, und der in seinem Fache gewaltig tüchtige Fahnen-

schmied, der Sergeant Wieland, dem ersten Zuge zugeteilt wären.

Stahl hatte an der frischen Weise des Vizefeldwebels, der der erste Gewehrführer des Zuges war, seine helle Freude, und diese Freude steigerte sich, als er nachher vor seinem Zuge stand und sich nach Jäckels Plan jeden einzelnen Mann ansah und sich mit jedem einzelnen, nach Namen, Stand und Familienverhältnissen und Heimatsort fragend, bekannt machte.

Den größten Teil der Unteroffiziere und Mannschaften kannte Stahl schon von seiner letzten Übung aus dem Jahre 1913 her, die er bei der Maschinengewehrkompanie auf dem Truppenübungsplatz abgeleistet hatte.

Es waren alles ausgezeichnete, kräftige norddeutsche Jungen, meist Söhne der engeren Heimat, Altmärker. Und auch die eingezogenen Reservisten schienen sich gut einzupassen.

Der Zugführer sah dann sorgfältig die Geschirre, Fahrzeuge und Ausrüstung der Mannschaft durch, und als er den Eindruck gewonnen hatte, daß alles gut im Schwung war, versammelte er Schützen und Fahrer um sich und sagte ihnen, daß er den Dienst streng, korrekt und gerecht auffassen wolle, daß er in und außer Dienst für jeden da sein wolle und daß er nicht nur Vorgesetzter sein, sondern zu jedem jederzeit in kameradschaftlichem Verhältnis stehen wolle.

Stahl glaubte den richtigen Ton getroffen zu haben, als er Vertrauen und Verständnis in den ruhigen Mienen dieser Männer aus Altmärker Stadt und Land las, und gelobte sich innerlich selbst, alles, was in seinen Kräften stände, für seine Leute zu tun.

Aus diesen Gedanken weckte ihn die scharfe Kommandostimme seines Kameraden, des Leutnant Richard Redern, der den zweiten Zug führte und der älteste der Zugführer war. Redern forderte Meldung des Zuges und teilte ihm mit,

daß der Hauptmann befohlen habe, der in der Kompanie jeweilig älteste Offizier hätte beim Antreten die Kompanie zu revidieren und dem Führer zu melden.

5.20 Uhr erschien der Hauptmann, nahm die Meldungen des ältesten Offiziers und den Rapport des Feldwebels entgegen und ließ Punkt 5.30 Uhr antreten, um die Maschinengewehrkompanie in die Marschkolonne des Regiments einzufädeln.

In langem Kriegsmarsche, eingereiht in die Marschordnung laut Divisionsbefehl, zog das Regiment in südlicher Richtung.

Es war ein wundervoller Sommermorgen. Die Frische des Morgens ließ aber unter der aufsteigenden Sonne bald nach, und die noch nicht marschgewohnte Truppe hatte keinen Blick für das taufrische Land, sondern empfand die zunehmende Hitze quälend und war froh, als um 11 Uhr Ortsunterkunft bezogen wurde.

Die Müdigkeit aber war vergessen, als ein deutscher Flieger eine Meldung abwarf, die die Mitteilung vom Siege bei Lunéville brachte. Großer Jubel brauste durch die Reihen.

Nach der Mittagsrast wurden die Schutzschilde hervorgeholt, und die Züge exerzierten zum ersten Male mit ihnen. Hierbei machte man die Erfahrung, daß die Schilde sich trotz ihrer Kleinheit von der Umgebung durch ihre metallische Farbe zu sehr abhoben.

Richard Redern aber bewies, daß er nicht nur ein guter Kroki- und Kartenzeichner war, und ließ die Schilde mit einem buntgemaserten Anstrich versehen. Er traf damit instinktiv die in den letzten Kriegsjahren übliche Aufteilung der Flächen an Fahrzeugen und Geschützen in unregelmäßige farbige Ornamente.

Am Morgen des 13. August, 1.45 Uhr, wurde das Regiment alarmiert und begann, zum Gros gehörend, den Vor-

marsch über Aachen. Die Sonne meinte es bald wieder besonders gut.

Auf den überfüllten Straßen geht der Marsch. Das Gelände beginnt hügelig zu werden. Der Marsch ist anstrengend, und aufatmend begrüßt die Truppe einen langen Halt von $2^1/_2$ Stunden vor der Stadt. Dann folgt der lange und anstrengende Marsch durch Aachen, wo der Kommandierende General des Armeekorps den Vorbeimarsch abnimmt.

Die Bevölkerung Aachens begrüßt begeistert die durchmarschierenden Truppen und überschüttet sie mit Liebesgaben und Blumen. Früchte, Schokolade, Gläser mit Wein werden den Soldaten gereicht. Man muß aufpassen, daß es des Guten nicht zu viel wird, und muß überhaupt Obacht geben. Das wurde dem Leutnant Stahl schnell und eindringlich beigebracht. Beim Reiten auf einer abschüssigen Straße hatte er mehr Augen für die Bevölkerung als auf sein Pferd, und mit einem Male wurde er aus der Begeisterung jäh zur Erde zurückgeführt, als er aus dem Sattel seines hochbeinigen Braunen, der über eine Apfelsinenschale ausrutschte, mit der Verlängerung des Rückens auf dem nicht sehr elastischen Straßenpflaster landete.

Er hörte die Engel im Himmel pfeifen, und es war ihm, als ob die Sonne außer ihrer Wärme auch noch einige Kugelblitze von sich gegeben hätte.

Wäre ihm der Sturz zu Hause passiert, so hätte er sicher alle Viere von sich gestreckt und sich reif für eine Tragbahre empfunden. So aber, angesichts seiner Leute und der jubelnden Bevölkerung, riß er das Pferd hoch, sprang mit einem Satz und mit einem stummen Fluch hinauf und ritt weiter, als ob nichts geschehen wäre.

Als Aachen endlich durchschritten war, kreuzte sich das Regiment mit Truppenteilen, die von Lüttich, das sie erobert,

zurückkamen. Man sah in den Marschkolonnen Leute mit leichten Verwundungen und sah auch gefangene Belgier.

Mit starkem Interesse, auch mit einem Anflug von Eifersucht, blickten die frischen Regimenter auf ihre Kameraden, die schon die Feuertaufe hinter sich hatten.

Aus den Marschkolonnen flogen von den Altmärkern Rufe und Fragen zu den siegreichen Kameraden hinüber. Vor allem die Frage: „Na, wie war's denn?" Und die Antwort kam zurück: „Das werdet ihr alleene schon früh jenug merken!" —

Hinter Aachen teilten sich die Straßen. Ein Pionierkommando wies die Wege an, und als Leutnant Stahl die scharfe Stimme des über und über mit Staub bedeckten Pionieroberleutnants veranlaßte, näher hinzuschauen, erkannte er in ihm seinen alten Korpsbruder und sein Konsemester Friedrich Wilhelm Keil aus Oker am Harz wieder. Scharf leuchteten aus dem gesunden Gesicht des alten Herrn Kilian die beiden pfündigen Durchzieher. Die scharfe Nase ragte wie immer trotzig in die Luft, und beim Kommandieren rollte die Zunge mit altgewohntem Schlage des Harzer Edelrollers, wie es sich für einen alten Mensursekundanten geziemt.

„Grüß Gott, alter Sankt Kilian!"

„Grüß di Gott, alter Bazi Tobias, und das Leben noch frisch und der altgermanische Durst?"

„Jawoll, altes Konsemester. Schwingt Ihr den Humpen noch wie sunst?"

„Umsunst."

Lachend trennten sie sich. Wie der Igel zur Zylinderbürste, dachte sich Stahl, paßt dieses fröhliche Umtrunkswort in diese gottverdammte, staubige Hitze, wo man nicht Pfungstädter Helles, sondern Sand in der Kehle hat.

Die Hitze wurde immer drückender, und die Truppe mußte einen bemerkbaren Ausfall an Marschkranken abgeben. Rechts

und links in den Chausseegräben sah man sie mit geöffnetem Waffenrock liegen. Das Gros marschierte unaufhaltsam vorwärts. Das Ziel für das Regiment waren für heute die drei Orte an der Grenze: Neutral-, Preußisch- und Belgisch-Moresnet.

Belgisch-Moresnet sollte unbedingt vor dem Einmarsch der Feinde besetzt werden und die Marschstraße gesichert sein, weil sich mehrende Anzeichen von der Aufhetzung belgischer Zivilbevölkerung und hinterlistige Franktireurüberfälle auf deutsche Soldaten bemerkbar machten.

Vom Hauptmann, der vorn beim Regimentsstabe ritt, wie es als Kompanieführer der Maschinengewehrkompanie seine Bestimmung war, kam ein Radfahrer, um die beiden Leutnants Stahl und Redern nach vorn zu holen. Beide trabten an der Kolonne vorbei und meldeten sich beim Kompanieführer. Dieser ritt mit ihnen zum Regimentskommandeur vor, und hier bekamen die beiden Maschinengewehroffiziere den Auftrag, mit einer starken Husarenpatrouille nach Belgisch-Moresnet vorauszureiten und das dort in der Nähe befindliche feste Schloß zu besetzen.

Das war der erste kriegerische Auftrag, und den Leutnants wurde es gehörig warm um das Herz, als sie zur Kompanie zurückkehrten und den Befehl und die Führung ihrer Züge ihrem dienstältesten Vizefeldwebel übertrugen. Dann wechselten beide die Pferde, befahlen ihre Reitburschen zu sich und begaben sich wieder zum Regimentsstabe. Nach kurzer Zeit trabte ein Halbzug Husaren heran, dessen Führung Leutnant Redern übernahm.

Um Zeit zu gewinnen, ließ Redern trotz der Hitze Trab und Galopp reiten und legte nur die unbedingt nötigen Schrittpausen für die Pferde ein. Rechts der Straße tauchte nach kurzer Zeit das erwartete schloßartige Gebäude auf. Der

Führer ließ halten und besprach die Lage. Man kam überein, daß das Schloß im Halbkreis umstellt werden sollte. Mit einer kleinen Patrouille von wenigen Mann sollte der Leutnant Stahl durch das offene Tor einreiten und, falls er das Schloß unbesetzt fände, den Rest der Reiter nachholen.

Als die Umgehung ausgeführt war, wurde den Reitern noch eine kurze Pause zum Verschnaufen gegeben. Dann erklang das Pfeifensignal, der Leutnant Stahl zog die Parabellumpistole, seine Husaren legten die Lanzen ein und mit einem scharfen Hurra brachen sie aus dem Hinterhalt heraus auf die Chaussee, scharf rechts ab über die Brücke in das Schloß ein. Vor einer Freitreppe rissen sie die Pferde hoch, und dampfend und schnaubend tanzten die erregten Tiere auf dem Hofe.

Auf die Freitreppe aber traten zwei ältere Männer, von denen der eine ein Verwalter, der zweite der Besitzer sein konnte. Der Leutnant Stahl ritt an die beiden heran und teilte ihnen in kurzer dienstlicher Form mit, daß er laut Befehl den Schloßhof besetzen müsse, daß jeder Widerstand zwecklos wäre und die Besitzer sich in die Lage zu finden hätten, widrigenfalls —. Während Stahl diese wohlgesetzte Rede hielt, tänzelte sein Pferd unter ihm herum, und ob er wollte oder nicht, er mußte einen Blick auf die Toreinfahrt werfen.

Vor Erstaunen wäre er beinahe vom Gaul gefallen. Denn rechts und links der Schloßeinfahrt standen zwei Schilderhäuser, und vor diesen präsentierten sage und schreibe in der Tracht friderizianischer Grenadiere zwei entsprechend bemalte lebensgroße Holzfiguren das Gewehr. Als er mit einem Ruck seinen Gaul wieder rumgeworfen hatte, sah Stahl in das lächelnde Gesicht des älteren Herrn, der mit freundlicher, ruhiger Stimme sagte: „Herr Leutnant, Sie hätten sich nicht so anstrengen brauchen, ich habe gar nichts gegen Deutschland, mein Schwiegersohn ist selber preußischer Major."

Einen Augenblick sah Stahl den Redner verblüfft an, dann sprang er vom Gaul herunter, warf seinem Reitburschen Mariechen die Zügel zu, ging die Freitreppe zu dem alten Herrn hinauf, stellte sich vor und sagte: „Nun dann geben Sie uns wenigstens für die schöne Phantasia, die wir Ihnen vorgeritten, einen guten Bügeltrunk." Der Besitzer nickte lächelnd Gewähr und führte den Leutnant in ein kühles Jagdzimmer.

Als kurz darauf der Leutnant Redern mit dem Hauptteil der Patrouille erschien, fand er zu seiner Verblüffung einen guten Römer Rheinwein als Friedenstrunk für sich schon bereitstehen. Nachdem noch einer zweiten Flasche der Garaus gemacht war, die Husaren ihre Pferde getränkt und etwas abgefüttert hatten, ritt der Trupp weiter, um nunmehr auch durch Belgisch-Moresnet durchzustoßen und die Straßenkreuzungen zu besetzen und zu sichern.

An einer der Nebenchausseen fanden sie beim Rekognoszieren eine reizende kleine Villa, in der ein deutscher Ingenieur mit Frau und Kindern wohnte. Hier wurden sie zum Kaffee eingeladen und zum Abendbrot. Der gastfreundliche Ingenieur wußte zu berichten, daß die Belgier über einzelne versprengte deutsche Patrouillen unweit Aachen hergefallen seien und sie ermordet hätten.

„Ich weiß nicht, meine Herren, ob Sie Belgien kennen mit seinen zwei Bevölkerungsschichten, den Flamen und den Wallonen. Besonders bei den letzteren handelt es sich um eine einfache, unwissende Industriebevölkerung, fanatisiert und in der Hand des niederen Klerus, der gegen die Deutschen hetzt. In Belgien, dem Land der Kleinwaffenindustrie, hat schon jeder Lausejunge den Browning in der Tasche. Von der Größe des deutschen Heeres haben diese kindlichen Fanatiker keine Ahnung und sie denken mit ihren Revolvern den Vormarsch aufhalten zu können."

Der Hausherr ließ es sich nicht nehmen, die Abendtafel festlich zu bestellen und fuhr die Offiziere sogar mit dem Auto zum unweit gelegenen Biwakplatz der Kompanie zurück.

Bei Belgisch-Moresnet biwakierte die Truppe zum erstenmal im Freien. Die Zelte waren aufgeschlagen, die Wachtfeuer lohten und den Maschinengewehroffizieren bot sich das wundervolle Bild eines nächtlichen Heerlagers. Das kleine Offizierszelt hatten die Burschen schon gerichtet, die Schlafsäcke lagen bereit, die Oberkleider wurden abgeworfen, und der Hauptmann gebot Ruhe.

Stahl konnte lange nicht zum Schlaf kommen. Das Schlafen auf knisterndem Stroh war doch noch ungewohnt. Die Geräusche der Nacht, die Tritte der Posten, das Stampfen der an langen Leinen angepflockten Pferde, das Durchscheinen der Lagerfeuer durch die Zeltleinwand und die Eindrücke des ereignisvollen Marsches hielten ihn noch wach. Und dann meldete sich, nachdem die Entspannung einsetzte, doch wieder der alte Herr corpus, und ob er sich auf die rechte oder linke Polarhälfte legte, die Erinnerung des Aachener Steinpflasters sandte ihre zarten Grüße nach.

Die Wachtfeuer sanken herunter, die Pferde wurden ruhiger, und der gute, alte Bordeaux des Ingenieurs gab das seine dazu. Auch Stahl schlief ein. Als um 3 Uhr geweckt wurde, mußte er sich besinnen, wo er war, und auf die Frage des Hauptmanns: Was die Herren in dieser ersten Biwakfeldnacht geträumt hätten — da dieses in Erfüllung ginge — zu seiner Schande gestehen, daß er nicht die geringste Spur eines Traumes gehabt habe.

Vielleicht, aber auch nur sehr vielleicht, hatte er etwas freie Magensäure von den guten Weinen des Tages vorher und sicher, aber ganz sicher fühlte er die südliche Verlängerung seines Rückens beim Aufstehen erheblich. Das ging aber schnell

vorbei. Der Bursche meldete, daß die Gummibadewanne bereitstände, und Stahl verschwand aus dem Zelt, um mit Unterstützung seines Burschen und zum höchsten Erstaunen des ersten Zuges der Maschinengewehrkompanie sich in Adams Kostüm aus einem Stalleimer mit kaltem Wasser zu bearbeiten und dann der etwas sprachlosen Kompanie einen exakten Müller-Kursus vorzuführen.

Erregte schon der Müller-Kursus die Belustigung der Schützen, so fanden sie für die schwarzbraun gebrannten Knie ihres Zugführers keine Erklärung. Die kurze Wichs, die Gamslederne vom Tegernsee, war den Altmärkern unbekannt. Plausibler erschien es ihnen schon, als der kritische Gefreite Meier die Vermutung aussprach, daß Stahls Großmutter vermutlich eine Mulattin gewesen wäre.

Als Leutnant Stahl frisch gebadet und innerlich und äußerlich erneut zum Frühstück im Offizierszelt erscheinen wollte, war dieses längst in seine Bestandteile, sprich Zeltbahnen und Zeltpflöcke, aufgelöst. Die beiden Zugführer, Leutnant Redern und Rose, waren verschwunden, und der Hauptmann fragte mit etwas kühlem Tone, ob der Zug Stahl schon marschbereit stände. Das Frühstück war also eine etwas theoretische Angelegenheit, und Stahl verschwand schleunigst zu seinem Zuge, den zu seiner beruhigenden Freude der Vizefeldwebel Jäckel schon nachgesehen hatte.

Die Züge der Maschinengewehrkompanie formierten sich auf dem Biwakplatz. Die Zugführer standen vor ihren Zügen. Der Dienstälteste, also Redern, meldete dem Hauptmann, der Feldwebel machte Rapport, und 4.15 Uhr erfolgte der Abmarsch in Richtung auf die Maas.

Südlich des Städtchens Visé bei Argenteau war die Maasbrücke von den Belgiern gesprengt worden, aber eine deutsche Pionierkompanie hatte schon eine neue Brücke auf das west-

liche Ufer geschlagen. Der Marsch ging bei glühender Hitze den Tag hindurch parallel der holländischen Grenze nach Richelle und Argenteau. Hier wurde Ortsbiwak bezogen. Die Bevölkerung aller dieser Orte zeigte sich sehr unruhig. Dumpfer Geschützdonner war den ganzen Tag hörbar und die Kolonnengerüchte wollten wissen, daß bei Lüttich noch um verschiedene Forts gekämpft würde.

In allen Ortschaften sah man abgebrannte Häuser von den Franktireurkämpfen her. Tote Pferde, die in der Hitze schnell auftrieben, mischten ihren bestialischen Geruch mit dem widerlichen Brandgeschmack, der in den Dorfstraßen eingeklemmt saß.

Endlich, schweißtriefend und staubbedeckt, erreichten die Truppen die angewiesenen Quartiere um 2 Uhr mittags. Nur eine Kompanie des dritten Bataillons mußte über Argenteau noch weiter marschieren bis auf das westliche Maasufer, um die Brücke gegen Franktireurüberfälle zu sichern. Die Maschinengewehrkompanie erhielt eine schöne Koppel links der Hauptstraße des Dorfes Richelle angewiesen. Essen wurde ausgegeben und man traf alle Anstalten, um nach Möglichkeit Mann und Roß Ruhe zu geben. Aber trotz des herrlichen Sommernachmittages wollte eine rechte Ruhe nicht eintreten. Die Mannschaften wurden scharf angewiesen, nicht allein in den weitverzweigten Gehöften umherzugehen und unbedingt in der Nähe des Biwakplatzes zu bleiben.

Als die glühendste Hitze vorbei war, gingen die Offiziere der Kompanie gemeinsam durch den wohlhabenden Ort. Während sie die Hauptstraße hinunterschritten, hörten sie auf einem Gehöft wilde deutsche Flüche und angstvolles Kreischen von Frauenstimmen. Sie liefen hinzu und fanden deutsche Soldaten einen Misthaufen umschaufelnd, daneben ein paar schreiende belgische Bäuerinnen und vor diesen einige blutgetränkte deutsche Ulanenwaffenröcke.

Einer der Leute meldete, sie hätten das ganze Gehöft durchsucht und unter dem verdächtig frischen feuchten Mist die deutschen Uniformen gefunden. Die Frauen wurden festgenommen und verhört. Es war aber nichts Genaues herauszubringen und man ließ sie wieder frei.

Der deutschen Soldaten hatte sich eine starke Erregung bemächtigt, und auch in der Maschinengewehrkompanie schwirrten die wildesten Gerüchte. Deshalb wurde im Offiziersrate der MGK. beschlossen, zur Ruhe und Sicherheit der Truppe für die Nacht und während des Ortsbiwaks einen Einwohner als Geisel zu nehmen.

Einer der Gewehrführer war ein Unteroffizier der Reserve Böhmer. Er erhielt als Neusprachler den Auftrag, eine kurze französische Proklamation zu entwerfen, daß als Garantie für die Sicherheit der Truppe ein angesehener Bürger des Ortes bei der Maschinengewehrkompanie die Nacht zuzubringen hätte. Bliebe die Nacht ruhig, so würde der als Geisel Festgenommene beim Abmarsch ohne weiteres entlassen. Geschähen Überfälle auf deutsche Soldaten, so würde der Mann sofort standrechtlich erschossen.

Ein Offizier, der Leutnant Rose, mit 6 Maschinengewehrschützen und einem Hornisten von der kleinen Kapelle, die sich die Mannschaft der Maschinengewehrkompanie selbst als Marschmusik zusammengestellt hatte, gingen einmal die Dorfstraße hinauf und hinunter. Als die Einwohner aufmerksam geworden waren, blies der Hornist ein Signal, und der Oberlehrer in Feldgrau verlas jetzt nicht mehr seinen Tertianern, sondern einer verbissenen Wallonenbevölkerung einen stilreinen französischen Aufsatz. Darauf wurde der angesehenste Einwohner der Straße, ein Schuhmachermeister, festgenommen. Seine Familie brach in ein Wehgeschrei aus und war nur schwer davon zu überzeugen, daß die Drohung der Proklama-

tion nicht sofort vollstreckt würde. Erst als er den Befehl erhielt, sich warme Oberkleidung und Essen für die Nacht mitzunehmen, begriffen sie, daß man keine sofortige Erschießung beabsichtigte.

Langsam kam die Dämmerung. Der Gewehr- und Waffenappell war vorüber, die Befehle für den nächsten Tag, soweit eingetroffen, wurden ausgegeben, und der Hauptmann erklärte als Abschluß der ganzen Kompanie die allgemeine Lage. Dann flammten wieder die Biwakfeuer auf. Die Mannschaften saßen vor ihren Zelten oder gingen vor diesen im Gespräche auf und ab. Ein Frieden lag über dem Dorfe, als ob es nirgends Krieg gäbe.

Am großen Feuer der Unteroffiziere zwischen der Lagerwache, die die Posten zu stellen und die Ablösung zu regeln hatte, saß der belgische Schuhmachermeister. Es ging ihm nicht schlecht. Die gutmütigen Deutschen gaben ihm zu essen und zu trinken. Nur in einem war seine Bewegungsfreiheit etwas eingeschränkt. Eine solide Pferdeleine war um seine Ferse geknüpft und das andere Ende um einen soliden Baumstamm, und falls er seine diesbezüglichen kleinen oder großen menschlichen Wünsche zu erledigen beabsichtigte, so mußte er dieses im 3-m-Radius des deutschen Hanfseiles tun.

Gemütsbewegungen pflegen sich bei vielen Leuten auf die Darmtätigkeit zu legen, und so ging, etwas nervös angeregt, auch unser Schuster ab und zu seine 3-m-Partie und bot, wenn gerade die Wachtfeuer auflohten, manch merkwürdige Silhouette.

Vor dem ersten Hahnenkrähn wurde geweckt. Stahl hatte aus den bisherigen Erlebnissen gelernt. Er ließ sich früher als die anderen Herren durch seinen Burschen wecken und beeilte auch seinen Müller-Kursus. Dann ging er zur Feldküche, mit deren Führer er schon um Tage vorher „einige ernsthafte

Worte" gesprochen hatte, und nun gab es Kaffee und Frühstück nicht nur reichlich und früh genug für die Mannschaften, sondern auch für die Offiziere.

Aber Stahl sah zu seinem Erstaunen, daß seine Kameraden, selbst der Hauptmann, auf ein richtiges Frühstück sehr geringen Wert zu legen schienen, und auch später mußte er bemerken, daß die in zäher preußischer Offizierszucht Aufgewachsenen in ihren Anforderungen an Essen und Trinken von einer verblüffenden spartanischen Einfachheit waren.

Stahl dachte an das reichliche heimatliche Morgenfrühstück. Es war also ein Unterschied zwischen seinen Lebensgewohnheiten als Kaufmann und als Reserveoffizier und denen der anderen als aktive Offiziere. Und war nur dieser Unterschied? Hatten die Aktiven außer dieser Genügsamkeit den Reserveoffizieren nicht auch die selbstverständliche Sicherheit im Befehlen und Gehorchen voraus? Entstammten sie nicht überhaupt verschiedenen Welten?

Ob er es je in allem den aktiven Kameraden gleich und recht machen würde? Nun, er würde sich die größte Mühe geben, wenngleich er aus der Zeit seiner Übungen wußte, daß der Erziehungsgang des aktiven Offiziers und sein eigener als Kaufmann, als Student, als Angestellter und dann im Daseinskampfe bis zum Chef der Firma ihn innerlich hatten grundverschieden werden lassen von jenen straffen Typen des deutschen Berufsoffiziers.

Aber rotzverdammt! — zum erstenmal flog ihm dieses Wort durch den Sinn und kam ihm auf die Zunge, das für die ganze Kompanie später eine Art Barometer werden sollte. — Rotzverdammt noch einmal! Man ist hier nicht Kaufmann und Fabrikbesitzer, man ist hier Soldat. Und ist man auch soundso viele Jahre älter als die dienstgleichen oder rangälteren Offiziere, so wird man es ihnen schon gleich tun. Wofür hat man

seinen bewußten Willen? Mit dem Körper des trainierten Sportsmannes wird es gemacht. Und Altmärker Soldatenblut haben auch wir.

Die Sterne waren im Abbleichen. Der frühe Morgenwind brachte vom nahen Flusse herauf die Kühle. Die Kompanie rückte ab und der Schuster wurde freigegeben. Er bedankte sich und hatte es gar nicht so eilig, hinwegzugehen.

Nach kurzem Marsch war das Maasufer erreicht und über die hölzerne Pionierbrücke ging es nach dem reichen flämischen Dorfe Genoels-Elderen, unweit der großen Chaussee Maastricht-Tongern.

Als ob sie von der Hölle in den Himmel gekommen, so war den norddeutschen Feldgrauen zumute, als sie von den verbissenen Wallonen zu den blonden, sauberen Flamen kamen. Niederdeutsche Menschen, niederdeutsche Laute begrüßten sie hier, und ruhige, behäbige Wohlhabenheit gab ein befriedigendes Bild für den marschmüden Infanteristen.

Der Regimentskommandeur, der den Wert und die Verwendungsmöglichkeit gutberittener Offiziere erkannt hatte, sandte die Leutnants Rose und Stahl von der Maschinengewehrkompanie mit einem Quartiertrupp voraus. Die Maschinengewehroffiziere verteilten schnell die großen Höfe und Plätze für die 3 Bataillone, die Maschinengewehrkompanie und den Regimentsstab.

Es ist nicht immer leicht, großen Herren die Sache rechtzumachen, und schon in den wenigen Tagen des Vormarsches hatte die gesamte Maschinengewehrkompanie begriffen, daß es sicher eine hohe Ehre und manche Vorteile bedeutet, direkt dem Regimentsführer und nicht erst einem Bataillonskommandeur unterstellt zu sein. Jedoch Ehren werden teuer erkauft, und jedes Ding hat seine zwei Seiten.

Als die beiden quartiermachenden Maschinengewehrleut-

nants das Dorf erkundet hatten, sahen sie sich beide wortlos in die treuen blauen Augen, die bei beiden aber ziemlich dunkelbraun waren, und fragten sich dann: Wohin den Regimentskommandeur mit seinem Stabe und wohin den zweiten König des Regiments, den Kommandeur des 2. Bataillons, Major Klinge? „Ehre dem Ehre gebühret!" meinte Stahl. „Es gibt nur einen wirklich vornehmen Ort, wo wir den Regimentskommandeur unterbringen können, und das ist die Priesterschule. Der Oberst ist selber ein hochgelehrter Mann, Generalstäbler pp., der Führer des katholischen Priesterseminars ist sicher Doktor vieler Grade; ich glaube nicht, daß wir es wagen dürfen, bei Vorhandensein solcher Zelebrität unseren hohen Mandarin in einen gewöhnlichen Bauernhof zu legen." „Sehr richtig, der Herr", nickte Rose, „und dann legen wir wohl den zweiten Bataillonsstab in die zwar bescheidene, aber nicht ganz so üble Boerderij Michaels."

„Und die Maschinengewehrkompanie?"

„Nun, bei den bekannten bescheidenen Ansprüchen der Maschinengewehrleute dürften sie noch bei Mynheer Michaels in einer Ecke des Hofes mit unterschlüpfen."

„Sehr richtig, der Herr."

Als, vom Chausseestaub bepudert, die Marschkolonnen des Infanterieregiments Altmark in der Nachmittagshitze einrückten, da traute mancher kaum seinen Augen. Eine freundliche blonde Bevölkerung stand an den Türen und auf den Straßen und lachte den Deutschen entgegen, und die Quartiermacher standen gesäubert und fröhlich lächelnd da, die verschiedenen Truppenteile in ihre Quartiere zu bringen, so wie früher bei einem heimatlichen Manöver. Der Infanterist ahnte, hier ist gut sein. Die Maschinengewehrkompanie fuhr mit schneidigem Winkel in den großen Hof der Boerderij ein. Die Bataillonskommandeure nickten wohlwollend angesichts der

freundlichen Bauernhöfe, und mit würdigen Mienen und mit voller Satisfaktion schritt der Regimentsstab unter Leitung des Regimentsadjutanten auf den hochragenden geistlichen Bau zu.

In der Bürgermeisterei des Mynheer Michaels entwickelte sich ein geschäftiger Betrieb.

Der Major Klinge hatte zwei gute Zimmer bekommen, und der Hofbesitzer hatte es sich nicht nehmen lassen, sein saalartiges gutes Zimmer mit einer langen Tafel, darob weiße Tischtücher und Blumenvasen standen, zu versehen.

Der Hauptmann Seebach, der Kapitän der Maschinengewehrkompanie, hatte neben dem Major ein kleines, aber gutes Zimmer gefunden, und die drei Maschinengewehrleutnants hatten zwar keine Betten, aber in einer entzückenden Giebelstube waren Strohschütten sauber bereitet, auf denen derbe Leinentücher mit den nun schon recht gut eingespielten Schlafsäcken lagen.

Die Unteroffiziere und Mannschaften kamen in den großen Scheunen reichlich unter, die Fahrzeuge fanden Platz und Deckung, und als beim großen Appell am Nachmittag bekanntgegeben wurde, daß am nächsten Tag, den 16. August, Sonntags, ein allgemeiner Ruhetag sein sollte, da war große Freude, und die weitere Mitteilung, daß am Nachmittag 3.30 Uhr ein Feldgottesdienst stattfände, wurde mit derselben Ruhe hingenommen, mit der ein arabisches Sprichwort sagt, daß am Grunde auch des besten Glases Wein ein Pfefferkörnchen vorhanden sei.

Die behagliche Ruhe wirkte auf alle erfrischend. Major Klinge ließ die Offiziere seines Bataillons zu einem großen Abendbrot in die gute Stube seines Quartiers einladen, dazu die Offiziere der Maschinengewehrkompanie. Zwischen Major Klinge und Leutnant Stahl bestand schon aus Friedenszeiten

die Art Bekanntschaft, wie sie zwischen den Reserveoffizieren und den aktiven Offizieren eines Regiments etwas äußerlich zu sein pflegt. Aber auf diesen wenigen Tagen des Vormarsches begann schon jene Umstellung, die unter voller Würdigung des Ranges doch der Persönlichkeit des einzelnen mehr Raum, Beachtung und Wertschätzung angedeihen ließ. Und wenn auf den Stunden des Marsches der Leutnant der Reserve Stahl neben dem aktiven Kommandeur des zweiten Bataillons geritten war, so war ihm hin und wieder aufgefallen, daß das Gesprächsthema sehr viel öfter von der reinen Fachsimpelei und vom reinen Soldatentum auf irgendein anderes Gebiet mit weiteren Interessen sich ausdehnte.

Es fügte sich gut, daß der zu Major Klinge gehörige Bataillonsadjutant, der Leutnant Wärter, ebenfalls ein liebenswürdiger und nicht nur kommissig eingestellter Offizier war und so fügte es sich weiter zwanglos, daß am Nachmittag im Quartier zwischen dem Herrn Major Klinge und den Leutnants Wärter und Stahl ein sympathisches Gespräch stattfand, dessen Wünsche und Inhalt der Leutnant Stahl dem Mynheer Michaels übermittelte. Dieser wieder sprach mit seiner respektablen Hausfrau, und darauf erhub sich in der raumvollen Küche des Gehöftes ein verheißungsvolles Rumoren.

Als am Abend pünktlich 7.30 Uhr frisch rasiert und gescheitelt die Herren des Bataillons und der Maschinengewehrkompanie beim Major Klinge antraten, da lieferte die Küche von Mevrouw Michaels ein Festessen, dessen sich selbst ein Kasinofeldwebel nicht hätte zu schämen brauchen. Die Ordonnanzen, unterstützt durch die beiden appetitlichen Töchter des Hauses, Ruth und Esther, hatten manch fröhlichen Stafettenlauf zwischen Speisezimmer und Küche zu bestehen. Ein sympathischer alter Bordeaux befeuchtete die Zunge, und aus den respektablen Kellern des Hauses stellte der Wirt, der zur

Tafel geladen war, manche Flasche Sekt perlenden Inhalts auf den Tisch, deren kleine Marke den Deutschen nicht bekannt, deren Güte aber unbestreitbar war. Gerade als die Speisen abgetragen waren und die schweren silbernen Leuchter mit den Kerzen auf dem Tisch flackerten, die Zigarren brannten und dazwischen ganz altmodische, aber behagliche Petroleumlampen mit Majolikafüßen ihr mildes Licht verbreiteten, tat sich die Tür auf und vornehm und kühl, reserviert und etwas säuerlich, erschien der Regimentsadjutant, um zu sagen, daß der Herr Oberst mit seinem Quartier durchaus nicht zufrieden sei und daß er über die Quartiermacher einige scharfe Bemerkungen hätte fallen lassen. Als der Hauptmann Riechert gebeten war, Platz zu nehmen, um ein bescheidenes Glas mitzutrinken, streifte er die etwas zeremonielle Hülle ab und vertraute dem ihm näherstehenden Leutnant Rose an, daß er ihn für einen ausgekochten Schweinehund halte und daß es sicher nicht auf einem Zufall beruhte, daß er, der Regimentsadjutant mit dem Regimentskommandeur — oder umgekehrt — in ein derartiges unglaubliches Quartier gelegt worden sei. Wäre der Kommandeur nicht so müde, so würde er heute noch das Quartier gewechselt haben; so aber hätte er sich nach einer höflichen gegenseitigen Visite mit dem Vorsteher des Alumnates früh und verärgert zur Ruhe begeben.

Nicht nur nicht aber die Zimmer wären von einer fatalen Dürftigkeit und scheinbar geringer Sauberkeit, abgesehen von einem säuerlichen Mief, sondern auch die Verpflegung wäre offensichtlich die von sich kasteienden, bereits auf ein jenseitiges Leben gerichteten Heiligen.

Der Herr Regimentskommandeur beabsichtige nicht allein vom ganzen Regiment schlecht zu leben in diesem Feldzuge. Von der Maschinengewehrkompanie ginge beim Regimentsstabe das Gerücht von einer sehr guten Küchenhaltung. Der

Regimentskommandeur überlege ernstlich, ob er seine Verpflegung nicht der Maschinengewehrkompanie übertragen solle.

Die bemerkenswerten Ausführungen des Regimentsadjutanten fanden ihre volle Beachtung, und im Kreise der Auguren wurde beschlossen, den Herrn Regimentskommandeur nebst Adjutanten zu bitten, während der kurzen Dauer des Aufenthalts im Dorfe an der Tafel des Major Klinge gütigst sich mitverpflegen zu lassen.

Was nun den Lebenswandel der Maschinengewehrkompanie selbst anbelangt, so hielt sich Stahl für verpflichtet, dem Hauptmann Riechert vorsichtig klarzumachen, daß die spartanische Auffassung des Hauptmanns Seebach sowohl wie seiner Herren wahrhaft beängstigend wäre und daß der Herr Regimentskommandeur ganz entschieden den Gefahren einer Unterernährung entgegenginge, falls er bei der Maschinengewehrkompanie hospitieren wollte.

An diesem Abend wurde noch mancher Becher geleert auf die Zukunft, auf den Sieg, auf die Lieben daheim. Wenngleich man erst wenige Tage von daheim weg war, so hatte man doch das Gefühl, als ob eine Welt zwischen diesem kleinen belgischen Ort und Deutschland läge, und schmerzlich wurde das Eintreffen der Post erwartet.

Nach der scharfen Marschwoche war für Mann und Pferd der Ruhesonntag eine wirkliche Erholung.

Es wurde nicht geweckt, und so konnten auch die Offiziere der Maschinengewehrkompanie bis zur unerhörten Zeit von $^1/_2$9 Uhr morgens ruhen. Nach großer Wäsche, Generalreinigung von Mann und Roß begann der erste Dienst: Exerzieren mit den neuen Schilden am Maschinengewehr und Zugexerzieren. Da der Leutnant Redern mit der Bemalung der Schilde noch nicht zufrieden war, so erhielten sie um 12 Uhr Sonntags einen neuen Anstrich und standen nun in der prallen Sonne

auf dem Hofe, um schnell zu trocknen. Nach dem Feldgottesdienst am Nachmittag wurde die Zeit benutzt, um nach Haus zu schreiben.

Die Briefe und Postkarten unterlagen sämtlich einer scharfen Zensur. Sie war auch verdammt nötig. Und den die Briefzensur durchführenden Offizieren sträubten sich manchmal die Haare. In manchen Mannschaftsbriefen traten schon ganz wilde Krieger auf, die mit Rücksicht auf Liebesgabenpakete von furchtbaren Kämpfen und Abenteuern berichteten, obwohl die Truppe bisher nur einmal gefangene Feinde gesehen hatte.

Der frühe Abend vereinte noch einmal alle dienstfreien Offiziere mit dem Regimentskommandeur. Als diese große Runde um den langen Tisch versammelt war und die Maschinengewehroffiziere wieder für die Beköstigung zu sorgen hatten, da ging dem Leutnant Stahl doch der Gedanke durch den Kopf, wie lange wird diese Runde noch geschlossen zusammen sein können?

Man trennte sich früh, denn der Befehlsempfänger überbrachte von der Division die Meldung, daß am nächsten Morgen um 4 Uhr der Abmarsch in der Richtung auf Alken stattzufinden hätte. Das hieß: 2.30 Uhr Wecken.

Der Abmarsch fand bei übler Dunkelheit statt. Der Himmel war bewölkt. Die Truppe war es noch nicht wie in späteren Zeiten gewöhnt, zu jeder Tag- und Nachtzeit reibungslos aufzubrechen.

Nach langem Marsch wird bei Alken biwakiert. Die Maschinengewehrkompanie ist zum Schutz des Regimentsstabes befohlen und ist kaum zur Ruhe gegangen, als eine Ordonnanz die Offiziere zum Obersten ruft.

Im Schlafzimmer des Obersten bietet sich ein herrliches Bild. Der Oberleutnant von Mertens ist beim Oberst schon anwesend in voller Kriegsbemalung. Der Herr Oberst ist im Ge-

wand der Nacht, und mit seinem schmalen und haarlosen Kopfe sowie seiner großen braunen Hornbrille bietet er bei der unsicheren Kerzenbeleuchtung das Bild eines älteren, würdigen, hochgelahrten chinesischen Mandarinen. Hinter ihm steht als des Obersten getreuer Schatten der Regimentsadjutant Riechert.

Diese friedlichen Betrachtungen des Leutnant Stahl werden schnell zerstört durch die Mitteilungen des Generalkommandos, daß morgen oder heute noch die Belgier angegriffen werden.

Mit einem Schlag ist der Ernst in den Vordergrund gerückt, und trotz der warmen Sommernacht berührt Stahl etwas wie ein kühler Luftzug und leise schauert er zusammen.

Vor den Herren liegt eine große Karte ausgebreitet. Die Stellungen der eigenen Anmarschlinien sind im ganzen bezeichnet. Genau westlich vom jetzigen Quartier von Süden nach Norden fließt parallel der Eisenbahnlinie Tirlemont-Diest der Geetebach. In diesem Geeteabschnitt sollen nach den neuesten Meldungen die belgischen Truppen aufmarschiert sein, um den deutschen Angriff zu erwarten. Der Oberleutnant von Mertens und die Leutnants Redern und Stahl erhalten den Auftrag, unverzüglich zu einem Aufklärungsritt aufzubrechen, eine gute Marschstraße zu erkunden und zu bezeichnen. Sie sollen so weit vorreiten, als es die Lage zuläßt und dann das Regiment erwarten. Als wahrscheinlich zu erreichendes Ziel wird ihnen eine Ferme, Engelferme, bezeichnet, die jedoch auf ihren Karten nicht vermerkt ist.

Die drei Offiziere wiederholen ihren Auftrag und sind in kurzer Zeit mit ihren Reitburschen unterwegs. Die Nacht ist noch dunkler wie die gestrige. Der Himmel ist bewölkt und schickt ab und zu feinen, dunstigen Regen zur Erde. Trotzdem wird schnell geritten. Die Spannung, bald an den Feind heranzukommen, die schwüle Nacht und der Regen lassen die

Brillengläser von Mertens und Stahl immer wieder beschlagen. Es ist ein Saureiten, wie in einem Treibhaus, Reiter und Pferde dampfen, nur die abwechselnd eingelegten Schrittpausen sind eine gewisse Erholung. Man sieht nichts. Man hört nur den Vordermann reiten. Es geht in Kolonne zu einem. An der Spitze Richard Redern, der wie eine Katze auch bei Nacht sieht und gut beritten ist.

Solange es noch die angesetzte Hauptstraße ein Stück vorwärts geht, ist die Orientierung einigermaßen möglich, wenn man rechts und links die dunkeln Mauern der Chausseebäume sieht und das Stück Himmel dazwischen, der über einem sich wenigstens um eine Schattierung heller abzeichnet.

Nun geht es langsam vorwärts, denn alle 100 Meter muß einer der Reitburschen um einen Baum ein Strohseil als Markierung winden, und so geht es östlich, bis bei Tageshelle ein Kanal erreicht ist. Hier halten die sechs Reiter und warten das Herankommen des Regiments ab.

Von 8 Uhr ab ist Kanonendonner zu hören und verstärkt die Spannung der Wartenden. Sie sind bei den Bauernhäusern eines kleinen Ortes abgesessen, haben Deckung aufgesucht und frühstücken aus dem Brotbeutel. Sie trinken kalten Kaffee, haben die Karabiner schußbereit und lassen die feuchten Kleider auf dem Leibe trocknen.

Die Offiziere der Maschinengewehrkompanie haben sich nämlich stillschweigend Karabiner angeschafft. Genau so, wie sie dazu übergegangen sind, den Degen am Sattel zu lassen und ein aufpflanzbares Seitengewehr an dessen Stelle zu tragen. Der Leutnant Stahl ist noch etwas weiter gegangen. Aus irgendeinem Ahnungsgefühl heraus hat er in seinem Gepäck ein kurzes japanisches Schwert, das Geschenk eines Korpsbruders, mitgenommen. Da die blanke Lackscheide zu sehr glänzte und beim Reiten klappernd anschlug, so hat sie der

Kompaniesattler in braunes Leder eingenäht. Dies kurze japanische Hiebschwert ist für einen alten Fechter für Hieb und Stoß eine herrliche Waffe. Es hat eine eigene Gleichgewichtsverteilung, und im Schlag liegt eine merkwürdige Schwungkraft.

Das Regiment ist herangekommen. Neben dem Regiment Altmark ist das Schwesterregiment Börde aufmarschiert.

Die Maschinengewehrkompanie Altmark ist als Reserve des Generalkommandos bestimmt worden. Sie hält hinter einem Gehöft, und die Offiziere besprechen sich.

„Kinder, jetzt geht die Sache anscheinend wirklich los. Wir sind zwar Reserve, aber man wird sich den Einsatz von Maschinengewehren nicht entgehen lassen. — Wir haben noch Zeit, laßt die Leute nochmals austreten. Erfahrung aus früheren Kriegen lehrt, daß vor Angriffen selbst ein General mal aus der Hose muß."

Die Anregung des Hauptmanns wird durch die Zugführer weitergegeben und findet viele Anhänger. Fast die ganze Kompanie sitzt um das Gehöft herum.

Auf Befehl des Kompanieführers muß Stahl den Standort der Kompanie dem Brigadekommandeur, General von Schöttler, melden. Da er ungedeckt im gestreckten Galopp auf den General zureitet, so empfängt er von diesem den ersten fürchterlichen Anpfiff im Feldzug.

„Herr, sind Sie in drei Deibels Namen vollkommen verrückt geworden? Wollen Sie gefälligst runter von Ihrem Bock, oder haben Sie sich noch nen eigenen Flieger mitgebracht, um die Stellung des Brigadestabes möglichst schnell dem Gegner bekanntzugeben?"

In diesem Augenblick trug der Reitunterricht, den der Leutnant Stahl vor etwa 15 Jahren beim Stallmeister eines Zirkusses gehabt hatte, seine Früchte. Mit einem wahren Pantherssatz flog er vom Pferde und landete direkt vor dem General.

Der hörte die Erledigung des Auftrages schweigend an, durchbohrte den Überbringer mit Blicken, als ob er ihn auffressen wollte, und gab ihm das sanfte Geleitwort: „Scheren Sie sich in drei Deibels Namen zu Ihrer Kompanie zurück."

Einen Augenblick überlegte Stahl, ob sich der General vielleicht darunter einen Fußmarsch mit hinterhergezogenem Pferde dächte. Dann aber kam eine gewisse Abenteuerstimmung über ihn. Er grüßte den General, führte das Pferd einige Meter abseits, sprang hinauf und jagte, dieses Mal den Waldrand benutzend, in hohem Bogen von dem ungastlichen Kommando weg.

In der Zwischenzeit war der Befehl eingetroffen, daß die Maschinengewehrkompanie dem Regiment wieder zugeteilt und von diesem dem 2. Bataillon als Reserve überwiesen sei. Das 2. Bataillon wird nunmehr entfaltet, und zwei Züge Infanterie unter den Leutnants Cortez und Herder werden eingesetzt. Mit weiten Zwischenräumen, mit Aufklärern an der Spitze vorweg geht es quer durch den Wald, Richtung Geet-Betz. Die Maschinengewehrkompanie folgt auf Waldwegen vorläufig noch in Gefechtskolonne, Kolonne zu einem.

Vorn wird der Wald lichter, und plötzlich beginnt ein wildes Infanteriefeuer auf kürzeste Entfernung. Sofort werden die Maschinengewehre frei gemacht, die Fahrzeuge fahren in Deckung zurück, und der Zug des Leutnants Rose, der heute die Spitze hat, wird als erster eingesetzt.

Noch ist vom Feinde in dem waldigen Gelände nichts zu sehen, aber das Feuer verstärkt sich.

Dann wird der laute Knall einer Sprengung hörbar, gefolgt von dem scharfen Hurra deutscher Stimmen. Die Maschinengewehrkompanie hastet nach vorn. Der Zug des Leutnants Rose geht in Feuerstellung, findet aber keinen Gegner mehr vor.

Dort wo der Waldweg auf den reißenden, tief eingeschnittenen Geetebach trifft, hat der Feind die Brücke gesprengt. Als die Maschinengewehrkompanie an die Lichtung herankommt, ist vom Feinde nichts mehr zu sehen, aber das feindliche Feuer hat die ersten Opfer vom Regiment gefordert. Rechts des Weges liegt sonderbar bleich ein deutscher Trompeter auf der Seite. Die Trompete ist auf den Rücken gerutscht. In der erstarrten rechten Hand hält er noch das Gewehr. Die linke Hand ragt in die Luft. Das Handgelenk ist durchschossen, und im Augenblick des Anschlages muß die Kugel weiter direkt durch Herz und Rücken gegangen sein.

Wenige Meter rechts von ihm liegt, schwer verwundet von zwei Kopfschüssen, der Leutnant Herder. Es muß irgendein Nervenzentrum durch einen Streifschuß berührt sein, denn unaufhörlich schlagen die Hände und Füße des verwundeten Offiziers einen Wirbel.

Links und rechts des Weges sind die Schützen bis an den Geetebach vorgedrungen, und drüben auf der anderen Seite liegen mehr oder minder deutlich sichtbar die Leichen belgischer Kavalleristen.

An einem Busch sind zwei Bambuslanzen in die Erde gestoßen, mit deren schwarz-rot-gelben Fähnchen der Wind spielt.

Die umgehende Verfolgung des Feindes wird angeordnet. Aber der Bach ist so tief und reißend, daß er höchstens von einzelnen Schwimmern, aber keineswegs von größeren Truppen oder Fahrzeugen überwunden werden kann. Deshalb stockt die Verfolgung, und es dauert geraume Zeit, bis eine Pionierkompanie nach vorn gezogen wird, die sofort beginnt, mit behelfsmäßigem Material eine Brücke an der gleichen Stelle wieder über den Bach zu schlagen.

Die entfalteten Kompanien werden zusammengezogen.

Die Maschinengewehrkompanie holt die Fahrzeuge nach und bringt die Maschinengewehre an Ort.

Die Maschinengewehrkompanie hält lange an der Stelle, wo der fahlbleiche Trompeter liegt, und dieser Anblick des ersten Toten wirkt auf alle tief ein. Der Leutnant Stahl ist wieder zu Pferde gestiegen, weil er annimmt, daß die Brücke bald fertig ist und die Maschinengewehrkompanie zur Verfolgung mit eingesetzt wird.

Obwohl er nicht will, zwingt der Tote ihn immer wieder, den Blick nach rechts über den Pferdehals auf ihn zu werfen. Stahl dreht sich im Sattel rum und sieht, wie die hinter ihm stehenden aufmarschierten Schützen ebenfalls den Toten ansehen. Er sieht die braunen Gesichter seiner Leute bleich werden, und ihm selber steigt ein Würgen in der Kehle hoch.

Da springt er vom Pferde, läßt die Zeltbahn des Trompeters abschnallen und über den Toten breiten. Das gleiche tut der nach vorn geeilte Stabsarzt, der die Verwundeten verbunden hat, mit dem Leutnant Herder, der ruhiger geworden und scheinbar dem Ende nahe ist.

Gott sei Dank, die Brücke ist fertig, und das Kommando „Fahrer und Führer fertig zum Aufsitzen" ertönt.

Ein Aufatmen geht durch die Reihen der Schützen.

Die Kompanie überschreitet schnell die Brücke über den Geetebach. Hinter einem Wegeknick fährt sie an einem Gasthaus vorbei. Verwundete belgische Kavalleristen liegen darin. Davor auf der Straße liegen tote Pferde, blutige Tschakos und Lanzen mit den feindlichen schwarz-rot-goldenen Fähnchen. Die Sonne brennt heiß vom Himmel. Der Bahnhof von Geet-Betz brennt, und die Flammen schlagen knisternd heraus. Endlich wird um 4.30 Uhr kurzer Halt gemacht. Die Spannung, die alle erfaßt hat, läßt nach. Der Hunger meldet sich, und die Kompanie empfängt Essen.

Auf Feldwegen geht dann der Vormarsch weiter, genau in westlicher Richtung. Die Verfolgung des Feindes hat eingesetzt. Auf den Straßen liegen weggeworfene Soldatensachen, Tornister, Mützen und zum Erstaunen der Deutschen auch Waffen. Die Wege sind mit fliehenden Zivilisten zu Fuß und zu Wagen bedeckt, und es kostet Mühe, diese Flüchtigen auf die Seitenwege und Nebenstraßen abzubiegen. In der Nähe des Ortes Kersbeek wird bei einbrechender Dunkelheit mitten in einem Haferfeld zum Biwakieren geschritten.

Die Sommernacht ist warm, und die umgestürzten Hafergarben eignen sich gut für eine Lagerstatt. Die Offiziere der Maschinengewehrkompanie liegen zusammen. In den Schlafsack gehüllt, sehen sie in den dunklen Sommerhimmel hinein, an dem die Sterne nur teilweise sichtbar werden. Ein warmer, weicher Wind streicht über die Felder.

4. Kapitel.

Löwen.

Der Leutnant Stahl reckte sich. Ein Blick auf die Armbanduhr. Was, schon 6 Uhr morgens und noch nicht auf dem Marsche? Er richtete sich auf und sah den größten Teil der Kompanie noch tief schlafend. Nur die Fahrer waren schon eifrig bei der Arbeit, schirrten die Pferde neu, striegelten sie, holten Wasser und bastelten an den Fahrzeugen herum.

Als Stahl sich erhob, sah er hinter seinen Garbenbündeln schon seinen ganzen Morgenwaschapparat vom Burschen aufgebaut und ging ungesäumt an die Arbeit. Seine Gefechtsordonnanz Voigt und der zweite Pferdehalter kamen, und als er sie fragte, welche Befehle da wären, berichtete ihm Voigt, daß der Hauptmann geäußert hätte, in ungefähr zwei Stunden

wäre Abmarsch. Stahl weckte hierauf seine beiden Kameraden, die sich darüber empört stellten und behaupteten, sie müßten noch einige Stunden schlafen. Unter Scherzen und Späßen wurde gemeinsam gefrühstückt, und dann ging jeder zu seinem Zuge. Während Stahl die Gewehre reinigen ließ, sah er den Hauptmann zurückkommen und hatte das sichere Gefühl, daß auf ihn wieder mal ein Ritt oder ein Auftrag wartete.

Der Hauptmann ließ die Kompanie antreten und erklärte die Lage. Es war ein ausgezeichneter Zug des Hauptmanns, daß er nach Möglichkeit auf dem Marsche nicht nur seinen Offizieren und Unteroffizieren, sondern auch der gesamten Mannschaft die Lage auseinandersetzte. Im allgemeinen steckt der Truppenoffizier und vollends erst der Mann so im ganzen Geschehen drin, daß er vom großen Bilde und vom Wollen der Führung keine Ahnung hat. So wie eine Kompanie im Angriff nur ihr Augenmerk auf den ihr zugewiesenen Gefechtsstreifen haben kann, so sieht der einzelne nur sein eigenes Ich und das, was unmittelbar damit zusammenhängt.

Dazu kommen die körperlichen Anstrengungen und die Müdigkeit. Was den Mann vorwärts treibt, ist nicht die klare, planmäßige Überlegung, sondern als einfache Tagesansicht des Infanteristen steht der Satz fest: „Hoffentlich kommen wir bald ins Quartier."

Aber wenn in entsprechender Weise, dem Verständnis angepaßt, an der Hand von Karten der Truppe die Lage erklärt wird, dann lebt der Soldat auf. Er spürt eine feste Absicht hinter den stumpfen Märschen und er ist dankbar dem Führer, der ihm in wenigen Worten sagt, daß er, der Musketier Meier oder der Schütze Winkelmann, zum Gelingen des Ganzen mit seiner Leistung unbedingt hinzugehört.

Der Hauptmann erklärte nun, daß die erste Stellung der Belgier am Geetebach überrannt sei. Der Marsch des eigenen

Armeekorps solle genau in östlicher Richtung — „hier seht ihr auf der Karte Löwen und Brüssel" — weitergehen. „Wir nehmen nicht an, daß die Belgier Löwen und Brüssel ohne Kampf preisgeben werden. — Nun ist unser eigenes Korps so schnell gerannt, daß das von uns rechts marschierende nicht mitgekommen ist. Dieses rückt nun erst auf, und darum haben wir heute so lange schlafen können. — Sowie das rechte Korps uns erreicht hat, treten wir an."

„Bitte, die beiden Leutnants Rose und Stahl!"

Die beiden Offiziere standen stramm und grüßten.

„Bitte stehen Sie bequem und hören Sie einmal her. Sie erhalten beide den Auftrag, mit einer Husarenpatrouille wieder eine gute Anmarschstraße zu erkunden, die direkt an das rechte Armeekorps anschließt. Es ist jetzt 7 Uhr, die Truppe tritt voraussichtlich um 8 Uhr an, wollen Sie sich bitte sofort auf den Weg machen. Haben Sie noch eine Frage?"

Rose als der Dienstältere fragte: „Und wenn wir durch Gefecht die Truppe nicht mehr antreffen?"

„Ja, dann müssen Sie zusehen, uns doch über kurz oder lang wieder zu erreichen. Jedenfalls beteiligen Sie sich nicht bei einer anderen wilden Partie. Ich brauche meine Zugführer allein und habe schon mit dem Herrn Oberst soeben eine Auseinandersetzung gehabt, daß solche Patrouillenritte vielleicht für den Ausführenden sehr interessant, aber meiner Meinung nach nicht in der Aufgabenlinie eines Maschinengewehroffiziers liegen. Der Herr Oberst ist aber vorläufig noch nicht zu überzeugen; wir haben ja auch noch keinen Beweis für die eigentliche Tätigkeit unserer Spezialwaffe erbringen können, und außerdem bezieht er das höhere Gehalt und hat infolgedessen recht."

Rose und Stahl gingen zu ihren Zügen und ließen die Pferde, Reservepferde und Reitburschen sich fertig machen. In der

Zwischenzeit war ein Beritt Husaren herangekommen, den zwei junge Vizewachtmeister führten.

Während des Reitens unterrichtete Rose die Wachtmeister von ihrem Plan. Hierbei stellte sich leider heraus, daß diese den Befehl hatten, nur bis zu einer bestimmten Linie vorzugehen und dort zu bleiben oder zu ihrer Schwadron zurückzukehren.

So wurden die Maschinengewehrleute bald von den Husaren verlassen und ritten zu vieren allein weiter.

Auf den Wegen mehrten sich die fortgeworfenen belgischen Soldatenausrüstungen. Feindliche schnell aufgeworfene Schützengräben und leichtere Erdbefestigungen zeugten, daß kurz vorher noch Belgier hier gewesen waren.

Manches Hindernis mußte umritten werden. Teils waren kleine Chausseebrücken gesprengt, teils waren schwere alte Pappelbäume umgelegt und so über die Chaussee zum Fall gebracht, daß sie ein unbequemes und im Augenblick nicht zu überwindendes Verkehrshindernis, besonders für Fahrzeuge, bildeten.

An der Chaussee überholten die Reiter die vorderste deutsche Infanteriespitze, so daß sich vor ihnen nur noch die Divisionskavallerie befinden konnte.

Der Ritt ging jetzt westlich auf Lubbeek los. Das Gelände war landschaftlich sehr hübsch, von Waldstücken durchzogen, und machte einen parkartigen Eindruck. Aber es hieß mit äußerster Vorsicht reiten, denn die Straßen waren durch die ewigen Krümmungen unübersichtlich und bedeckt mit langen Zügen flüchtender Landeseinwohner.

Da Stahl das Französische und auch etwas Holländisch besser beherrschte als Rose, so übernahm er die Spitze der Patrouille. Es fiel ihm auf, daß außerordentlich viel kräftige Burschen und dienstfähige Männer unter den Flüchtlingen waren, die doch eigentlich im belgischen Heere eingezogen sein mußten. Als sie

aber vollends bei einem Wirtshaus an einer Wegegabel eine ganze Gruppe Männer antrafen, deren Haarschnitt unverkennbar militärisch war, die zögernde Antworten gaben und eine drohende Haltung einnahmen, und als Stahl beim Näherkommen unter der Ziviljacke eines blonden schönen Flamenburschen Militärstempel auf der Leibwäsche sah, da begriff er plötzlich, daß dieses alles belgische Soldaten, d. h. Deserteure waren, die Zivilkleidung angezogen hatten.

Das Gefühl der Unsicherheit wuchs zusehends.

Stahl ritt an den Staketenzaun des Wirtshauses heran, musterte die Bande, die am Zaun und im Hausgang herumlümmelte, und sagte plötzlich in scharfem Kommandoton: „Soldaten der belgischen Armee, wir sind die Avantgarde der großen deutschen Armee, die mit ihren Spitzen in wenigen Minuten hier um die Ecke marschieren wird. Ihr habt selber eingesehen, daß jeder Widerstand nutzlos ist, und habt deshalb auch schon Zivilkleidung angezogen. Euch wird nichts geschehen, Belgien wird geschont werden, unser Krieg gilt nur Frankreich, gegen dessen Angriffe wir uns verteidigen. Gehorcht dem Gesetz der Notwendigkeit, geht als ruhige Bürger eurer Arbeit nach und hindert nicht in törichtem Unterschätzen der deutschen Kräfte, die hundertmal stärker als die euren sind, den deutschen Vormarsch. — Wer ist hier der Wirt?"

Zögernd schob sich ein Mann mittlerer Jahre vor.

„Du, mein Freund, wirst sofort ein paar Eimer mit frischem Wasser wegen der Hitze für die vorbeimarschierende Truppe so zurechtstellen, daß die Soldaten im Vorbeimarschieren ungehindert schöpfen können. Du kennst das als alter Soldat! Nun, vorwärts, meine Braven, und auf Wiedersehen, Messieurs."

Die Rede, unterstützt durch die schußfertigen Karabiner, verfehlte ihren Eindruck nicht.

Die Belgier schraken sichtlich zusammen und sahen einander zweifelnd an.

Weiter ging es im schnellen Tempo, und bald tauchte Lubbeek, eine kleine Stadt, vor ihnen auf. Die Chaussee, die nach Lubbeek hineinführte, war von Flüchtlingen frei, und die Spitze der Patrouille kam unangefochten bis auf den Marktplatz. Beide Offiziere verhandelten, die Karten auf dem Schenkel, ob sie südlich aus Lubbeek herausreiten könnten oder ob für schwere Fahrzeuge auch der Feldweg Lubbeek—Pellenberg zu befahren wäre. In diesem Augenblick knallten von verschiedenen Seiten Schüsse, und Kugeln pfiffen ihnen um die Ohren. Der Marktplatz gab das Echo zurück, und ehe die scheuenden Pferde wieder fest in der Hand der Reiter lagen, krachte eine zweite Salve dicht vor ihren Füßen, und feine bläuliche Rauchwölkchen standen vor den Kellerfenstern der Bürgermeisterei, vor der die Reiter ungefähr in einer Entfernung von 20 m hielten. Rechts schienen die Schüsse von der Kirche zu kommen. Vor ihnen lag das Eckhaus, die Bürgermeisterei. Linker Hand zog die breite Hauptstraße, aus der nicht geschossen war, nach Süden.

Das ging blitzartig durch Stahls Gehirn. Er riß den Kopf von Santanella hoch, und mit einem gewaltigen Satz, daß die Funken stoben, sprengte er im Galopp von der Stelle weg, gefolgt von den anderen. Die Zügel und die Karte in der linken Hand, die Parabellum-Pistole in der rechten, die Bügel fest durchgetreten, ging der wilde Ritt in die Straße. Hinter Stahl krachten die Galoppsprünge seiner Kameraden auf dem schlechten Kopfsteinpflaster. Der Karabiner schlug an dem langen Riemen auf dem Rücken. Die Kartentasche flog an der Schnur hin und her und schlug klappernd gegen den Griff des Japaners und — verdammt noch einmal, Stahl glaubte plötzlich Galoppschläge zu hören, die von der anderen Seite der Straße ihm entgegenkamen. Noch konnte er wegen der Biegung nichts sehen.

Sollten sie in eine Falle geraten sein und nun auf feindliche Kavallerie stoßen? Zum Halten oder Kehrtmachen war keine Zeit. Die hinter ihm reitenden Kameraden zu verständigen, erst recht nicht. Also Schenkel ran und durch. Die Straßenbiegung war unterdessen erreicht, und ihnen entgegen brauste zu Stahls Verblüffung ein Halbzug deutscher Husaren.

Linker Hand ragte aus einem Hause eine weiße Flagge mit rotem Kreuz. Also Lazarett. Vor diesem Hause gelang es Stahl, sein Pferd durchzuparieren. Vor ihm zügelten die Husaren ihre schnaubenden Gäule. Stahl und ein junger Husarenoffizier starrten sich an. Von den Husaren aber war ein Teil aus den Sätteln gesprungen und mit gezogener Plempe in das Lazarett gelaufen.

„Offizierspatrouille des Infanterieregiments Altmark. Morgen, Herr Kamerad! Mein Kamerad Rose ist der Führer! Wir haben soeben auf dem Marktplatz aus den Häusern Feuer bekommen, wohl auch vom Kirchturm!"

„Sehr erfreut, von Stein. Komme soeben von St. Martin, habe am Ortseingang Feuer bekommen von belgischer Infanterie. Die Kerls sind ausgebüchst und müssen im Ort stecken, vielleicht hier drin."

Er wies auf den Eingang des als Lazarett gekennzeichneten Hauses. Den Offizieren bot sich ein merkwürdiges Bild. Neben der aufgeschlagenen Tür kniete eine Schwester, die gefalteten Hände erhoben. Das wachsbleiche Gesicht starrte auf die Husaren, die aus dem Hause zurückfluteten, belgische Soldaten in Hemdärmeln und mit weißen Krankenhemden über der Uniform vor sich herstoßend und puffend.

„Pitié, pitié, messieurs", wisperte die noch immer kniende Nonne, hinter der mit entsetzten Gesichtern und weit aufgerissenen Augen noch zwei Schwestern erschienen und auf das wilde Bild der Lanzenreiter, der stampfenden Pferde und der Gefangennahme wie auf eine höllische Vision schauten.

Jetzt waren wohl alle Gefangenen herausgeholt. Zwei Husaren kamen im Hausflur die Treppe herunter, in den Armen belgische Waffenröcke, Gewehre, Patronentaschen und Koppeln. Mit einem Krach flog alles auf einen Haufen auf die Straße, und ein Husarenwachtmeister, der als letzter folgte, meldete in strammer Haltung: „Herr Leutnant, wir haben die Schweine gefaßt. Mit den Stiebeln warn se in de Betten gekrochen, Hemden hatte se übergezogen und markierten Verwundete, und dabei sind bloß zweie wirklich verwundet, die noch oben liegen, und der Gefreite Schmidt paßt mit Meinecke uff, daß alles in Ordnung is."

Die drei Offiziere und der Wachtmeister besprachen schnell miteinander die Lage.

Die südliche Hauptchaussee, die auf Löwen führte, war vom Feinde frei und von deutscher Kavallerie gesichert. Der Feind konnte also nur noch westlich stehen, in ungefähr gleicher Höhe mit Steins Halbschwadron mußte überall die deutsche Divisionskavallerie sein. Wenn nicht mehr belgisches Militär im Orte versteckt war, konnten Rose und Stahl ihren Aufklärungsritt weiter fortsetzen. Das nachfolgende Regiment aber mußte eine Meldung erhalten.

Der Husarenführer erklärte sich bereit, durch eine Patrouille die Meldung dem Infanterieregiment Altmark entgegenbringen zu lassen, den Ort Lubbeek abzusuchen und für die Sicherheit zu sorgen.

Während dieses klargestellt wurde, hatte der Wachtmeister vom Husarenhalbzug das ganze Gebäude des Schwesternhauses durchsucht, die versteckten Waffen, eine belgische Fahne und Proklamationen an die Bevölkerung zusammengetragen und herausbringen lassen. Ein Verhör der Gefangenen ergab, daß es sich um eine versprengte und zurückgebliebene Abteilung der belgischen Nachhut handele und daß die Schießerei auf dem

Marktplatz mit den belgischen Soldaten nicht im Zusammenhang stand.

Mit kräftigem Handschlag und Weidmannsheil trennten sich die deutschen Reiter. Der Husarenführer blieb im Orte. Rose und Stahl mit ihren zwei Reitburschen ritten zum Marktplatz zurück, um ihren Weg nach Pellenberg—Boven-Loo—Löwen fortzusetzen. Als sie auf den Marktplatz kamen, auf dem sie von Zivilisten beschossen waren, hatte das Strafgericht schon eingesetzt. Die Bürgermeisterei brannte lichterloh. In ihren Kellern hatten die Husaren belgische Militärgewehre mit Munition gefunden, die durch Wegbohren der Spitzen zu Dumdumgeschossen umgeändert waren.

Die Kellerfenster waren noch offen und ebenso die Hintertüren des Gebäudes, das seine Bewohner mit den hinterlistigen Schützen, begünstigt durch Gärten und Hecken, unbemerkt verlassen hatten.

Der Weg führte durch Hecken und wiederum parkartige unübersichtliche Landschaft auf Pellenberg zu, das vom Feinde frei war.

Immer noch waren Flüchtlingstruppen auf dem Wege.

Hinter Boven-Loo sprach Leutnant Stahl gerade wieder einmal mit dem mutmaßlichen Führer eines Flüchtlingstrupps, der vor ihm in strammer militärischer Haltung stand, als der Mann plötzlich sich verfärbte und ohnmächtig zusammensank. Der Zivilrock, den er anhatte, verschob sich, und ein blutiges Hemd wurde sichtbar. Stahl sprang aus dem Sattel, knöpfte dem Manne den Rock auf und sah, daß das Militärhemd des Ohnmächtigen durch und durch voll Blut gesogen war. Über dem Herzen befand sich der Einschuß einer Infanteriekugel, die mit glattem Ausschuß die Lunge durchbohrt hatte.

Sie gaben dem Manne Branntwein zu trinken. Er erholte sich so weit, daß er berichten konnte, am Geetebach mit ge-

standen, auf der Flucht Zivilkleidung angezogen und trotz der Verwundung bis hierher den Fußmarsch gemacht zu haben. Er hoffte bis Löwen zu kommen, wo die belgische Armee wohl den Angriff erwartete.

Sie übergaben den Verwundeten seinen Begleitern mit der Weisung, ihn in den Ort zurückzufahren. Während die Offiziere mit dem verwundeten Soldaten verhandelten, hatte der eine Reitbursche scharfe Wagenspuren entdeckt, die von dem Hauptweg ab in einen Wald führten. Daneben waren frische Spuren von Pferdehufen und Nagelschuhen. Hier war also sicher ganz kürzlich der Feind gewesen. Als sie diesen Spuren nachgingen, entdeckte der Leutnant Stahl einen belgischen Vorratswagen eines Artillerieregiments, dessen Rad und Achse zusammengebrochen war.

Die Flucht mußte sehr eilig gewesen sein, denn die Zugstränge waren durchschnitten. Bei der Untersuchung fand Stahl, daß dieser Vorratswagen mit neuen Sätteln, Sprengladung, Mantelsäcken und verschiedenen Koffern beladen war. Im Begriff weiter zu reiten, um die Hauptstraße nicht zu verlieren, entdeckte der eine Reitbursche auf dem Wagen auch Reservehandwerkzeug, und sie beschlossen, die Koffer aufzubrechen. Der erste Koffer enthielt Bücher und Mitteilungen, scheinbar des belgischen Regimentsstabes, der zweite Koffer schien dem belgischen Regimentsadjutanten zu gehören, und lächelnd sahen die beiden Offiziere, als die Burschen ihn auspackten, daß eine von einem erstklassigen Brüsseler Schneider auf Seide gearbeitete und gesteppte Uniform zum Vorschein kam. Feine weiße Herren-Militärwäsche lag darunter. Die Hemden, die Taschentücher waren H. S. gestickt.

Stahl nahm dieses als gutes Omen und entlieh sich von dem unbekannten belgischen Kameraden ein halbes Dutzend Taschentücher, in der sicheren Annahme, daß das den Beifall

des unbekannten Gebers finden würde. Der dritte, größte und schwerste Koffer wurde mit ziemlicher Mühe geöffnet und mit einem wahren Jubelschrei festgestellt, daß er voll militärischer Karten von Belgien und Nordfrankreich war. Dutzende von sauber zusammengefaßten Kartensätzen lagen nebeneinander. Das war ein feiner Fang. Denn seit Tagen fehlten der Truppe die auch für die Unterführer so nötigen Kartenblätter.

Hier aber war in Hülle und Fülle, und der Regimentskommandeur würde sicher große Freude über diesen Erfolg der Patrouille haben. Die Karten wurden in Mantelsäcke verschnürt und auf vier Pferde verteilt.

Beim Abreiten konnte sich Stahl nicht versagen, die belgische Uniform mitnehmen zu lassen.

In der Freude über diesen Erfolg hatten sie gar nicht darauf geachtet, daß sich mehr und mehr zunehmend Geschützdonner erhoben hatte. Sie ritten schnell auf die Hauptchaussee zurück und auf die Kanonade los. Rechts von der Chaussee erhoben sich ziemlich beträchtliche Höhen, auf die sie sofort zuhielten, um einen Ausblick zu gewinnen. Sie ritten im Bogen sichernd heran und einen Teil des Anstiegs hinauf, übergaben die Pferde dem Burschen Mariechen und gewannen die Anhöhe, eine Hecke als Deckung benutzend.

Oben auf dem Boven-Berg bot sich ihnen ein unerwartetes Bild. Rechts, genau nördlich, führte die große Chaussee von Diest auf Löwen, das westlich mit seinen schönen Türmen im hellen Lichte der Mittagssonne vor ihnen lag. Links und rechts, so weit sie sehen konnten und so weit die Straßen einzuschauen waren, bewegten sich in Staub gehüllte Kolonnen auf Löwen zu. Nordöstlich von ihnen mußten deutsche Batterien stehen, deren Feuer sich verstärkte und auf lange Schützengräben zusammenzog, die vor und am Ende eines weiten grünen, ansteigenden Hanges vor Löwen lagen.

Die Anhöhe war der gegebene Aussichtspunkt.

Nördlich von ihnen stockte plötzlich der Vormarsch auf den Straßen. Sie sahen die Entfaltung der Infanterieformationen, die umfassend nach Nordwesten ausbogen, in der Mitte verhielten und langsam nach Süden bis in die Nähe ihres Standortes sich ausbreiteten. Links, südlich von ihnen, blieben die Heeressäulen in der Vorwärtsbewegung.

Jetzt antwortete auch die feindliche Artillerie, deren Stellung sie nicht erkunden, aber am Klang des Abschusses ungefähr feststellen konnten. Die aufgelösten deutschen Schützenlinien gingen sehr dünn und mit weiten Zwischenräumen zum Angriff vor. Die Einzelschüsse waren deutlich zu hören und bei der hellen Beleuchtung zum Teil an den feinen Rauchfähnchen zu erkennen. Direkt vor ihnen, genau westlich, erhob sich in den belgischen Stellungen ein wildes Geschieße, und mit einem Schlage war eine Kanonade und Infanteriefeuer im Gange, das die Luft mit hellem Peitschenschlag und dumpfem Rollen, mit dem Bellen der einschlagenden Granaten und dem Heulen der Schrapnells erfüllte. Wie von einer Theaterloge konnten sie dieses Gefecht mit anschauen. Es war das erste eigentliche Gefecht, das sie miterlebten. Die Spannung bei ihnen wuchs, und das Blut puckerte in den Adern.

„Rose, wollen wir da nicht mitmachen?"

„Ja, ja, das wär schon eine feine Sache, aber wir müssen unseren eigenen Auftrag ausführen und durchhalten. Sehen Sie, das ist das Nachbarkorps, das jetzt eingreift. Die Fühlung mit unserem eigenen stellen wir dar. Wenn unser Regiment als rechter Flügel unseres Korps auf unserer markierten Straße marschiert, angelehnt an das dort fechtende Korps, so haben wir unsere Aufgabe gelöst."

„Na also, denn nicht. Bleiben wir Zuschauer."

Unten auf der großen Bühne nahm das Gefecht seinen

Fortgang. Die Belgier knallten aus ihren Schützengräben wie besessen. Die deutsche Artillerie verkürzte plötzlich ihr Ziel, und die Einschläge lagen nicht mehr weit zurück auf den hinteren Stellungen der Belgier, sondern die vorderen Gräben wurden gefaßt, und dann standen plötzlich in weitem Halbkreise wie eine Sammlung weißer Wattebäuschchen die Sprengpunkte deutscher Schrapnells haarscharf über den vorderen belgischen Linien. Sagten puff, puff, paff, puff und ließen ihre heulenden Bleigarben über Gräben und Feld pfeifen. Die deutschen Schützenlinien wurden aufgefüllt und verstärkt.

Man sah, wie die Offiziere vorsprangen und wie die Schützenlinien folgten. Dann sah man hier und dort jemand zurückbleiben oder liegenbleiben.

In das Konzert des Orchesters griff nun ein neues Instrument ein. Das Tak, Tak, Tak deutscher Maschinengewehre mischte sich mit dem unregelmäßigen Feuer der stürmenden Infanterie.

Jetzt schienen sie flankierend einen belgischen Graben gefaßt zu haben, denn in diesem Graben erhob sich plötzlich Bewegung. Erst einer, dann mehrere und dann Dutzende dunkelgekleideter Gestalten verließen den Graben rückwärtslaufend, und in dem Graben selbst, der in einen Hohlweg eingebaut schien, war links und rechts eine sich wegschiebende Bewegung zu bemerken.

Bei der deutschen Artillerie mußte gute Beobachtung sein, denn das Feuer wurde auf diese Grabenstücke gelegt und über den grünen Hang nach rückwärts auf Löwen zu in die Tiefe gestreut. Viele von den flüchtenden Belgiern wurden im Laufe von den deutschen Schrapnells und Granaten umgelegt.

Als die vorderen deutschen Linien diese Erschütterung der ersten feindlichen Stellung erkannten, sprangen sie lebhaft vorwärts und dann sahen die Maschinengewehrleute, wie ein Vibrieren durch die ganzen deutschen Schützenlinien zu gehen schien.

Hier und dort erhoben sich Einzelne. Hörnerklang erscholl herauf. Dazwischen, abgerissen, das Trum, Trum, Trum der Trommel. Mit einem Male war das ganze Feld von stürmenden Deutschen bedeckt. Über die vorderen deutschen Linien lief es wie ein silbernes Blitzen. Dort hatten die Kompanieführer sicher befohlen: „Bajonett aufpflanzen" und nun hörte man zuerst abgerissen und fein und dann immer stärker und stärker anschwellend das deutsche Hurra gegen Löwen vortragen.

Die feindlichen Geschütze verlegten ihr Feuer auf den grünen Hang. Aber der Sturm der feldgrauen Linien ging unaufhörlich vorwärts.

Jetzt waren die ersten belgischen Gräben erreicht. Man sah zahlreiche Belgier sich erheben, die Waffen wegwerfen, die Hände hoch halten oder mit weißen Tüchern schwenken.

Einen Augenblick schien es, als ob Riesenlinien von Ameisen durcheinanderkribbelten und -krabbelten. Dann sah man die schwarzen Gestalten in den Gräben wieder niederhocken oder sich zusammenschließen und die grauen Linien schnell und unaufhaltsam den langen grünen Hang hinauf sich ziehen. Noch einmal krachten verstärkt die belgischen Geschütze. Noch einmal legten die deutschen Geschütze zu, auf die entferntesten Gräben der Belgier haltend und die belgischen Batterien suchend.

In den belgischen Gräben erschienen jetzt kurz vor der Stadt weiße Tücher, die geschwenkt wurden. Dann war die Entfernung bis zu den ersten Sturmreihen zu weit, um noch einzelne Bilder zu sehen. Es war nur noch wahrzunehmen, daß unablässig im Halbkreis die grauen Schützen heraneilten und von den belgischen Gräben und ersten Straßen der Stadt verschluckt wurden.

Links, südlich und weiter zurück marschierte der graue Heerwurm unaufhaltsam weiter heran. Nördlich wurden die letzten

entfalteten Formationen wieder eingezogen, und auf der großen Chaussee von Diest arbeiteten sich wieder Marschkolonnen vorwärts. An diesen Marschkolonnen verstärkte sich die Staubwolke, und dann konnte Stahl beobachten, wie Batterien im Galopp nach vorn gezogen wurden und in der Richtung auf Löwen hinter den ersten Häusern verschwanden.

Die Mittagsglut ließ die Luft in der Ebene flimmern. Eine Brüllhitze lag über dem belgischen Lande. Stundenlang war der Blick der Beobachter gefesselt gewesen durch das Schauspiel im Parterre zu ihren Füßen.

Jetzt, nachdem das Stück vorbei war, trat die Reaktion ein und Hunger und Müdigkeit machten sich geltend. Die lange Hecke, die ihnen Deckung gewesen, war eine Brombeerhecke, und die schwarzen prallen Früchte boten sich ihnen in der Mittagssonne schmorend appetitlich dar.

Sie nahmen die Helme herunter und sammelten sie voll von Brombeeren. Dann wurden die Pferde heraufgeholt und an einer Stelle der Hecke, die noch dicht genug war, um Schatten zu spenden, legten sich alle vier in das Gras, aßen ihre Brombeeren mit einem Stück trockenen Kommißbrot dazu und ließen sich den dünnen Kaffee der Feldflasche herrlich munden. Die angepflöckten Pferde rupften sich, sorgfältig auswählend, die grünen Grasbüschel ab und bald verkündete ein gesundes Schnarchen, daß hier auf dem Bovenberg die absolut geheiligte Ruhe der Mittagspause eingekehrt war.

Stahl und Rose steckten sich nach dem vegetarischen Schmaus eine ordentliche Zigarre ins Gesicht und döste, auf dem Rücken liegend, eine Stunde in die Welt hinein.

„Meinen Sie, daß die Pferde genug ausgeruht haben?"

„Ja, wir wollen weiter, Wolff, Mensch, laß fertig machen."

Sie ritten bis zur Chaussee Diest—Löwen hinüber, auf der die Truppen des Nachbarkorps marschierten. Einem vorbei-

reitenden Regimentsstabe teilten sie mit, daß sie als Verbindungspatrouille des Infanterieregiments Altmark die rechte Flanke des Armeekorps wären, das wahrscheinlich in kurzer Zeit mit seinen Spitzen Löwen erreichen müßte.

Die Patrouille machte hierauf kehrt und ritt quer durch das Schlachtfeld auf Löwen zu. In den ersten Gräben, die sie erreichten, sahen sie belgische Verwundete und gefallene belgische Jäger. Die Artillerie hatte gut gearbeitet. Sie folgten einem Hohlweg, dessen Zustand für die belgischen Soldaten kein Ruhmesblatt war. Fluchtartig mußten seine Verteidiger ihn geräumt haben. Bei vielen Schützenlöchern lag ein funkelnagelneuer belgischer Ledertornister. Neue Gewehre und Seitengewehre lagen herum und viele belgische Käppis. Tote waren in diesen Gräben wenig, Verwundete und Gefangene auch kaum zu sehen.

Wo der Hohlweg auf eine große Chaussee mündete, trafen sie die ersten Truppenteile ihres Armeekorps und hörten, daß ihr eigenes Regiment auf der Chaussee ein Stück zurückläge. Sie ritten einige Kilometer und trafen das Regiment, das auf den Befehl wartete, nach Löwen einzurücken.

Leutnant Redern führte die Kompanie heute. Der Hauptmann war beim Regimentsstabe. Bald traf der Befehl ein: Fertigmachen, und der Marsch ging auf Löwen los.

Am Eingang des Ortes stauten sich die Truppen und das Regiment mußte halten. Aus einem Hause, das knapp hundert Meter rechts der Chaussee allein im Felde lag, blitzte es zweimal auf. Der eine Schuß traf die Kalkwand eines Hauses, der andere einen Infanteristen leicht. Im Nu waren einige Leute aus der Kolonne gesprungen. Aus dem Hause hatte man merkwürdigerweise niemand entweichen sehen, aber es stand in wenigen Minuten in Flammen.

Um 7 Uhr zog das Regiment in Löwen ein. In finsterem

Staunen standen die belgischen Einwohner, denen man immer wieder vorgespiegelt hatte, die Deutschen hätten keine Truppen oder seien dezimiert, und sahen die unendlichen feldgrauen Marschkolonnen, die prächtigen Kriegergestalten, neben denen allerdings die belgischen Soldaten wie eine Art Hampelmänner wirkten.

Die belgischen Gefangenen boten teilweise einen unbeschreiblichen Anblick. Stahl sah unwillkürlich immer wieder auf einen belgischen Infanteristen, der Knöpfstiefel mit Lackrand anhatte und aus dessen Tornister ein Zivilanzug herausschaute.

Unaufhaltsam ging der Marsch durch die Stadt hindurch, an dem schönen Rathaus vorbei und den herrlichen alten gotischen Häusern. Die Mienen der Bevölkerung verhießen nichts Gutes, doch blieb angesichts der unablässigen feldgrauen Ströme alles still.

Die Franktireurüberfälle erfolgten erst später, als die belgische Bevölkerung glaubte, es kämen keine deutschen Soldaten mehr.

Als die Dunkelheit hereinbrach, wurde endlich in einem Dorfe Ortsbiwak bezogen. Die MGK. lag in einer Schule.

Nun fand sich Gelegenheit, einen ausführlichen Bericht zu erstatten, und als dem Hauptmann die Karten ausgehändigt waren (für die drei Zugführer Redern, Rose und Stahl behielt man natürlich vorsorglich einen Satz zurück), ging er mit dieser interessanten Beute sofort zum Regimentskommandeur. Kurze Zeit darauf wurden die beiden Patrouillenführer zum Regimentskommandeur gerufen, mußten ihren Bericht wiederholen und wurden besonders belobt. Als sie zurückkamen, waren die Offiziere des zweiten Bataillons gerade dabei, das Abendessen in einem Schulzimmer mit den Offizieren der MGK. zu rüsten.

Dem Leutnant Stahl kam der tolle Gedanke, die belgische Offiziersuniform auf ihren Sitz zu probieren.

Gedacht, getan. Mit Hilfe von „Mariechen" verwandelt er sich in wenigen Minuten in einen belgischen Artillerieoffizier und stellt mit Vergnügen fest, daß die neue Uniform des feindlichen Kameraden wie angegossen sitzt. Als er durch die Reihen seiner MG.-Leute schreitet, starren ihn seine Schützen mit äußerster Verblüffung an. Ein großes Hallo gab es aber erst in dem dämmrigen Speisezimmer, als ein belgischer Oberleutnant mit den historischen Worten: „Bonsoir Messieurs", und dann in fließendem Deutsch die Herren für seine Gefangenen erklärte.

Es dauerte doch einige Sekunden, bis die Verkleidung erkannt war.

„Sie Himmelhund!" rief der Bataillonsadjutant. „Einsperren müßte man Sie für diesen Blödsinn. Uns solch einen Schreck einzujagen! Es ist unverzeihlich, daß Sie nicht irgendein vernünftiger Mensch in Ihrer Maskerade über den Haufen geschossen hat. — Aber, wer macht solchen Unsinn, natürlich die MGK."

Da löste sich die Spannung in allgemeinem Gelächter auf. Alles setzte sich zu Tisch, und der dampfende Teller Kohlsuppe aus der Feldküche erschien den ausgehungerten Reitern wie ein Göttermahl.

Um 4 Uhr 45 weckte die Wache der MGK., und der Abmarsch auf der großen Straße nach Brüssel begann.

Der kühle Morgen wurde bald zum heißen Tage. Alles ersehnte das Signal „Halt" herbei, bis endlich um 9 Uhr das Kommando kam: „Scharf rechts ran, Kompanie halt! Fahrer und Gewehrführer absitzen, rechts heraus!"

Durch die Reihen wurde von vorn nach hinten durchgegeben, daß eine halbe Stunde Rast wäre. Leutnant Stahl aber war nicht sonderlich müde und benutzte die Gelegenheit, die schönen Gärten mit Obstplantagen rechts und links der Chaussee zu

untersuchen. Rechts der Chaussee entdeckte er, etwas tiefer in die Gärten eindringend, lange Reihen von Gewächshäusern. Sie waren verschlossen. Als er durch die Fenster hineinschaute, glaubte er seinen Augen nicht zu trauen: das ganze Haus war über und über voll von jenen großbeerigen, blauen Trauben, die in den deutschen Läden als Brüsseler Trauben verkauft werden.

Nun sprach er die verschlossene Gewächshaustür noch einmal leise an, und sie öffnete sich mit nur geringem Zögern.

Der Anblick war köstlich. Die stubenhohen Glashäuser waren von beiden Seiten von hohen Weinstöcken mit frischem, grünem Blätterwerk durchzogen und zwischen den Blättern von den schrägen Eisenstangen, von der Decke hernieder hing Traube an Traube. Er nahm dieses unerwartete Bild entzückt in sich auf und kostete dann einige der Trauben, die völlig reif und von wundervollem Wohlgeschmack waren, untersuchte alsdann die Nachbarhäuser und stellte über ein Dutzend Weintraubenkulturen fest, in manchen Häusern auch abwechselnd mit edlen Pflaumen. Zur Probe brach er einige Trauben und pflückte einige Pflaumen und ging damit stillschweigend zu seinem Zuge. Er rief die Schützen und Fahrer um sich, teilte sie in zwei Abteilungen, die er nacheinander in die Gewächshäuser führte und sie gehörig Trauben essen ließ. Einige in den Gewächshäusern vorgefundene leere Wannen wurden noch mit Früchten gefüllt und auf den MG.-Wagen verstaut. Dann ließ Stahl die beiden anderen Züge ebenfalls an den köstlichen Schmaus heran und ließ auch für die vorn beim Regimentskommandeur befindlichen Kameraden einen genügenden Vorrat pflücken. Trotzdem die belgischen Gärtner geflohen waren, wurde streng darauf geachtet, daß nichts zerstört wurde, und als die Truppe weiterzog, merkte niemand, welche Schätze die Obstgärten unweit der Chaussee boten.

Der Marsch ging weiter. Einige Barrikaden, die ihn aufhalten sollten, wurden schnell beseitigt. Sechs Kilometer vor Brüssel wurde Mittagsrast gemacht, bis um 2 Uhr die Nachricht kam, daß in Brüssel die weiße Fahne aufgezogen sei. Ein donnerndes Hurra rollte die langen Reihen der Kompanien herunter. Die Mannschaften waren wie elektrisiert. Alles zupfte sich die Uniform zurecht, Staub wurde abgeklopft, als wenn ein jeder sich verpflichtet fühlte, in Brüssel möglichst elegant und fein aufzutreten.

Um 3 Uhr 15 erreichte das Regiment die Stadt. In glänzender Haltung rückte die Truppe mit klingendem Spiel ein. Dreieinhalb Stunden wurde marschiert, bis Brüssel durchquert war. Das harte Pflastertreten erforderte erhebliche Selbstdisziplin.

Fast ohne Pause spielte die Regimentsmusik. 37 Märsche wurden gezählt. Die Fenster der Hauptstraßen waren geschlossen. Aber die Einwohnerschaft stand stumm an beiden Straßenseiten, neugierig und doch voll Respekt die verhaßten Barbaren musternd. Als an einem Platze zwei Einmarschkolonnen sich kreuzten, gab es einen kurzen Halt für das Regiment. Leutnant Stahl blieb zu Pferde und sah unter den belgischen Zuschauern viel elegant und gut gekleidete Bürger mit ihren Damen, denen der Haß im Gesichte stand, während sie die Deutschen betrachteten.

Als das Kommando „Fertigmachen" erklang und die vor ihm marschierende Infanteriekompanie nach dem scharfen Kommando des Hauptmanns Specht das Gewehr übernahm und als dieser eiserne Griff mit einer Exaktheit ausgeführt wurde, als ob es auf der Parade geschähe, da sah Stahl die intelligenten Gesichter zweier gut gekleideter Herren aus dem Publikum erbleichen.

Lang zog sich die Stadt hin. Die Füße der Marschierenden

brannten. Die Sonne gab unerbittlich das ihre dazu. Aber als von vorn durch die Kolonne gegeben wurde, daß Seine Exzellenz der kommandierende General am Boulevard d'Anvers den Vorbeimarsch abnähme, da strafften sich die schweißgeölten Knochen und am General marschierte ein Regiment vorbei, das die Beine warf, als ob es frisch aus der Kaserne käme.

Die Hoffnung, in Brüssel zu bleiben, erfüllte sich nur für einen kleinen Teil des Regimentes, der als Wachtabteilung zurückblieb. Es ging aus der Stadt hinaus in südwestlicher Richtung. Beim Dorfe Anderlecht wurde Biwak bezogen.

Noch beim Abendessen brachte der Melderadfahrer der MGK. die Nachricht, daß der Abmarsch erst am andern Tag um 8 Uhr stattfinden würde. So war noch reichlich Zeit, um am nächsten Morgen ein großes Waschen und Baden von Mann und Roß zu veranstalten, Geräteappell und Löhnungsappell abzuhalten und zur großen Freude aller die Post aus der Heimat zu verteilen.

Um 12 Uhr mittags gab es die ersehnte lange Rastpause. Während alles im Schatten der Chausseebäume lag und ruhte, erschien plötzlich ein englisches Flugzeug, das sich fast bis auf Kirchturmhöhe herunterließ und die ganze Marschstraße abzupatroullieren schien. Alles sprang an die Gewehre und ein tolles Schützenfeuer setzte ein. Es war ohne jeden Befehl gekommen, aber es hatte den Erfolg, daß das Flugzeug zu schwanken anfing, noch einige schwerfällige Kurven machte und dann abstürzte, seine beiden Insassen vollkommen zerschlagend. Wichtige Meldungen und Beobachtungen wurden bei den beiden toten englischen Offizieren gefunden.

Dieser Erfolg machte alle wie verrückt. Infanteristen brachen in ein begeistertes, nicht enden wollendes Hurra aus. Und auf der Chaussee und den angrenzenden Feldern tanzte alles wie eine Riesenversammlung heulender Derwische.

Mit energischen Kommandos mußte erst einigermaßen wieder Ruhe und Ordnung in diese aufgeregte Kinderschar gebracht werden, und dann wurde anschließend durch Regimentsbefehl scharf angeordnet, wer und was bei künftigem Fliegererscheinen zu schießen hätte.

In einer Koppel vor Bassilly wurde Biwak bezogen. Die MGK. lag neben einer belgischen Dorfschmiede, in der der Fahnenschmied Wieland gleich seine Künste spielen ließ und den Hufbeschlag der ganzen Kompanie in Ordnung brachte. Der Dorfschmied bekam vor dieser Schnelligkeit einen erheblichen Respekt, der sich dahin auswirkte, daß er den Offizieren der MGK. sein Wohnzimmer als Quartier anbot und ihnen zum Abendbrot ein sehr sympathisches „Puhl" stiftete.

Während sie noch mit der Vertilgung des Huhnes, dem ein gehöriger Zug Feldküche vorausgegangen war, beschäftigt waren, klopfte es an der Stubentür und es erschien Stahls Bruder, der Leutnant der Fußartillerie Wilhelm Stahl, zum Besuch.

Er überbrachte Grüße seines Hauptmanns und warf nicht mißzuverstehende Blicke auf den säuberlich gebratenen Puhlrest.

Obwohl er behauptete, schon gegessen zu haben, nahm er die Einladung zu Speise und Trank dankend an und ließ sämtliches Verfügbare in kurzer Zeit verschwinden. Als der Hauptmann aus seiner Kiste noch eine besonders gute Pulle opferte, gab es eine fröhliche Runde.

Unter den Offizieren der MGK. herrschte ein glänzender Ton der Kameradschaft schon von der Garnison her und diese wenigen Tage des Feldlebens hatten sie menschlich einander vollends nähergebracht.

„Dienst ist Dienst und keine Gefälligkeit, meine Herren", pflegte der Hauptmann Seebach zu sagen, und er ließ im Dienst auch nicht das Geringste durchgehen. Aber außer Dienst durfte

ein Tönchen geredet werden in dieser freimütigen Korona, daß fremden Zuhörern oftmals die Augen übergingen.

Der Artillerist berichtete etwas resigniert, daß es bei ihnen erheblich kommissiger zuginge. Sie hätten manche Reibungen. Mit den Gespannen klappte es auch nicht so, weil die schwere Artillerie noch nicht so auf den Bewegungsmarsch eingestellt wäre, und auch die neue Feldküche lieferte meist Hartes oder Saures.

„Nun, mein lieber Wilhelm Stahl, da muß wohl die MGK., wie schon öfter, etwas helfend eingreifen. Nicht umsonst habe ich über dem Portal unserer schönen MG.-Kaserne in der Heimat das Wörtchen ‚Helfen' als Wappenspruch anbringen lassen. — Wir wollen der schweren Bombe helfen, und das beste ist, Redern und Ihr Bruder begleiten Sie ins Quartier zurück und bringen Euch den vornehmen Ton der MGK. bei."

Das geschah auch, und beim nächsten Zusammentreffen erzählte Wilhelm Stahl vertraulich, daß der Besuch der MGK.-Leute bei seinen Batteriekameraden sehr aufklärend gewirkt habe.

Nach Rückkehr von den Artilleristen fanden Redern und Stahl den Hauptmann und Rose noch bei einer guten Flasche vor.

„Wir sind noch nicht in die Federn gegangen, Kinder, weil der Regimentsbefehl noch nicht da ist", sagte der Hauptmann, „ich habe es so im Gefühl, als ob morgen das Tempo anzieht. Wenn ihr wollt, trinken wir noch ein Glas zusammen und warten, bis der Radfahrer kommt. Außerdem können wir hier noch ne Pulle auf den Tisch stellen."

„Großartig, Herr Hauptmann", meinte Redern, „wer weiß, ob wir morgen noch so gemütlich beisammen sind."

Der Hauptmann nickte ihm freundlich zu: „Gut, Kinder, und ich will die Gelegenheit benutzen, mit euch etwas zu besprechen, was mir durch den Kopf gegangen ist. Wir Offiziere

der edlen MGK. kennen uns ja nun schon durch Frieden und Krieg. Es klappt, wie ich euch gern zugestehen will, dienstlich und menschlich recht annehmbar, was ich mir als Chef einer solchen Elitewaffe wohl auch ausbitten darf. Ihr werdet hoffentlich wegen dieser Liebeserklärung nicht gleich hoffärtig werden und überschnappen.

Also ich bin im ganzen recht zufrieden. Ich möchte aber die Leistung unserer Kompanie noch steigern und ich habe mir deswegen folgendes ausklamüsert.

Der Herr Oberst, der die Verdienste seiner MGK. zu schätzen weiß, möchte uns ja am liebsten alle einzeln dauernd als seine Leibgarde um sich haben. Das halte ich natürlich nicht für richtig. Doch, daß der Führer der MGK. dauernd beim Regimentsstabe reitet, das ist nötig."

„Sehr richtig, Herr Kapitän", warf Stahl dazwischen, „schon wegen der geistigen Befruchtung."

„Sehr richtig, mein Lieber, aber seid mal ruhig und hört mich an. Also der Mitrallösenkapitän reitet von jetzt ab ständig beim Regimentsführer und einer von euch Zugführern ebenfalls. Die beiden übrigen Zugführer sind bei der Kompanie, und einer von Ihnen ist der jeweilige Führer der Gefechtskompanie, während der dritte für irgendwelche Sonderaufgaben zur Verfügung steht oder als Schließender reitet.

Ich habe es mir so gedacht, daß ihr drei euch in diesen Stellungen jeden Tag abwechselt.

Das Ganze hat natürlich schon deswegen seinen Sinn, weil ich es als euer Kapitän euch sage. Und dann ist es weiter gut, wenn jeder von euch mit allen Posten vertraut ist, denn es kann jedem von uns etwas Menschliches passieren ...

Verstanden? Unterschrieben? Genehmigt?"

Die drei Zugführer nickten ernsthaft: „Jawohl, Herr Hauptmann!"

„Weiter habe ich mir überlegt, daß ich eigentlich die Verpflegungsverantwortung für die Kompanie dem jeweiligen Führer der Gefechtskompanie aufhängen möchte. Aber ich habe zu meinem Kummer bemerkt, mein lieber Richard und auch mein lieber Rennreiter Rose, daß ihr dafür nicht das richtige Verständnis habt. Ich schlage darum vor, unserem lieben Alchemisten und Kochkünstler Stahl ein für allemal die Verpflegung zu übertragen. Er kann sich ja dann aus seinen Füchsen noch einen Verpflegungsstab und Vertreter bilden. Auch hiermit einverstanden?"

„Jawohl, Herr Hauptmann."

Die Vorschläge des Hauptmanns haben trotz des scherzhaften Tones die kleine Runde zur Nachdenklichkeit gestimmt.

„Wir alle, Herr Hauptmann", sagte Stahl sinnend, „gehen ja nicht unvorbereitet in diesen Krieg.

Ich will gestehen, daß mir eine abenteuerliche Ader die Freude an diesem Männerwerk leichter macht als manchem ruhigen Bürger. Wir Stahls sind laut unserer Familiengeschichte so ziemlich immer dabei gewesen, wenn in Brandenburg, Preußen, Deutschland etwas gefochten wurde. Und in den Kirchenbüchern von Dannefeld stehen Bauern, die Stahl hießen, verzeichnet und zu der Zeit, als die alte Dannefeldsche Bauernfahne für den Großen Kurfürsten von altmärkischen Frauen gestickt wurde.

Und dann, Herr Hauptmann, war für mich entscheidend folgendes. Ich erlebte im heißen Sommer 1911 in Karlsbad in Böhmen den Pantherſprung von Agadir. Im Nu waren die österreichischen Offiziere, die im Kaiser-Franz-Josef-Stift Kur gebrauchten, verschwunden, und aufgeregt sprachen die Kurgäste von Kriegsausbruch. — Das habe ich mir gemerkt. Ich habe mich darum, so schwer es sich mit der Firma vereinbaren ließ, zu zwei Übungen entschlossen und die letzte be-

kanntlich bei Ihnen, Herr Hauptmann, bei unserer stolzen MGK. abgeleistet.

Für mich lagen zwei Kriegsausrüstungen und zwei Pferdeausrüstungen seitdem bereit. Und ich war seelisch darauf eingestellt, daß sich auf die Dauer Deutschland darauf gefaßt machen müßte, in einen Krieg gezogen zu werden."

„Mein lieber Stahl, wir freuen uns alle in der MGK., Sie in unsern Reihen zu wissen. Es ist für mich als Kapitän sehr wichtig, wie meine Herren, meine Unteroffiziere und meine Männerchen denken."

„Jawohl, Herr Hauptmann, das ist wichtig. Ohne festen Willen und ohne Kameradschaft und ohne die Zuversicht, daß alles nach bestem Können und von höherer Überlegung geleitet wird, wäre es ja auch schrecklich. Natürlich wird unser Denken beeinflußt von Erziehung, Beruf und Umgebung, und ich, Herr Hauptmann, sehe trotz Temperament als Kaufmann vielleicht manches kühler an. In meinen Augen ist der Staat eine große, gut geführte, vornehme Firma, zu der ich Vertrauen habe. In meinen Augen ist dasselbe unsere Armee, zu der ich ein absolutes Vertrauen und Verbundensein empfinde und in deren Leitung und Führung, in deren Generalstab ich eine auserwählte und erprobte Schar von Männern erblicke die ihren Beruf lieben und beherrschen und auch vor allen Dingen gehirnmäßig und verstandesmäßig denken können. — Wenn es anders wäre, Herr Hauptmann, dann würde ich nicht so ruhig in diesen Krieg gehen."

Der Hauptmann nickt Stahl zu.

Sie sehen in die zuckenden Flammen der beiden Talglichter, die in den kleinen weißen Tonhaltern auf dem Tische stehen. Es ist eine Stille eingetreten, und in dieser Stille hören sie, wie draußen der Melderadfahrer mit dem Posten spricht.

Energisch klopft es an die Tür. Der Gefreite Villaret tritt ins Zimmer und überbringt die Regimentsbefehle.

5. Kapitel.

Feuertaufe.

Pünktlich steht die MGK. 6 Uhr 15 hinter dem Bataillon am Dorfausgang von Bassilly.

Es ist der erste trübe Tag seit langem. Ein leichter Regen rieselt herab und alle Offiziere erscheinen in Mänteln. Der Hauptmann Specht außerdem noch in weiten Überhosen, die berechtigtes Erstaunen hervorrufen.

Langsam hört der Regen auf. Morgenrot färbt den Himmel und der Marsch geht wie üblich los. Um 12 Uhr ist Mittagsrast. Man hört fernen Geschützdonner. Als es um 3 Uhr 30 weiter geht, ist die Marschgliederung geändert und deutet darauf hin, daß mit einem Zusammentreffen mit dem Gegner gerechnet wird.

Die Feldartillerie ist nach vorn gezogen. Es wird länger als sonst marschiert. Die Marschrichtung heißt: Ville Pommeroeul.

Der Weg geht seit langem durch dichten Wald. Tote Pferde liegen an den Seiten und im dämmernden Abendlicht sieht man verwundete deutsche Soldaten in den Chausseegräben liegen und sitzen.

Endlich kommt die Truppe aus dem Schatten des Waldes heraus. Die ersten Häuser eines Dorfes werden sichtbar und rechts der Straße liegen tote Zivilisten, und vor einem Gasthaus sind an den Ringen und Pfählen, die wohl ursprünglich für die Pferde der Landfuhrleute bestimmt waren, Zivilisten angebunden. Sie haben auf die deutschen Truppen aus den Fenstern geschossen. Im Zimmer des Wirtshauses sitzen Frauen als Gefangene, die ebenfalls mit Revolver und Flinte in der Hand und mit Munition in den Schürzentaschen angetroffen wurden. Solcher Anblick ist für einen echten Soldaten scheußlich.

Nichts widert mehr an als die Kämpfe mit Franktireuren, die keine offenen Gegner und keine Soldaten sind.

In der diesigen Beleuchtung wirkt das Bild so traurig, daß Stahl sich zwingen muß, einer melancholischen Stimmung Herr zu werden. Zudem ist er müde. Es war ein weiter Marsch, und bei ihm und seinen Leuten macht sich der Wunsch nach dem Quartier geltend.

Da ruft Major Klinge die Offiziere seines Bataillons und der MGK. zusammen und teilt mit, daß das Bataillon angreift.

Soviel von der Lage bekannt ist, sind Engländer mit der Bahn an den Kanal geworfen, der zwischen Ville Pommeroeul und Thulin liegt. Die Engländer sind von der deutschen Spitze beim Ausladen erreicht und über den Kanal zurückgeworfen worden. Am Kanal selbst ist das Gefecht im Gange, das bis jetzt von einem Bataillon des Schwesterregiments geführt wird. Es wird angegriffen. Das vorläufige Ziel ist, den Kanal in die Hand zu bekommen und zu halten.

Der Bataillonskommandeur befiehlt, daß zwei Kompanien links der Straße Thulin—Ville Pommeroeul vorrücken und die am Kanal liegende Zuckerfabrik besetzen. Die MGK. setzt den Zug ein, der in der Marschordnung vorn ist.

„Welcher Zug ist vorn?" fragt der Hauptmann Seebach. Stahl tritt vor: „Der erste Zug."

„Dann lassen Sie Gewehre freimachen und rücken Sie mit Ihrem Zug vorläufig bis zu diesem Hause, vor dem wir die Besprechung abhalten."

Das ist der erste Gefechtsauftrag, den Stahl persönlich erhält. Er geht zurück, versammelt die Unteroffiziere und Schützen um sich, erklärt ihnen die Lage und läßt den ersten Zug vorrücken bis zum bezeichneten Hause. Die übrigen Züge machen ebenfalls Gewehr frei.

Dann meldet sich Stahl beim Kompanieführer, der noch mit dem Bataillonskommandeur verhandelt, und hört, wie der Hauptmann sagt: „Herr Major, ich gebe zu bedenken, ob es in dieser tiefen Dunkelheit zweckmäßig ist, die Maschinengewehre, die kein Ziel haben, einzusetzen", und hört weiter, wie der Major antwortet: „Sie werden vom MG.-Standpunkt aus recht haben, mein lieber Seebach, aber es wird der eigenen Truppe eine Beruhigung sein, mal ein MG. knattern zu hören."

Und als Stahl sich beim Major meldet, fügt dieser hinzu: „Was meinen Sie, Stahl?" Der kämpft eine innere Stimme herunter, die sich gegen ein Einsetzen seines Zuges wenden will und antwortet mit erzwungener Ruhe: „Wie es befohlen wird, Herr Major." —

„Befehlen Herr Hauptmann, daß der erste Zug MGK. antritt? Und welches ist seine Aufgabe?"

Seebach zeigt in das Dunkel: „Wenn Sie diese Straße verfolgen, treffen Sie auf ein Eisenbahngleis, das zwischen Straße und Fabrik dort vorn läuft. Der Zug auf dem Eisenbahngleis hat die Engländer hergebracht. Die Engländer sind zurückgeworfen, sitzen aber am Kanal. Sie hören schon ihr Gewehrfeuer. Gehen Sie vor, Stahl, und verständigen Sie sich mit dem Hauptmann Frankh, der seine Kompanie eingesetzt hat. Sehen Sie zu, daß Sie eine feste Stellung mit einigermaßen Schußfeld besetzen. — Der Major will selber nachkommen. Ich werde sehen, wo ich Sie treffe und ob ich die beiden andern MG.-Züge nachhole."

Stahl wiederholt den Befehl.

Der Major und der Hauptmann geben ihm die Hand. Stahl geht zu seinem wartenden Zuge.

Mit ruhiger Stimme zwingt er sich, seinen Leuten die Aufgabe zu erklären, läßt Gerät in die Hand nehmen und marschiert in das Dunkel hinein.

Es ist mittlerweile tiefe Nacht geworden. Es regnet nicht, aber ein feuchter Dampf liegt in der Luft, und die innere Erregung läßt Stahl naß werden und schwitzen. Die Brillengläser beschlagen, so daß er vor sich hin flucht und immer wieder mit dem Taschentuch abwischen muß.

Jetzt ist er mit seinen Leuten allein auf der leeren Dorfstraße, auf der nur noch linker Hand die Häuser undeutlich zu erkennen sind. Er läßt das Gerät absetzen und seine Leute verschnaufen. Dann ordnet er an: „Ich selbst gehe mit meinem Burschen und meiner Gefechtsordonnanz voraus. Die beiden Gewehrführer folgen mit dem ersten Gewehr und halten durch ein oder zwei Leute unbedingte Verbindung. Die Gewehre gehen hintereinander mit zwanzig Schritt Abstand. Die Gewehrführer sind für das Nachfolgen der Schützen und des gesamten Materials verantwortlich. Der Unteroffizier Brett regelt mit den Reserveschützen das Nachführen des Munitionsersatzes. Er schließt sich mir an, um den Rückweg zu kennen. Ein Reserveschütze mit ihm, die übrigen Reserveschützen auf die beiden MG. verteilt, um beim Tragen mit abzulösen."

Der Zug nimmt die Gewehre wieder auf und marschiert im Gänsemarsch in der anbefohlenen Ordnung die Straße weiter. Das Feuer vorn steigert sich erheblich. Stahl unterscheidet schon deutlich die einzelnen Schüsse, und als sie an den Straßenknick kommen, wo eine dunkle Masse vor ihm wohl den Engländerzug bezeichnet, da peitschen die Geschosse in die leer stehenden Wagen hinein und fliegen rechts und links an ihnen vorbei.

„Rotzverdammt, was die Brille schon wieder beschlägt."

Im Schutz der langen Wagenreihe, hinter dem letzten Wagen, läßt Stahl noch einmal eine längere Atempause machen. In der dunkeln Nacht ist so gut wie nichts zu sehen. Will man also nach vorn, so ist das Gleis der gegebene Weg und das Weitere muß sich finden.

Zum Glück erweist es sich, daß links von dem Gleis ein flacher, trockener Graben parallel sich hinzieht und in diesem Graben geht jetzt die Kolonne in der bisherigen Marschrichtung weiter.

Immer mehr nimmt das Infanteriefeuer zu. Die Kugeln klatschen in die leeren Wagen mit stumpfem Aufschlag, wenn sie auf Holzteile treffen, mit Heulen, wenn sie von einem Eisenteil als Querschläger abspringen, und ein ekles Geklirr entsteht, wenn sie einen Fensterrahmen fassen und die Scheibe mitsamt dem Rahmen hinausreißen. Es ist, als ob für die Engländer dieser unsichtbare Eisenbahnzug das Ziel wäre, und Stahl strebt von diesem verfluchten Ding weg.

Aber er kann nicht weit links ausholen, weil er nun auf Fabrikgebäude trifft, die wieder parallel mit dem Industriegleis laufen und an denen keine Tür zu entdecken ist.

Endlich wird die lange Gebäudereihe durch ein hohes Staket fortgesetzt. Aber dieses ist von Eisen und nicht durchzuschlagen, und auch hier findet man im Dunkeln beim Tasten keinen Toreingang. Es heißt also, in diesem verfluchten bestrichenen Raum weitermarschieren.

Stahl schwitzt, als ob er in einem römischen Dampfbad säße. Die Leute keuchen und schwitzen von dem langen Weg, von dem schweren Tragen und von der ungewohnten Nervenspannung, im Dunkeln jede Sekunde den Treffer erhalten zu können.

Ab und zu gibt der Zugführer nach rückwärts das Signal zum Halten. Dann kniet alles nieder und setzt die Lasten ab und wartet schweigend, bis wieder der Befehl zum Antreten kommt. Es scheint, als ob dieser verfluchte Weg überhaupt kein Ende nähme.

Mit einemmal ist die wenige Schritte vor Stahl gehende Schattenfigur seiner Gefechtsordonnanz verschwunden. Stahl springt nach vorn, fürchtend, daß Voß getroffen ist. Er springt

ins Leere und zugleich hört er zur Linken: „Herr Leutnant, der Zaun hört hier auf." Schräg links sieht er zur gleichen Zeit vor sich etwas Massiges von dem dunkeln Himmel sich abheben und weiß sofort, daß dies die Zuckerfabrik sein muß. Er läßt den Zug herankommen, und trotz Dunkelheit geht es „Sprung auf, marsch, marsch" hinter das schützende Gebäude.

Es ist ein unregelmäßiger Boden, und scheinbar liegt Kohle oder Schlacke im Wege, und ein Industriegleis scheint in den dunkeln Hof hineinzuführen. Im Begriff, nach vorn zu laufen, stürzt Stahl jäh vornüber. Er ist mit dem Schienbein an ein Eisen gerannt und muß sich erst einen Augenblick darüber klar werden, ob er getroffen ist oder sich nur gestoßen hat.

Irgendwelche vertrackten Hindernisse müssen hier am Boden sein, die im Dunkeln nicht zu sehen sind. Denn der Fall und das Klappen und Rasseln eines Schützen belehrt ihn, daß auch ein anderer gestolpert ist und daß die Patronengurte aus dem Kasten herausgesprungen sind.

Keuchend und fluchend findet sich endlich der Zug bei seinem Führer hinter dem Fabrikgebäude.

Hier läßt Stahl absetzen und die Leute einen Augenblick austreten. Mit einemmal ist die bisherige innere Erregung wie weggeblasen. Das Schwitzen hört auf, und er fühlt eine merkwürdige kühle, gelassene Ruhe in sich aufsteigen. Er ruft seine beiden MG.-Führer und den Unteroffizier für den Munitionsersatz heran und verabredet mit ihnen, daß von dieser Stelle zuerst einmal der Munitionsersatz zu erfolgen hat. Der Zug selbst wird, da voraussichtlich das Industriegelände der Fabrik bis zum Kanal reichen dürfte, auf der linken Seite des Schuppens so weit nach vorn stoßen, bis er sich mit dem führenden Infanterieführer verständigen kann. Die Gefechtsordonnanzen haben die Verbindung zwischen diesem Munitionsdepot und dem Zugführer zu halten.

Die Gewehre werden wieder aufgenommen, und durch das weite Industriegelände geht es nach vorn. Hinter einer Laderampe treffen sie den Kompanieführer Hauptmann Frankh, der von hier aus den Einsatz und das Gefecht leitet.

Das Feuer ist immer toller geworden und teilweise so heftig, daß es das Sprechen der beiden Führer übertönt.

Der Afrikaner Frankh rät ihm, nicht weiter vorzugehen, da es bis zum Rand des Kanals höchstens noch 120 Meter wären und das ganze Gelände unter starkem Feuer läge.

Stahl ist aber innerlich vollkommen ruhig und erklärt, daß er den Kanal auf alle Fälle erreichen wolle, um zu sehen, ob er dort eine Stellung besetzen könne, um den Feuerkampf aufzunehmen.

Trotz Abratens des Infanteristen tritt der MG.-Zug den Weg an, und sie erreichen nach einiger Zeit das Kanalufer.

Hier liegen die Schützen in losen Gruppen oder einzeln hinter Deckungen, die sie sich gesucht haben, und befeuern das gegenüberliegende Kanalufer. Von der Gegenseite wird das Feuer erwidert, und am Kanal und weiter zurück blitzt es unaufhörlich in langer Front auf und sendet die pfeifenden Kugeln herüber. Den Gegner zu erkennen, ist absolut unmöglich. Stahl hat seinen Zug hinter einen Prellbock von Beton, den er mehr fühlt als sieht, hinlegen lassen. Gegen das flache Infanteriefeuer dürfte er genügend Schutz gewähren.

Er selbst geht mit seiner Gefechtsordonnanz die ganze Schützenkette seines Regiments rückwärts ab, bis er zur Rechten auf die ersten Schützen vom Regiment Börde trifft.

Überall, wo er geht, schwirren und pfeifen die Kugeln, als ob Bienen durch die Luft flögen. Manchmal ist der Ton auch heller und manchmal singt eine Kugel im schrillen Diskant, wenn sie als Querschläger weitergeht.

Stahl ist sich als Anfänger nicht klar, in welchem Feuer er

sich befindet. Er weiß noch nicht, daß das leichte Geräusch, ähnlich, als wenn ein Mensch die Luft wegbläst, in Wirklichkeit bedeutet, daß Kugeln ganz nah von ihm in den Grasboden einschlagen. Nach seinem Rekognoszierungsgang geht er zum Hauptmann Frankh zurück, der diesen Feuerspaziergang für zwecklosen Blödsinn erklärt und es ebenfalls für unmöglich hält, den MG.-Zug einzusetzen.

Die Kriegserfahrungen des Älteren sind sicher die richtigen, jedoch irgendwohin will der MG.-Zugführer seinen Zug bringen. Darum wird ein neuer Erkundungsgang mit der Gefechtsordonnanz aufgenommen, und man findet etwa 100 Meter rechts von dem Prellbock ein kleineres, villenartiges Privathaus mit Garten.

Das Haus ist vollkommen dunkel, aber die Haustür, die im rechten Winkel zum Kanal liegt, gibt beim Öffnen nach. Die Pistole schußbereit in der Hand treten Stahl und Voß ein. Sie befinden sich in einem Korridor, von dem links zwei oder drei Zimmer nach vorn gehen, in dem sie rechts eine Küche finden und weiter einen Treppenaufgang in die obere Etage.

Die Räume sind unberührt vom Kriege und so in Ordnung, als ob eine tüchtige Hausfrau sie soeben erst verlassen hätte.

Da das Haus einladend und vor allen Dingen ein fester gemauerter Ziegelbau ist, so beschließt Stahl, seinen Zug hierher zu ziehen. Danach untersucht er mit seinen Gewehrführern das Haus vom Boden bis zum Keller. Die obere Etage erweist sich als Schlafzimmer mit herrlichen Betten. Der Boden darüber bietet Raum genug, um die MG. aufzustellen, um bei Tagesanbruch überraschend und überhöhend ein Ziel zu befeuern. Von der Küche führt eine Treppe zu den Kellerräumen. In der Speisekammer — hallo — hing eine bratfertige Ente neben einem Korb mit frischem grünen Salat, und weitere Körbe mit Kartoffeln, Butter, Eiern, Konserven, Brot und Mehl zeigten,

daß der Besuch keinen Unbemittelten getroffen hatte. Schon wollte man wieder in das Erdgeschoß hinaussteigen, als der Vorsichtskandidat Veder in eine neue Tür hineinleuchtete und das Licht der Taschenlampe auf drei schreckensbleiche Männer, drei Zivilisten, fiel.

Die Überraschung war gegenseitig groß. Um große Helden oder Spione schien es sich freilich nicht zu handeln, denn die drei Kavaliere zitterten sichtlich um ihr Leben. Stahl befahl ihnen, mit hinaufzukommen und stellte sie erst einmal in die Küchenecke und davor einen Schützen mit gespannter Pistole. Er eröffnete ihnen, daß sie beim geringsten Fluchtversuch sofort an die Wand gestellt würden und daß es überhaupt mit ihnen fatal aussähe, falls sie nicht absolut die Wahrheit sagten.

Beim Verhör ergab sich, daß alle drei in der Zuckerfabrik beschäftigt gewesen waren und daß die einzige Gefahr wohl darin bestand, daß sie dem Gegner irgendwelche Zeichen hätten geben können.

Die Leute nutzlos in der Ecke stehen zu lassen, erschien Stahl nicht das Richtige. Er kündigte ihnen an, daß sie keinen Schritt aus der Küche zu gehen hätten, daß aber sofort Arbeit für sie gefunden würde.

Ein Kriegsrat mit den Gewehrführern ergab, daß man im Hause bleiben wollte. Die Vorderfront nach dem Feind durfte aber auf keinen Fall durch Lichtschein verraten, daß jemand anwesend wäre. Infolgedessen ordnete Stahl an, daß nur das Treppenhaus und die rückwärtigen Räume zu benutzen wären. Die vorderen Räume wurden nach Möglichkeit in Verteidigungszustand gebracht, das hieß: alle Betten wurden ihrer Matratzen entledigt, und diese wurden als Schutzwälle mit ihrer kräftigen Roßhaarfüllung gegen die Fenster nach vorn gestellt. Oben, in einem Eckzimmer wurden die Fensterflügel

herausgenommen und ein Doppelposten an die Öffnung gesetzt, um zu beobachten und zu horchen.

Als das Haus, so gut es ging, auf diese Weise in eine kleine Festung verwandelt war, wurde ein Appell mit MG. und Munition gemacht und darauf die Wache im Hause und der Posten vor dem Hause eingeteilt. Nachdem noch durch Gefechtsordonnanz dem Kompanieführer der Infanterie Nachricht übersandt war, wo die MGK. gelandet war, glaubte Stahl seine Pflicht erfüllt zu haben und setzte sich mit seinen MG.-Führern in das durch die Matratzen und Vorhänge nach dem Feinde abgedunkelte Wohnzimmer.

Die elektrische Beleuchtung des Hauses versagte, doch boten Petroleumlampen guten Ersatz.

Nachdem militärische Ordnung in den neuen Hausstand gekommen war, meldete sich der Hunger.

An ein Herankommen der Feldküche oder der Essenträger war bei diesem Schweinefeuer nicht zu denken. Also wird selbst gekocht.

Die drei Gefangenen erhielten den Befehl, sich zunächst gründlich die Hände zu waschen und bis auf Gegenbefehl Kartoffeln zu schälen.

Die übrigen Vorräte wurden herausgeschafft und die Speisekarte wie folgt festgelegt:

1. Ente zuzüglich Salat, Bleichsellerie und Kartoffeln werden vom Zugführer und den beiden Gewehrführern behandelt. Sollten wider Erwarten die anderen MG.-Offiziere nachkommen, so wird das Fleischgericht verlängert, und die beiden Gewehrführer werden auf Kartoffelsuppe gesetzt.

2. Es wird ein Riesenpott Kartoffelsuppe gekocht mit gebratenem Speck. Dazu Fleisch aus den Weckgläsern des Kellers.

3. Getränke: Pro Kopf der Bevölkerung wird eine halbe Flasche Rotwein verzapft. Weiteres Trinken ist auf das schärfste verboten.

4. Die Gefangenen essen mit.

Bald erstrahlte der Herd von Glut. Die Gefangenen schälten Kartoffeln. Der Leutnant hatte den Rock abgelegt und arbeitete in seiner roten, gestrickten Wolljacke als Oberkoch und Dirigent.

Der Schütze Schulze 4, der im Sommer Maurer war, im Winter aber Hausschlächter oder Kellner, sorgte für die Tafel.

Da im Augenblick, als der Wein auf den Tischen stand und man die Hände zum lecker bereiteten Mahle zu erheben gedachte, wandte sich das Kriegsglück unerwartet.

Der Posten rief ins Haus: „Achtung, es kommt jemand!"

„Hier Posten 1. Zug MGK. Altmark."

„Gut, mein Sohn, hier Major Klinge, dazu die Herren Seebach und Redern."

Stahl erkannte die Kriegslage.

Da schwamm sie hin, die Ente, wenigstens für die Gewehrführer. Der Vizefeldwebel Jäckel und der Unteroffizier Veder schalteten schweigend von Entengang auf Kartoffelgang um. —

Die Herren traten in das Haus und wurden von dem dunklen Flur in das Eßzimmer geführt und sahen etwas erstaunt die unerwarteten Vorbereitungen sowohl der Verteidigung, was die Fenster anbetraf, als auch des Angriffes, was die Tafel anbetraf. Stahl machte seine dienstliche Meldung und teilte dann außerdienstlich mit in schneller Seelenfassung, daß das Abendessen für die Herren des Bataillons und der MGK. bereit stände.

Das hohe Bataillon und die MGK.-Leitung erklärten ihre Zufriedenheit, und in kurzer Zeit wurde drinnen die Ente und draußen die Kartoffelsuppe in Angriff genommen und restlos vertilgt. Ein guter Bordeaux aus dem gastfreundlichen Keller belebte das Mahl und die Stimmung. Man konnte mit diesem Krieg für heute zufrieden sein.

Der Bataillonskommandeur nahm an, daß im Morgen-

grauen versucht werden sollte, den Kanal zu überschreiten, wahrscheinlich durch Umfassung, weil die Brücke von den Engländern beschädigt worden wäre. Befehle würden noch im Laufe der Nacht ergehen.

Draußen hatte das Feuer nachgelassen. Es schlugen nur noch hin und wieder einzelne Infanteriegeschosse gegen das Haus.

Wenn die Annahme des Majors zutraf, so waren noch einige Stunden der Ruhe möglich. Schnell wurden Betten, Decken und Matratzen hergeholt und am Boden ein Lager bereitet.

Die letzte Flasche wurde entkorkt, und dann wollte man zur Ruhe gehen. Da öffnete sich die Tür, und die Gefechtsordonnanz meldete: „Herr Major von Röckel vom Regiment Börde!" und herein schritt ein kleinerer, untersetzter Herr, der einen grauslich runden Vollbart trug, und von dem man weiter im Augenblick nichts sah als eine große, goldgefaßte Brille, die unter dem Helm blitzte und funkelte.

Er erklärte, lebhaft gestikulierend, daß er mit seinem Bataillon rechts von der Zuckerraffinerie versuchen wollte, die Brücke mit Pionierhilfe einigermaßen für Infanterie überschreitbar zu machen, daß weiter Pontons im Anrollen wären, und er forderte das Schwesterregiment Altmark auf, den gleichen Angriff mit vorzutragen.

Der Bataillonskommandeur Klinge entschied sich leider sofort für den Vorschlag, und als nach einer dreiviertel Stunde das Heranrollen der Pontons gemeldet wurde, dauerte es auch nicht mehr lange, bis mit der Infanterie zusammen die MGK. ihre drei Züge über den düsteren Kanal setzte.

In weiter Schützenlinie ging man über Acker in rabenschwarzer Finsternis vor, ohne auf den Feind zu stoßen. Er hatte die Stellung geräumt.

Auch die nächsten beiden Dörfer erwiesen sich vom Feinde frei.

Vor einem Dorfe, noch im Lichte eines brennenden Einzelgehöftes, wurde geschanzt. Die Begeisterung für diese Arbeit war gering, und als ein einigermaßen knietiefer Graben ausgeworfen war, die Vorposten ausgestellt und die MG.-Stände in dem Graben festgelegt waren, warf sich alles bis auf die Wache todmüde in das taunasse Feld und versuchte bis zum Morgengrauen zu schlafen.

Um 8 Uhr wurde der Weitermarsch angetreten und der Ort Thulin erreicht.

Mit der Nachhut des Engländers hatte man ein Schützengeplänkel, bei dem vier Gefangene gemacht wurden. Die Straße ist mit englischen Mänteln und Tornistern bedeckt.

Der Vormarsch geht nur langsam vor sich, und in den gewundenen Straßen von Thulin hält die Regimentskolonne längere Zeit.

Die MGK. hält gerade an einer Ecke, an der sich eine Kneipe befindet. Es macht den Leuten Spaß, das Orchestrion spielen zu lassen, dessen Melodien mißtönend und viel zu schnell über die Gasse schallen.

Im Orte ist ein verlassener schloßartiger Gutshof, in dem ein herrenloses Hündchen wehklagend umherläuft. Der Leutnant Rose nimmt sich des Hundes an und adoptiert ihn.

„Finden Sie den Hund nicht reizend?" fragt Rose, der begeistert mit dem Tier spielt.

„Nein, das kann man nicht behaupten, ich finde ihn fürchterlich, diese üble Bestie", antwortet Stahl, denn der adoptierte Findling hatte in seinen Herzensnöten auf Stahls grauem Reitmantel schwärzlich aussehende Flüssigkeiten zurückgelassen.

In dem verlassenen Schloßkeller findet die MGK. reichliche Weinvorräte, so daß jeder Mann während des Essens einen Becher guten Weines erhält. Nun ist die Luft und nun sind die Menschen wieder warm geworden, und auf den harten Garten-

bänken holen die Offiziere der MGK. etwas von dem verlorenen Schlaf nach.

Als um ein Uhr mittags der Vormarsch wieder aufgenommen wird, schießt die deutsche Artillerie lebhaft.

Die Fahrzeuge der MGK. werden bis hinter den Bahnhof Thulin herangezogen und dann die MG. freigemacht. In Schützenlinie mit weiten Zwischenräumen geht das Regiment in der Richtung auf Elouges vor. Aus einem entfernten Hause fällt ein Schuß, der einen Fahrer der MGK. am Schenkel verwundet.

Der Angriff wird gegen spitze Schlackenberge, Industriehalden und Bohrtürme gerichtet, von denen englische MG. schießen. Starkes Infanterie-, MG.- und Artilleriefeuer schlägt den Stürmenden entgegen. Aber die Artillerie kämpft den Feind nieder, und es wird nach Elouges eingerückt.

Die MGK. ist nicht zum Feuern gekommen. Sie zieht mit dem zweiten Bataillon durch Elouges hindurch, in dem zahlreiche englische Gefangene gemacht sind, die ersichtlich Furcht vor der deutschen Behandlung haben. Englische Waffen, Karabiner und zwei englische Kavallerie-MG. werden leider vernichtet, statt sie, wie die MGK. gebeten, ihr zu überlassen.

Um 6 Uhr 30 wird südlich Elouges ein Biwak bezogen.

Kurz vor dem Biwak spielt sich eine furchtbare Szene ab. Auf einem Handkarren bringen Belgier die Leiche eines Zivilisten, der sich am Kampf beteiligt hatte und durch Brustschuß gefallen ist. Das Wehklagen seiner Frau gellt allen in den Ohren. Aber die Bilder wechseln schnell, und der Soldat vergißt und muß schnell vergessen, sonst wäre er den Anforderungen, die jeder Tag neu an ihn stellt, nicht gewachsen.

Englische Gefangene kommen in Trupps vorbei. Die deutschen Soldaten wissen immer noch nicht recht, wie sie sich zu den Engländern stellen sollen. Denn das Eingreifen Englands in

den Krieg will immer noch nicht in des Deutschen Gehirn, dessen naives Empfinden allein auf den Abwehrkampf gegen den übermütigen Erbfeind Frankreich und auf die Verteidigung des Vaterlandes eingestellt ist.

Daß englische Soldaten gegen ihn fechten, kann der deutsche Soldat noch nicht begreifen, und vollends die englische Kampfesweise, die aus Buren- und Kolonialkrieg den Hinterhalt gewohnt ist, bringt den deutschen Musketier zur Empörung.

Als Leutnant Stahl seinen Zug auf Thulin vorführte, traf er einen deutschen Husar, der die Straße heruntergetrabt kam und neben sich einen englischen Gefangenen laufen hatte, der mit einem kurzen Strick am Steigbügel angebunden war. Als Stahl ihn anhielt und fragte, was dieses zu bedeuten hätte, erklärte der Husar: „Der Schweinehund hat meinen Rittmeister erschossen, und von rückwärts, Herr Leutnant, aus einem Kornfeld, als wir schon vorbei waren." Als Stahl den Engländer von dem Strick befreit und ihm erklärt hatte, warum der Husar so empört wäre, verstand der Engländer die Ansicht des Husaren genau so wenig wie der Husar die englische Kampfesweise.

Es war der erste Engländer, mit dem Stahl sich länger unterhielt. Das war also eine der Typen, wie sie Rudyard Kipling in seinen Novellen so weltberühmt und so sympathisch gemacht hatte?

„Heißen Sie Mulvaney, Ortheris oder Learoyd?" Der Soldat salutiert: „Nein, Kapitän: John Levis Brown." —

Die MGK. hatte zur Sicherung der Straßenkreuzung für diese Nacht ein MG. der Kompanie des Leutnants Holz zu stellen. Sonst blieb sie außer den eigenen Parkwachen vom Wachdienst verschont. Alles ging nach dem Essen früh zur Ruh', um nach den beiden anstrengenden Tagen neue Kräfte zu sammeln.

Leutnant Stahl schrieb noch schnell einen flüchtigen Kartengruß und schlief dann wie ein Toter bis zum Alarm um 5 Uhr. Waschen und Frühstücken war Luxus, und in wenigen Minuten rückte die Kompanie auf den angegebenen Sammelplatz. Dort aber gab es ein langes Warten, und die ausgebliebenen Morgenübungen konnten reichlich nachgeholt werden.

Endlich ging es um 9 Uhr in südlicher Richtung weiter. Die Straßen und Felder waren mit englischen Toten bedeckt. Am Wege lag ein umgestürzter englischer Munitionswagen, den ein Volltreffer mit seinen Mannschaften und Pferden zerrissen hatte. Gefangene Engländer gruben ein großes Massengrab, und der Anblick dieser noch nicht so ganz gewohnten Bilder stimmte Führer und Leute ernst.

In scharfen Märschen ging es vorwärts bis Mittag. Um 1 Uhr 30 läuft plötzlich den grauen Heerwurm die Nachricht herunter, daß die französische Grenze erreicht sei. Mit lautem „Hurra" wird sie überschritten. Gerade an der Grenze liegt eine Abteilung schwere Fußartillerie, die sich den Scherz gemacht hat, einen kleinen Schlagbaum zu errichten. Der Batterieführer steht mit einem Glase Sekt am Schlagbaum, prostet Stahl zu und ruft: „Ich heiße Sie in Frankreich herzlich willkommen!"

6. Kapitel.

Le Cateau.

Aus tiefem Schlaf und warmem Stroh ruft 5 Uhr morgens das Wecken die in einer Brauerei untergekommene MGK. Um 7 Uhr marschiert sie eingefädelt in die Marschkolonne auf der großen Heeresstraße, die von Bavai südwestlich nach Le Cateau führt.

Als in Croix 8 Uhr 40 ein kurzer Halt gemacht und die MGK. mit dem 3. Bataillon nach vorn gezogen wird, empfinden alle: heute geht es los.

Von Le Cateau kommt Infanterie- und Artilleriefeuer vernehmlich herüber. Ein feiner Dunst verschleiert das ganze Gelände. Vom Feinde ist nichts zu sehen. Als aber eine Stunde später auf der großen Straße das Dorf Montay beinah erreicht ist, legt der Feind plötzlich heftiges Artilleriefeuer auf den Anmarschweg.

Im schärfsten Galopp passieren die einzelnen MG.-Züge in Abständen die Feuerzone und das Dorf, glücklicherweise ohne Verluste. Hinter dem Dorf überbringt Redern den Befehl, daß die MGK. in das Gefecht eingreifen und sich in einem Hohlweg linker Hand der Straße aufstellen soll.

Die Gewehre werden frei gemacht. Die Züge rücken in den Hohlweg ein, und die Fahrzeuge fahren in Deckung zurück.

Es ist heller geworden. Die Sonne bescheint ein wunderschönes, parkartiges Gelände. Stahl kann aber nichts weiter sehen als die lange Sohle des Hohlweges, der oben in Felder überzugehen scheint.

Der Feind muß diesen Weg einsehen können, auf dessen rechtem Hang der Zug Stahl kniet.

Ein scharfes Pfeifen, ein übles Krachen, und haarscharf auf der rechten Backe des Hohlweges sitzt ein Hagel Granaten, den Zug mit Dreck und Splittern überschüttend.

In die Leute des Zuges fährt eine Panik. Sie lassen die Gewehre und Munition stehen und springen in den Hohlweg hinunter, sich an den linken Rand anschmiegend.

Stahl ist knien geblieben, um ihn noch die Dreck- und Staubwolke der Einschläge. Ihm ist es, als müßte das Herz zerspringen, und freie Magensäure fühlt er auf den Zähnen und auf der Zunge. Und im Augenblick ist er nicht Herr seines Kommandos,

obwohl er blitzartig erkennt, daß die nächste Lage die MG. und die Munition mit mathematischer Sicherheit fassen muß.

Ein gräßliches Gefühl der Lähmung, der Trauer, des Kummers und der Selbstverachtung erfüllt ihn. Dann fliegt ihm eine Hitzwelle durch den ganzen Körper, und er wird naß vor Schweiß, und ihm ist, als dampfe er unter der Uniform. Und dann ist der Wille und die Stimme wieder da, und er hört sich selbst seine Leute anschnauzen, daß der Rotz im Bogen umherfliegt. Er faßt sie ins Genick und schmeißt sie zwischen die MG., packt selbst das nächste Gewehr an den Stützen. Irgendein anderer Schütze hat die Vorderstützen erfaßt. Drei Sprünge und alles vom Gerät ist auf der linken Seite des Hohlweges.

Ein Keuchen, ein Schnaufen der Schützen, ein teuflisches Heulen über ihnen, daß alles den Kopf einzieht, und die nächste Granatenlage haut mit üblem, schwarzem Rauch genau dahin, wo vor Sekunden noch die Maschinengewehre des ersten Zuges verlassen standen.

Stahl reckt sich auf und sieht seine Schützen an und die ihn. Keiner sagt einen Ton.

Noch einige Granatenlagen kämmen den Hohlweg ab, dann stellt der Engländer eine etwas weitere Entfernung und die nächsten Lagen liegen da, wo die Gewehre auf der Hauptchaussee vor kurzem frei gemacht wurden. Über dem Hohlweg platzen einige Lagen Schrapnells. Aber sie liegen mit ihren Sprengpunkten so hoch, daß der bleierne Gruß matt herunterfällt.

Am Ende des Hohlweges oben auf dem Felde liegt ein einzelnes Häuschen. Hinter diesem ist der Regimentskommandeur mit seinem Stabe. Und hierin eilt der Hauptmann Seebach. Er spricht mit dem Oberst. Sie deuten nach vorn und nach links. Sie zeigen auf die Karten und dann winkt der Hauptmann nach rückwärts und hebt einmal die Faust hoch. Das heißt: der

Führer des ersten MG.-Zuges. Stahl gibt schnell das Kommando an Jäckel und springt mit seiner Gefechtsordonnanz hinauf zu dem Hauptmann hinter das Häuschen.

Dort hat man einen weiten Blick nach allen Seiten über das Gefechtsfeld, auf dem halblinks das 3. Bataillon vorgeht, während rechts die Wellen des 2. sich schon weiter nach vorn gearbeitet haben. Unten im Grunde liegt breit hingelagert und von grünen Bäumen umgeben der Ort Le Cateau.

Das ganze weite, nach Le Cateau abfallende grüne Feld liegt unter starkem englischen Feuer. Granaten und Schrapnells schlagen ein und wollen das Vorrücken der deutschen Schützenlinien aufhalten.

Jenseits der Chaussee, die von Cambrai nach Le Cateau führt, muß der Engländer liegen, und nun heißt es, sich trotz des wilden Feuers an ihn heranarbeiten. Hauptmann Seebach gibt den kurzen Befehl, dem linken Flügel des 3. Bataillons zu folgen, ihn zu verstärken und, wenn möglich, umfassend und flankierend den Engländer mit MG.-Feuer anzugreifen.

Das ist ein klarer und verständlicher Auftrag. Leutnant Stahl winkt seine beiden MG.-Führer heran und erklärt ihnen kurz die Lage. Die Gefechtsordonnanz springt zurück und überbringt den Befehl, im Schutze des Hohlweges Gewehre und Munition noch einmal zu prüfen und bis hinter das kleine Haus nachzufolgen. In langem Sprung erreicht der Zug die Deckung. Den Gewehrführern und Nichtschützen wird noch einmal die Marschrichtung gegeben, der Zwischenraum für die MG. wird von vornherein auf 50 Meter festgelegt. Leutnant Stahl meldet sich beim Hauptmann ab, der ihm die Hand reicht, und dann spritzt der Zug wie der Teufel, der Zugführer Stahl mit seiner Gefechtsordonnanz und einem Läufer 20 Schritt vorneweg, hinaus auf das freie Feld. So lange, als es die Lunge aushält, werden die Sprünge gezogen.

So geht es hinter den Flügel des 3. Bataillons, so wird der Flügel des 3. Bataillons links verlängert und zum Erstaunen des Flügelzugführers trotz des schweren Gerätes links überholt.

Der erste Zug hat Glück. Links fällt das Gelände nicht nur zum Feinde hin ab, sondern auch nach Nordosten, so daß sie aus der Sicht der englischen Beobachtung kommen.

Noch einige wilde Sprünge und der erste Zug befindet sich auf einer großen Allee, die nach Le Cateau hinunterführt.

Der Zug ist aus dem Feuerraum heraus. Die Schützen können stehen und die Lungen sich beruhigen. — Das war eine Leistung, die man nur von gesunden und durchtrainierten Leuten verlangen kann, und stolz sieht Stahl auf das Dutzend Männer, die um ihn stehen.

Jetzt heißt es, sich richtig orientieren. Die untere Parkallee führt anscheinend an den Ostrand von Le Cateau. Das Gefecht mußte am Südrand von Le Cateau im Gange sein. Falls es gelang, auf den linken deutschen Flügel zu kommen, so war vielleicht die Möglichkeit gegeben, die Feuerkraft der MG. flankierend einzusetzen.

Stahl zog die beiden Gewehre zusammen, übernahm mit den beiden Gewehrführern die Spitze und ließ im Gänsemarsch folgen. Sie stiegen auf die Allee hinunter, wo tiefer Friede herrschte und sie mutterseelenallein ihren Weg auf die Stadt antraten.

Als sie den Stadtrand erreicht hatten, bedauerte Stahl sehr, daß er nicht einige Reserveschützen mitgenommen hatte.

Solange die MG. getragen wurden, waren sie verhältnismäßig widerstandslos, und mit den Parabellumpistolen und kurzen Seitengewehren der Schützen war man für irgendein Nahgefecht Infanteriegewehren oder Karabinern unterlegen.

Es waren nur zwei Karabiner im Zuge, die gegen die Bestimmung, aber vom Hauptmann gutgeheißen, der Leutnant Stahl sich selbst und seiner Gefechtsordonnanz verpaßt hatte.

Jetzt war aber nichts zu ändern, und es hieß, möglichst schnell um den Ort herumkommen, um eingreifen zu können. Die Straßen waren bisher menschenleer gewesen. Als sie an eine Straßenkreuzung kamen, sah Stahl vor einem Gasthause einige zweifelhafte Zivilgestalten erscheinen, von denen einer einen Revolver in der Hand trug. Den Zivilisten schien die geringe Zahl der Deutschen nicht zu imponieren. Sie sprachen lebhaft miteinander und zeigten auf den MG.-Zug.

Stahl konnte sich nicht mit diesen Leuten aufhalten. Er rief ihnen zu, sie sollten sofort verschwinden, und als sie zögerten, trat er einen Schritt seitwärts und legte auf den Revolvermann an. Das half augenblicklich. Die Kavaliere verschwanden in ihrer Kneipe.

Die Straße mußte jetzt wieder von englischen Artillerie-beobachtern einzusehen sein, denn plötzlich standen über ihnen, allerdings wieder viel zu hoch, die Wattebäusche zer-springender Schrapnells, deren Bleikugeln herunterspritzten. War auch die Höhe zu groß, um tödlich zu wirken, so erhielt doch einer der Schützen auf seinen Tragegurt eine Bleikugel, die ihm den Gebrauch des linken Armes etwas lähmte.

Sie passierten darum im Laufschritt diese Stelle, wußten aber nicht, wohin sie sich nun nach dem Straßenkreuz zu wenden hätten. Deswegen hielt es Stahl für richtig, daß er oder Jäckel eine Erkundungspatrouille machten.

Während Jäckel nach vorn ging, traten sie in ein Haus ein, um einer möglichen Sicht entzogen zu sein. Stahl ordnete an, daß die Schützen aus ihrem Brotbeutel etwas aßen und dazu tranken, um die körperliche Leistungsfähigkeit nicht durch Hun-ger und Ermattung herabzusetzen.

Mit Jäckels Rückkehr war längstens in ungefähr 20 Minuten gerechnet worden. Als er nach dieser Zeit nicht zurückkam, be-sorgte sich Stahl, daß ihm etwas zugestoßen sein könnte und

führte seinen Zug weiter. Sie gingen die äußere Stadtstraße herum, bis sie an einen grünen Wall gelangten, der ein Eisenbahndamm zu sein schien.

Hier saß Jäckel auf dem linken Bürgersteig, hatte den Helm in der Hand und stierte geistesabwesend den herankommenden Zug an.

Stahl eilte schnell hinzu: „Menschenskind, Jäckel, was ist mit Ihnen?"

Jäckel konnte keine klare Antwort herausbringen. Stahl öffnete ihm schnell den Waffenrock und fand, daß ein Streifschuß, durch Kragen und Halsbinde abgelenkt, wohl einen Druck hervorgerufen hatte.

„Alter Jäckel, kehren Sie in Ihr menschliches Dasein zurück. Binden Sie Ihre Halsbinde wieder um und gießen Sie einen ordentlichen Kognak dahinter."

Das machte Jäckel bald wieder flott, und der MG.-Zug konnte unter seiner Führung den Anschluß an das Bataillon gewinnen.

Die Straße war tief eingeschnitten. Zur rechten Hand war sie von Häusern eingefaßt. Auf der anderen Seite wuchs sie zu einem hohen gras- und buschbewachsenen Eisenbahndamm empor.

Das Gerät wurde abgesetzt und der Zugführer kletterte mit seinen MG.-Führern schleunigst den Hang hinauf. Oben lag in langer Kette das 2. Bataillon und führte ein wütendes Feuergefecht gegen einen Gegner, der 500 bis 600 Meter südlich eine Parallelstellung hatte.

Stahl fragte sich zum Kompanieführer der Gefechtsabschnitte, Hauptmann Bohnen hin, der ihm, über das Erscheinen der MG. außerordentlich erfreut, sofort einen kurzen Bericht gab. Daraufhin bestimmte Stahl, daß das erste MG. unter Jäckel auf dem linken Flügel der 7. Kompanie, das zweite MG. unter

Unteroffizier Veder auf dem äußersten rechten Flügel der Kompanie Bohnen einzusetzen hätte.

Jedes Gewehr erhielt volle Bewegungsfreiheit und den Auftrag, nur auf richtige Ziele zu schießen. Stahl selbst nahm seinen Gefechtsstandpunkt beim zweiten Gewehr, beim Unteroffizier Veder.

Soweit das Auge reichte, dehnte sich nach links und rechts und nach vorwärts eine Hochebene, auf der die Engländer mit geschickter Geländeausnutzung eingegraben lagen. Artilleriestellungen waren zum Teil sichtbar, zum Teil lagen sie weit zurück. Aus der englischen Stellung ging ein starkes Feuer ohne Pause auf die deutschen Linien, bei denen sich nach und nach schwere Verluste und teilweiser Munitionsmangel bemerkbar machten.

Als die Ziele erkannt sind, eröffnet Veder das Feuer, das zum Teil er selber, zum Teil der Gefreite Leitmeritz als Richtschütze abgibt. Beide sind glänzende Schützen. Drüben links bei Jäckel ist das Gewehr ebenfalls ausgezeichnet besetzt, und kaum hat Veder mit 600 Meter Visier das Feuer eröffnet, als auch links das lebhafte Tacken in das Gefecht eingreift. Die Wirkung des MG.-Feuers entlastet sofort die Infanteriekompanie, deren Schützen stellenweise das Feuer einstellen, um interessiert die Wirkung des MG.-Feuers zu beobachten.

Da in der Nähe von Stahl kein Infanterieoffizier liegt, so übernimmt er nach links und rechts die Führung der Infanterieschützen mit und befiehlt, mit äußerster Sparsamkeit nur auf ein wirklich erkanntes Ziel zu schießen. Während der Gegner über reiche Munitionsmengen und Mannschaften zu verfügen scheint, machen sich in den eigenen Reihen die Verluste mehr und mehr geltend.

Der Angriffsgeist der alten preußischen Regimenter will aber dieses langanhaltende Feuergefecht noch nicht ertragen,

und trotz Warnung versucht der Leutnant Fritze mit seinem Zuge aus der Kompanie Bohnen nach vorn zu springen. Es ist für Stahl ein unendlich bitteres Gefühl zu sehen, wie dieser Sprung mißlingt, obwohl er ihn durch starkes Feuer unterstützt.

Leutnant Fritze, der Fahnenjunker Hengeler und viele der Stürmenden fallen.

Stahl erscheint dieses sinnlos. Es ist sein erstes Gefecht, aber er hat es im Untergefühl, daß für einen Sturmangriff der Gegner noch längst nicht erschüttert genug ist. Im Gegenteil, ihm will es scheinen, als ob sie vor einem überlegenen Gegner lägen. Deshalb kriecht Stahl zu Hauptmann Bohnen, um sich mit diesem zu besprechen.

„Herr Hauptmann, Fritze ist gefallen. Der kleine Hengeler ist gefallen. Ich habe versucht, den Sprung abzuraten."

„Lieber Stahl, der Angriff muß nach vorn getragen werden. Leutnant Fritze hat richtig gehandelt."

„Nein, Herr Hauptmann, es ist zwar mein erstes Gefecht und ich habe noch keine Erfahrung, aber sicher ist jetzt ein Vorwärtsdringen zu früh."

Hauptmann Bohnen schüttelt den Kopf. Er zieht seinen krummen Säbel, den schon sein Vater als Hauptmann 1870 getragen hat und mit dem in der Hand sein Vater vor der gleichen 7. Kompanie gefallen ist.

Der Hauptmann Bohnen hat das oft im Kasino erzählt, und wie jetzt Stahl die graue Klinge in der Hand des Hauptmanns vor sich sieht und wie er hört, daß nach links und rechts er ansagen läßt: „Die Kompanie Bohnen wird gleich einen Sprung machen", da weiß er, daß der Hauptmann Bohnen in den Tod geht.

„Herr Hauptmann, ich rate noch einmal dringend ab. Aber, wenn Herr Hauptmann springen wollen, so bitte ich nur so

lange zu warten, bis ich mit meinem Feuer den Sprung unterstützen kann."

Bohnen nickt ihm zu und gibt ihm die Hand. „Leben Sie wohl, lieber Stahl. Ich muß angreifen. Ich werde angreifen."

Stahl rast zu Veders Gewehr zurück. Ein neuer Gurt fliegt in den Zuführer. Zum Vizefeldwebel Jäckel läuft ein Reserveschütze, und als Bohnen stürmt, versucht das rasende MG.-Feuer des ersten Zuges den gegenüberliegenden Feind niederzuhalten.

Der Sprung der 7. Kompanie kommt nicht vorwärts. Durch die Schützenkette erreicht Stahl die Meldung, daß der Hauptmann Bohnen gefallen ist und Stahl die Führung der 7. Kompanie zu übernehmen hat.

Zum Grübeln ist keine Zeit. Es werden weitere Offiziersverluste gemeldet. Dann kommt Verstärkung.

Die erste und dritte Kompanie schwärmen ein und hierbei fällt der Hauptmann Specht.

Das englische Feuer rast weiter. Voller Besorgnis geht Stahl zu seinem ersten MG., um hier nach Jäckel und seinen Schützen zu sehen. Sie sind wohlauf und guten Mutes. Die Reserveschützen und Munitionsträger haben den Anschluß erreicht und melden, daß rechts der zweite MG.-Zug gleich einsetzen muß. Kurze Zeit darauf schlägt eine Hand Stahl auf den Rücken. Es ist der Hauptmann Seebach, der ihm zuruft, daß die Munitionswagen unten hinter den Häusern ständen und mit allen Kräften neue Munition gurteten.

Der Kampf bringt dem Regiment Altmark schwere Verluste.

Hätten die MG. nicht Stahls neue Schutzschilde, wären sie längst außer Gefecht gesetzt. Der Führerschild von Leutnant Stahl erhielt sofort einen gut gezielten Infanterietreffer, der glatt abprallte und ihm nur den Schild gegen den Helmrand warf.

Auf dem Schutzschilde des 1. und 2. Gewehrs saßen Dutzende von Treffern und nur am 2. Gewehr gab es einen Verwundeten, der den Schuß in der Hitze des Kampfes noch nicht einmal als Schuß empfand, sondern empört zu dem neben ihm liegenden Schützen sagte: „Du kannst mich doch nicht im Gefecht in den Hintern treten."

Stahl, der daneben lag und von der Verwundung auch nichts bemerkt hatte, rief dazwischen: „Ruhe, Kinder, nur die Ruhe kann es machen", und prompt antwortete ihm in größter Ruhe der Gewehrführer Veder: „Jawoll, Herr Leutnant, wird jemacht, wenn wir es nicht können, wer soll es denn sonst können, der Mittelstand kann's nicht."

Die Leutnants Rose und Redern erhielten leichte Kopfstreifschüsse, die aber durch den gewölbten Rand des Führerschildes schon aus der Bahn gelenkt waren. —

Noch einmal steigerte sich das Feuer der Gegner heftig. Mit zäher Bulldoggenverbissenheit kämpfte der Engländer. Gerade dem MG. von Veder gegenüber mußte auf 600 Meter Entfernung wohl ein englisches MG. liegen. Viermal hatte das 2. MG. das feindliche schon niedergekämpft und immer wieder wurde beobachtet, wie neue Schützen durch die Gräben an das MG. herankamen und das Feuer erneut aufnahmen.

Hier und dort versuchte der Engländer in Sprüngen vorwärts zu kommen und mit aller Kraft müssen die MG. arbeiten, um diese Infanterieangriffe abzuwehren. Der Feind muß starke Reserven haben. Plötzlich sehen die beiden Züge von Redern und Stahl, wie eine englische Batterie im Galopp im Hintergrund erscheint und auf offenem Felde auffahren will.

Schnell sind die Richtschützen verständigt, und nun hauen zwei deutsche MG.-Züge die Batterie buchstäblich zusammen. In dem Augenblick, als die Batterie ihren Winkel fährt, um ab-

zuprotzen, wird sie von den vier MG. gefaßt. Die Fahrer und die Reiter auf den Böcken und im Sattel werden zusammengeschossen. Die Pferde brechen im Sprung zusammen und die stolze Batterie liegt als ein unbeschreiblicher Trümmerhaufen von zerschossenem Fahrmaterial, Menschen und Tieren auf dem Schlachtfelde.

Zäh und unermüdlich arbeiten die Schützen der MGK. Links vom Regiment wird der Angriff des Regiments Börde als Erleichterung empfunden. Auch die deutsche Artillerie greift mehr und mehr ein.

Die schwere Artillerie ist herangekommen. Zuerst liegt ihr Feuer zu kurz und reißt aus den alten Pappeln, unter denen das 2. MG. liegt, schenkeldicke Äste ab, die mit erheblichem Krach neben dem MG. niedersausen. Dann aber sitzt ihr Feuer gut. Langsam wird der Gegner mürbe.

Mit einemmal sehen die deutschen Soldaten ein ihnen bis dahin unbekanntes Bild: Aus den vorderen Gräben der Engländer erheben sich erst einzelne Gruppen, dann ganze Züge und strecken die Arme hoch. Das deutsche Feuer wird abgestoppt. Aber als die Deutschen vorgehen, fangen die Engländer wieder an zu schießen. Sofort mähen auch die stählernen Garben der MG. wieder unter den khakibraunen Gegnern.

„Jetzt ist es wohl Zeit, armer Hauptmann Bohnen, zu stürmen", denkt Stahl, als er sieht, daß die deutschen Schützenlinien den Feind überrennen und zahllose Gefangene machen.

Als sich vorn auf der sonnenheißen Ebene Freund und Feind mischen, müssen die deutschen MG. ihr Feuer einstellen. Die Läufe der Maschinen glühen. Sie hatten viel mehr ausgehalten, als man im Frieden gedacht, und auch die Menschen hatten ein längeres Feuergefecht hinter sich, als es nach Manöveransichten üblich war.

Als Stahl beim Sammeln meinte, die Mittagszeit wäre

wohl schon vorüber, sah Hauptmann Seebach lächelnd auf die Uhr: „Sechs Uhr nachmittags, mein Lieber."

Im Hohlweg ließ der Hauptmann die Kompanie antreten. Er belobte sie wegen ihrer Haltung und stellte beim Rapport fest, daß man nur einen Verlust von drei Leichtverwundeten hatte.

Nach der Essenausgabe lagerte sich alles auf den grünen Hang. Die drei Zugführer Redern, Rose und Stahl setzten sich zusammen. Redern und Rose mit ihren Streifschüssen sahen in den weißen Wickelverbänden nicht heroisch, sondern komisch aus, als ob sie Zahnschmerzen hätten.

Es war ihnen allen eigen zumute. Sie waren Sieger, aber ernste Sieger.

Stahl befand sich in einer eigentümlichen gehobenen Stimmung. Das Blut in den Adern wollte nicht zur Ruhe kommen. Er konnte nicht stillsitzen. Er ging zu seinen Richtschützen und allen Schützen seines Zuges und schüttelte ihnen die Hand. Er fühlte, daß zwischen ihm und seinen Leuten ein festes Band geschlungen war. Er war glücklich und stolz und empfand, daß seine Leute wohl ähnlich dachten. Dann ließ er Mariechen mit den Pferden kommen und ritt auf das Schlachtfeld hinaus.

Der Anblick der englischen Stellungen übertraf alles, was er sich vorgestellt hatte. In langen, tiefen Parallelen waren die englischen Stellungen ausgehoben. Mit vorzüglicher Ausnutzung des Geländes führten von Hohlwegen zickzackförmige Anmarschwege zur vorderen Stellung. Die sinkende Sonne des Augusttages beschien eine zerschossene Stellung, in der Tote und Verwundete Schulter an Schulter lagen.

Sehr viele Engländer hielten noch das Gewehr im Anschlag in der Stellung, wie sie der tödliche Kopfschuß getroffen hatte. Stahl konnte sehen, mit welcher furchtbaren Sicherheit die deutschen MG. die feindlichen Gräben abge-

kämmt hatten. Reihe für Reihe lagen die tapferen englischen Soldaten mit einem und mehr Kopfschüssen still nach vorn gesunken.

Stahl ritt weiter zurück und sah den erschütternden Anblick, den die zusammengeschossene Batterie bot.

Die Reiter saßen zum Teil noch zusammengesunken auf den toten Pferden. Die Kanoniere auf den Kanonen und auf den Lafettenböcken hielten sich noch im Tode umschlungen, einer den anderen stützend. Wenig Leben war mehr in dieser Todesbatterie.

Lange Züge von Gefangenen standen in den Hohlwegen hinter den Stellungen. Prachtvolle Gestalten darunter und besonders Offiziere, die vornehm und schlank mit ernster Miene unter ihren Leuten standen. Stahl konnte nicht umhin, diese tapferen Männer im Vorbeireiten zu grüßen. Sie dankten ruhig und würdig.

Die Pferde wurden in Galopp gesetzt. Sie ritten zum Kampfabschnitt des Nachbarregiments, wo das Bild ein gleiches war.

Die Schießausbildung der deutschen Infanterie und der MG. zeigte ihre hervorragenden Resultate. Mit tiefem Schauer sah Stahl, welche Ernte der Tod in den englischen Reihen gehalten hatte.

Viele Verwundete waren aus den Stellungen zurückgekrochen und lagen an die aufgeschichteten Garben der erntereifen Felder gelehnt. Die Sonne, die tiefer gegangen war, warf lange Schatten über die Felder und blutigrotes Licht über die Stätte der Vernichtung und des deutschen Sieges.

Was Stahl und sein Reitbursche in ihren Feldflaschen bei sich hatten, gaben sie den Verwundeten, die dankbar tranken und erstaunt schienen, von einem deutschen Offizier gelabt und auf Englisch angesprochen zu werden.

Als Stahl feldgraue Marschkolonnen das Schlachtfeld queren sah, ritt er schnell zur Kompanie zurück. Die MGK. stand ebenfalls schon marschbereit, als er sich beim Hauptmann zurückmeldete.

Vor der MGK. ließ der Major Klinge sein Bataillon antreten.

Es war für Stahl eine Freude, als der Major ihm die Hand kräftig schüttelte und ihm für die Leistung im Gefecht seine Anerkennung aussprach. Der scharfe Marschbefehl erklang und auf demselben Weg, den Stahl soeben bei der Streife über das Schlachtfeld geritten war, ging der Vormarsch und die Verfolgung der Engländer los.

Bis in die Nacht hinein marschierte das Regiment und bezog in den Dörfern Bertry und Clary Ortsbiwak.

Die Fahrzeuge der MGK. wurden auf dem Marktplatz von Clary zum Park aufgefahren, die Quartiere, die aus freundlichen Bürgerwohnungen bestanden, verteilt, die Pferde in den Scheunen und Ställen untergebracht, und dann saß man in den Wohnküchen der Kleinbürger bei einem Glase Wein und konnte fast nicht begreifen, daß man noch vor wenigen Stunden in wildem Kampfe gestanden und geholfen hatte, die englische Armee vernichtend und entscheidend zu schlagen.

Die drei Zugführer der MGK. schliefen in einem großen, freundlichen Raum zusammen. Stahl träumte, daß ihn eine Hand an die Schulter faßte und schüttelte. Er wachte auf. Über ihn gebeugt stand ein Reserveschütze und er hörte noch schlaftrunken: „Herr Leutnant sollen sofort mit dem 1. Zuge zum Hauptmann kommen. Der Zug weiß schon Bescheid."

Stahl reckte sich noch einmal und stand in aller Ruhe auf. Er begann sich anzuziehen, gründlich zu waschen, als die Treppe hinauf Schritte polterten und seine eigene Gefechtsordonnanz hereinstürzte: „Herr Hauptmann ließe fragen,

wo Herr Leutnant Stahl bliebe; der 1. Zug wäre längst alarmiert."

Während Stahl mit Hilfe seiner Ordonnanz schnell in die letzten Sachen fuhr und Helm und Koppelzeug, Fernglas und anderen Zubehör umwarf, verstärkte sich das während der ganzen Nacht hier und dort noch plackernde Gewehrfeuer.

„Redern! Rose! Alarm!" — „Mensch, Koch, erklär den beiden das und komm sofort nach!" —

Während die beiden Kameraden ihn halb wach anstarrten, sprang Stahl mit wenigen Sätzen die Treppe hinunter und hinaus auf den Marktplatz zum Fuhrpark der MGK.

Der 1. Zug stand schon abmarschbereit. Vizefeldwebel Jäckel lief ihm entgegen, meldete: „Zug in Ordnung!" und berichtete, daß der Hauptmann in Richtung Dorfrand vorausgeeilt sei, um die Lage zu erkunden. Engländer seien im Anmarsch und Angriff, weiteres sei nicht bekannt: „Und außerdem, Herr Leutnant, haben unsere Pferde heute nacht bei den Engländern gestanden."

„Gerät aufnehmen, mir folgen. Unteroffizier Veder, führen Sie den Zug."

Stahl lief mit Jäckel voraus, bog um die Ecke des Marktplatzes und sah sich zu seiner größten Verblüffung etwa 50 Engländern gegenüber. Diese hatten die Gewehre auf einen Haufen gelegt, deutsche Bewachung war dabei, und einige Schritte von seinen Leuten entfernt stand ein sympathisch aussehender englischer Offizier, der mit einem resignierten Lächeln Stahl ansah.

„Donnerwetter, wo habe ich diesen Mann schon gesehen? Auf Tennisturnieren? Auf Bergfahrten?" fragte sich Stahl. Dann wußte er mit einem Male Bescheid, dieser Engländer glich, ins Gentlemanhafte übersetzt, auf das Haar seinem alten Zigarrenlieferanten zu Hause.

Das stimmte ihn so vergnügt, daß er trotz der Eile nicht umhin konnte, dem Engländer einige kameradschaftliche Worte zu sagen, die dieser sehr höflich erwiderte, und mit einem Blick auf die vorbeigetragenen MG. fügte er hinzu: „Die deutschen Maximkanonen haben schrecklich gut geschossen."

So schnell sie konnten, liefen sie nun die Straße hinunter, dem sich verstärkenden Infanteriefeuer entgegen. Kurz vor dem Dorfeingang bog zur Linken eine lange, grüne Buchenhecke rechtwinklig von der Straße ab. An der Ecke stand die Gefechtsordonnanz des Hauptmanns, die nach links wies.

Nach einigen hundert Metern erreichten sie den Hauptmann, der zwischen den ausgeschwärmten Schützen der Infanterie lag und sehnsüchtig auf den Zug wartete.

„Kinder, wo bleibt ihr denn, das dauert ja verflucht lange!" Stahl erklärte, daß man die erste Meldung nicht als Alarm aufgefaßt hätte.

Der Hauptmann gab schnell die Lage: „In einem Teil unseres Dorfes haben noch Engländer die Nacht gelegen. In jenem Industrie- oder Mühlengehöft, was Sie dort sehen", er wies durch die Hecke auf einen etwa 700 Meter entfernten Hof, „muß ein englisches Bataillon stecken, das die versprengten Engländer von allen Seiten zu sich heranzieht. Unsere Vorposten haben eine Schießerei angefangen und nun sind wir wieder mitten drin im Schlamassel. Mehr weiß ich bisher auch nicht.

Der erste Zug, mein Lieber, hat sich ja gestern gut eingeschossen, Ihr könntet zur Entlastung der Infanterie einmal die Sache hier in Ordnung bringen. Das Dorf wird, für den Fall, daß die Engländer Verstärkung bekommen und angreifen, auf alle Fälle gehalten.

Ich werde jetzt mal sehen, wo der Herr Major ist. Er ist hier der Dienstälteste und soll seine Befehle geben. Wir sehen uns nachher wieder."

Der Hauptmann ging weg. Stahl kroch mit seinen Gewehrführern an die Hecke heran und sah hindurch. Vor der Hecke lief ein flacher Graben, in dem sich die Infanteristen mit weiten Zwischenräumen eingenistet hatten und die vor ihnen liegende Ferme beschossen. Die Buchenhecke war mit Stacheldraht durchzogen, und es war nur an einzelnen Stellen möglich, durchzukriechen.

Um die MG. in dem trockenen Graben vor der Hecke in Stellung zu bringen, hieß es, Drahtscheren anwenden und Seitengewehre gebrauchen.

Das Feuer der Engländer verstärkte sich jetzt, und als der Zug seine MG. schweißtriefend anbrachte, lag die Hecke unter schönstem gezielten Feuer. An Deckung war nicht zu denken. Trotzdem begann jede Gewehrbesatzung sich durch die Hecke hindurchzuwürgen. Stahl kroch, gefolgt von Veder und Jäckel, durch und legte Entfernung und Ziel fest.

Das Ziel war eine Ferme oder Mühle mit festen Gebäuden, in deren Fenstern ab und zu kleine, feine Rauchfähnchen das Vorhandensein von Schützen anzeigten. In den Fenstern des Mühlturms schien ein MG. zu stehen. Vor dem langen Gebäude mit seinen Mauern und Höfen waren feine, braune Striche zu sehen, über denen sich, mit dem Fernglas erkennbar, flache englische Tellermützen bewegten. Dieses mußten feindliche Stellungen sein, die schätzungsweise 100 Meter vor dem Gebäude lagen. Sonst war vom Gegner, der sich wie gestern vorzüglich auf die Geländeausnutzung zu verstehen schien, nichts zu sehen.

Beide MG. meldeten feuerbereit. Stahl hob die Hand, die Gewehrführer hoben gleichfalls die Hand und nickten ihm zu, dann kommandierte er: „Geradeaus, 600 Meter vor uns, ein langes Gebäude!"

„Erkannt!"

„Vor diesem Gebäude feine, braune Striche. Darin Bewegung von englischen Mützen."

Die Gewehrführer und Richtschützen erfaßten mit den Ferngläsern das Ziel. Die Gewehrführer richten den Blick wieder auf den Zugführer: „Erkannt!"

„Das Gewehr Jäckel beschießt das Ziel von der linken Ecke der weißen Mauer bis Torweg einschließlich."

Jäckel: „Erkannt!"

„Das rechte Gewehr beschießt das Ziel von den Chausseebäumen rechts des Turmes nach links bis zum Hoftor einschließlich!"

„Erkannt", nickt Veder, an dessen MG. Stahl selbst liegt.

„Auf das angegebene Ziel: Achtung — fertig." Stahl hebt die Hand, die Gewehrführer halten die flache Hand über dem Rücken ihres Richtschützen und sehen den Zugführer an, während der Richtschütze das Ziel schon zwischen Korn und Kimme hat. Stahl schlägt die geballte Faust herunter: „Dauerfeuer!"

Bei der guten Schießtechnik seiner Richtschützen hat Stahl darauf verzichten können, sich vorher einzuschießen und damit dem Engländer das Auftauchen von deutschen MG. vor dem vollen Feuereinsatz bekanntzugeben.

Jetzt rast das Feuer der beiden Kugelspritzen los und liegt, wie an den Aufschlägen zu sehen, gleich richtig und sicher im Ziel. Es bedeutet Entlastung für die Infanteriekompanie. Der Engländer merkt den neuen Gegner und richtet ein wohlgezieltes Schützenfeuer und MG.-Feuer auf die Stelle, wo er die beiden deutschen MG. vermutet.

Der Unteroffizier Veder war auf die gute Idee gekommen, die Schutzschilde mit einigen Birkenzweigen zu verkleiden, so daß sie sich von dem Hintergrund der Hecke wohl wenig abhoben und ein schlechtes Ziel boten. Bei einem Gewehr aber sprang der Wasserschlauch heraus. Das Wasser kochte im Kühl-

mantel bereits, und während frisches Wasser nachgefüllt wurde, mußte die gute englische Beobachtung das MG. an dem ausströmenden Dampf erkannt haben. Eine Garbe pfiff über das MG. dahin und veranlaßte die Bedienung, zusammenzurücken. Die nächste Garbe lag gut gezielt auf dem MG. Ohne den guten Chromnickelstahl der Schutzschilde hätte es böse Verluste gegeben. So peitschten von dem schräggestellten Schilde die englischen MG.-Geschosse ab und wirbelten kreischend als Querschläger in die Hecke und in die Bäume.

Der Engländer schien Verstärkung zu erhalten. Aus dem Hof der Fabrik liefen Soldaten, übersprangen die Straße und verschwanden in den Gräben. Diese Verstärkung brachte auch Munition mit, denn jedesmal, sobald neue Schützen aufgefüllt hatten, setzte das Feuer verschärft ein.

Die 8. Kompanie und der MG.-Zug feuerten seit eineinhalb Stunden auf den Feind. Man hatte den ehrlichen Wunsch, daß auch deutsche Verstärkung herankommen möchte. Endlich hören die MG.-Leute hinter sich, ziemlich weit entfernt, Abschüsse und dann schlagen mit einemmal deutsche Granaten in das Gehöft vor ihnen ein. Bei der 8. Kompanie werden frische Kompanien zur Verstärkung eingeschoben und Stahl läßt das Feuer steigern.

Rechts von dem Dorfe, aber von dem MG. aus nicht sichtbar, ertönen Angriffssignale, und vor ihnen scheint der Feind nun doch erschüttert. Hinter der niedrigen Mauer wird an einer langen Stange ein weißer Lappen geschwungen. Wollen sich die Engländer ergeben? Oder ist es wie gestern, wo ein Teil der Engländer weiße Fahnen schwang und andere unter der Fahne weiterschossen? Beide MG. gehen auf höchste Feuerstärke. Wie ein Gärtner den Strahl des Gartenschlauches, so führen die Gewehrführer den stählernen Strahl über die Felder, über die Gräben, über den Maueransatz, über den Tor-

weg und die Luken und Fenster der Gebäude. Die braune, trockene Sommererde läßt den Einschlag gut erkennen, und wie feine braune Rauchwolken wandert es auf dem Vorgelände hin und her, und weiße Kalkspritzer zeigen, wie die stählerne Garbe an den Mauern langrasiert. Neben der ersten Fahne erscheint eine zweite weiße Fahne im Hoftor, und vorn aus den Gräben werden auf Bajonetten Tellermützen hochgehalten.

Stahl schreit: „Stopfen."

Das englische Feuer erlischt plötzlich. Noch einige Schüsse klackern nach. Drüben wird mit den Fahnen weiter gewinkt, und auf der deutschen Seite lassen auch die Zugführer der 8. Kompanie das Schützenfeuer stoppen. Rechts der Chaussee wird verstärkter Angriffslärm hörbar. Hornsignale, abgerissener Trommelschlag und abgerissenes Hurrarufen.

Stahl überlegt. Das da vorn ist seine Arbeit, und wenn die rechts stürmen und nehmen die Zuckerfabrik, dann tun sie es auf Grund des MG.-Feuers und auf Kosten der MGK. Die Ferme aber ist Ehrensache der MG.-Leute. Gedanke und Ausführung ist eins. „Gewehrführer und Richtschützen hierher! Herrschaften, wir haben die Zuckerfabrik oder was das sonst für ein Misthaufen ist, mit unserm MG.-Feuer niedergekämpft. Drüben rechts tritt die Infanterie zum Sturm an. Die Ferme aber gehört uns. Ich werde mit dem Vizefeldwebel Jäckel hinüberlaufen und die Engländer gefangennehmen. Unteroffizier Veder, Sie übernehmen den Zug, Unteroffizier Winkelmann das MG. von Jäckel. Wenn die Engländer das Feuer wieder aufnehmen, kriechen Jäckel und ich irgendwo in Deckung und dann schießen Sie alles kurz und klein, was drüben noch Beine hat. Verstanden?" Veder fragt: „Kann ich nicht mit rüber, Herr Leutnant?"

„Nein; für den Fall, daß es mißglückt, müssen Sie den Zug in der Hand haben."

In langen Sprüngen spritzen Stahl und Jäckel aus der Deckung heraus in das freie Feld. In wenigen Minuten erreichen sie die erste englische Stellung, aus der sich eine Anzahl Engländer erheben.

Beim Überspringen des Grabens sehen sie, daß viele Tote und Verwundete rechts und links liegen. Die Engländer, die sich gefangen geben wollen, starren Stahl erwartungsvoll an. Stahl ruft einem älteren Engländer zu:

„Sammeln Sie Ihre Leute und tragen Sie Ihre Verwundeten dort hinein in die Ferme." Der Engländer salutiert. Dicht dahinter liegt ein zweiter und dritter Graben, die dasselbe Bild zeigen, und wieder ruft Stahl den Khakimännern seine Befehle zu, die sofort ausgeführt werden.

Sie rennen weiter. Kurz vor der Zuckerfabrik aber befiehlt Stahl Schritt. Der Atem muß sich wieder beruhigen und die Stimme muß er wieder haben und außerdem, wer weiß, ob das da drin so glatt abgeht, wie er sich spontan die Sache gedacht hat. Schnellen Schrittes, die Parabellumpistole in der Hand, betreten der Leutnant und der Gewehrführer den großen Hof.

Wenige Meter vor ihnen steht ein jüngerer Offizier, der ihr Herankommen schon beobachtet hat. Stahl geht auf ihn zu, grüßt ihn höflich und sagt scharf und laut, so daß die englischen Mannschaften, die hinter der Mauer stehen, es auch hören müssen: „Herr Kamerad, Sie sind mein Gefangener. Übergeben Sie mir den Hof."

Der Engländer grüßt und antwortet: „Ich bin nicht Offizier, ich bin Unterarzt. Alle Offiziere sind verwundet oder tot. Wir ergeben uns."

Stahl reicht dem englischen Arzt die Hand und kommandiert dann laut, daß die Engländer die Waffen auf einen Haufen zu legen hätten und daß die Verwundeten nach Anordnung des Arztes zu bergen wären. Der Arzt weist mit der Hand auf

ein schräg rückwärts liegendes Gebäude, an dessen Ecke eine kleine weiße Flagge mit dem Genfer roten Kreuz weht.

„Also dorthin", befiehlt Stahl. Dann fragt er: „Ist hier ein Unteroffizier?" und als ein solcher zu ihm tritt, läßt er durch den englischen Unteroffizier seinen Befehl noch einmal wiederholen und läßt durch ihn die Leute namentlich ansprechen, damit die Bergung der Verwundeten, das Sammeln der Waffen und vor allen Dingen das Wegführen der Unverwundeten schnell vor sich geht.

Stahl geht mit Jäckel und dem englischen Unterarzt und dem Unteroffizier über den weiten Fabrikhof.

Als sie um die Ecke des Gebäudes biegen und einen zweiten Hof erreichen, bekommt Stahl einen Schreck, den er nur mühsam verbergen kann. Der Hof ist gesteckt voll englischer Infanteristen, die vollbewaffnet durcheinanderlaufen. Und sie, die Sieger, sind nur zwei Mann.

Jetzt heißt es, eisern durchgreifen, damit die Engländer nicht zur Besinnung kommen. Er sagt dem Unterarzt und dem Unteroffizier, daß er jetzt dreimal pfeifen würde, und dann solle der Unteroffizier die Unverwundeten links antreten lassen, nachdem sie in der Mitte des Hofes neben dem Mistberg die Waffen abgelegt hatten.

Drei lange, gellende Trillerpfiffe lassen die englischen Soldaten aufhorchen. In die augenblickliche Stille hinein klingen die scharfen Kommandoworte von Stahl, dem seine eigene Stimme vor Erregung fremd vorkommt beim Aussprechen der englischen Sätze.

Beim Weitereilen trifft er auf eine Gruppe Engländer, die mit vorgeneigten Köpfen stehen und einem energisch aussehenden Manne zuhören, der den englischen Armeerevolver in der Hand, sichtlich nicht bereit ist, sich zu ergeben und zum Widerstande aufzufordern scheint.

Stahl tritt auf ihn zu, spricht ihn scharf an und nimmt ihm den stählernen Revolver aus der Hand. Schnell läßt er die Trommel spielen und 1⁄, 2⁄, 3⁄, 4⁄, 5⁄, 6⁄ mal knallt es, und der Revolver ist abgeschossen. Stahl steckt ihn rauchend in den Brotbeutel als erste Kriegstrophäe. Zögernd und gesenkten Hauptes geht der englische Unteroffizier auf die Seite, wo die Gefangenen antreten.

Stahl erreicht den voranschreitenden Arzt wieder und kommt auf die Rückseite eines Maschinenhauses. An der Wand liegt Verwundeter neben Verwundeter mit auffallend vielen Kopfschüssen und drinnen, in einem kontorartigen Raum, liegen verschiedene verwundete Offiziere. Stahl grüßt sie.

In dem Raume ist eine tiefe Stille. Das Ächzen und Stöhnen der verwundeten Engländer dringt herein. Stahl steht still. Mit dem Geruch von frischem Korn und Mehl mischt sich ein Karbol- und Blutgeruch. Woran erinnert ihn das? Richtig. Er kennt dieses von den früheren Mensurböden, auf denen auch jene eigentümliche Mischung von Karbol und Blut die Luft erfüllte. Aber das war doch Sport und Spiel gegen diese grausigen Bilder.

Stahl steht sinnend. Und neben ihm steht Jäckel und versucht auf seine Weise mit den blutigen Bildern fertig zu werden.

Draußen an der Hofmauer hat Jäckel ein Bild gesehen, das ihn so schnell nicht verlassen wird. Dort lag ein Engländer, der stöhnte und röchelte noch. Aber das ganze Gesicht war verschwunden und war ein einziges, blutiges, klaffendes Loch. Mit fürchterlicher Genauigkeit mußte der Richtschütze die Kopfziele erfaßt haben, und auf diesem armen Ziel hatte er einen Augenblick länger während der Seitenstreuung verweilt.

Jäckel stieg es hoch auf. Er trat an eine verborgene Ecke und erbrach sich. Dann faßte er zur Feldflasche und nahm einen

gehörigen Schluck Kognak, damit niemand diesen Schwächeanfall bemerken sollte.

Mit den englischen Stimmen mischten sich plötzlich auf dem Hofe die befehlsgewohnten hellen Töne eines deutschen Offiziers. Stahl ging an die Tür und sah mit Erleichterung, daß ein junger Leutnant mit einem Zuge Infanterie von der Chaussee herkommend auf den Hof rückte, den er wohl als seine sichere Siegesbeute betrachtete.

Der Leutnant von der 6. machte ein etwas verblüfftes Gesicht, als Stahl ihm zurief: „Herzlich willkommen, Herr Kamerad, wir sind nämlich schon hier."

Beide Herren schüttelten sich die Hand, besprachen schnell die Lage und Stahl übergab dem Kameraden den Hof und den Abtransport der Gefangenen.

Als der MG.-Zugführer mit seinem Unteroffizier vom Hofe ging, mußte er lächeln, weil er in der Hand von Jäckel einen großen Topf mit schwarzer Wagenschmiere und einem Pinsel sah. Jäckel malte mit Riesenlettern an die weißen Kalkwände „MGK. Altmark". Und an der Außenwand, die zu ihrem MG. hinzeigte, machte er sich die Mühe, auf eine Regentonne zu klettern und mit meterhohen Buchstaben und dicken, schwarzen Balken noch einmal das stolze Monogramm der MGK. anzubringen.

Den gleichen Weg, den sie gekommen waren, wollten sie nicht zurückgehen. Das Gefecht war glatt entschieden, und der umsichtige Unteroffizier Veder brachte sicher den Zug zu den Fahrzeugen zurück. Beide gingen darum hinter den Gräben lang, die parallel der Fabrikmauer bis zu der Chaussee reichten.

Das Grauen hatten sie überwunden, und rein sachlich stellten sie die glänzende Schießleistung des 1. Zuges fest.

„Dieselben Bilder, lieber Jäckel, sah ich gestern auf dem großen Felde von Le Cateau."

„Jawoll, Herr Leutnant, unsere Richtschützen schießen prima und, Herr Leutnant, seitdem die Schutzschilde, die die Leute doch erst etwas zweifelhaft ansahen, sich so glänzend bewährt haben, seitdem schießen sie mit derselben Ruhe wie beim Schießen in Altengrabow."

„Ja, ja, das waren doch andere Zeiten, als ich bei der letzten Übung noch MG.-Unterricht hatte und Sie mein Lehrer waren ... Ich hoffe, daß Sie mit Ihrem Schüler zufrieden sind."

Jäckel stammte aus der gleichen Stadt wie sein Zugführer. Er war Vizefeldwebel der Reserve und trotz junger Jahre schon Mitinhaber einer ansehnlichen Handelsfirma. Er war ein geborener Kaufmann, ein Mann von schnellem, durchdringendem Verstande, dabei aber oft noch von einer verblüffenden, jungenshaften Frische und Natürlichkeit.

Englische Gefangene marschierten in Gruppenkolonnen auf Clary zu und kreuzten sich mit deutschen Truppenteilen, die schon wieder zur Verfolgung angetreten waren. Der Anblick der gefangenen Feinde und der frischen vorrückenden Truppen stimmte die beiden MG.-Leute froh. In bester Laune erreichten sie den Dorfeingang, wo deutsche Bewachungsmannschaften etwa 200 englische Gefangene vor einer Kneipe hatten antreten lassen und wohin deutsche und englische Krankenträger unablässig auf Tragbahren und Zeltbahnen verwundete Engländer brachten.

Als Stahl um die Engländer herumging, um zu seinem Quartier zurückzukehren, sah er vor dem Estaminet Rose und Redern mit dem Feldwebel stehen, die ihm den Rücken zukehrten. Alle drei schienen mit jemand zu sprechen, der vor ihnen sitzen mußte. Der Feldwebel machte einige Bewegungen, als ob er etwas aufschriebe und trat dabei zur Seite. Stahl sah mit einem eisigen Schreck, daß dort auf der Erde, mit dem Rücken

gegen die sonnenbeschienene Hausmauer gelehnt, sein Hauptmann und Kompanieführer saß.

Das vornehme und energische Gesicht Seebachs war gelblichweiß und fahl. Die frischen Wangen waren eingefallen, und als ihn jetzt der Blick des Hauptmanns traf, war er von einer merkwürdigen Schwere und Trauer.

Stahl und Jäckel traten wortlos hinzu. Statt der dienstlichen Meldung brachte Stahl nur die Anrede „Herr Hauptmann" heraus.

Eine große Stille war in dem kleinen Kreise der MG.-Leute. Hinter sich hörten sie das Heranmarschieren der Gefangenenabteilungen, das halblaute Sprechen der Engländer, die scharfen Kommandos der deutschen Unteroffiziere und das siegesfrohe Reden der deutschen Mannschaften.

Hauptmann Seebach nickte seinen Getreuen zu. „Ja, ja, liebe Kinder", hohl und leise klang die sonst so metallische Stimme, „für mich ist der Krieg aus und weiß der Himmel, ob ich es überstehe. Hier, hier hat es mich gehascht." Er schlug den Waffenrock zurück, wo auf der nackten Brust ein notdürftiger Verband den Einschuß verdeckte.

Er hüstelte, und der Feldwebel sagte: „Herr Hauptmann müssen sich nicht so anstrengen. Es geht ja alles gut."

„Ja, Kinder, daß ihr eure Sache gut machen werdet, daran zweifle ich nicht, und Ihnen, lieber Richard, übergebe ich hiermit die Kompanie. Ihr werdet sie gut und in Ehren führen und ihr werdet euch gut vertragen. Ich weiß nicht, ob ich es überstehen werde. Ich glaube, es sitzt schlimmer, als ich dachte.

Warum mußte ich auch aus der Deckung heraustreten. — Aber als ich euer schneidiges Feuer beobachtete, da war ich alter Kapitän doch so stolz und neugierig, das zu sehen — und der Major Klinge, der war es ja genau so — daß wir beide aus der Hecke ins Freie traten — und da hat es mich erwischt."

Der Hauptmann bekam einen Schwächeanfall.

Alles schwieg. Alle gaben ihm nacheinander die Hand und strichen ihm über die Schulter und Hände, um ihn zu trösten, daß die Sache nicht so schlimm wäre und er sicher bald wieder die Führung seiner geliebten MGK. übernehmen könne.

Der Adjutant des 2. Bataillons kam herzu und meldete, daß der Major Klinge, sobald er könnte, käme, um sich vom Hauptmann zu verabschieden.

Der Hauptmann hatte seine Bestimmungen schon getroffen. Sein Bursche Riemann blieb bei ihm. Über die Postnachsendungen gab er noch seine genauen Wünsche. Das kleine Gepäck mit dem kleinen MG.-Koffer und dem Rucksack sollte der Bursche mitnehmen. Den großen Koffer überließ er den Offizieren der Kompanie zu ihrer eigenen Verfügung.

„Wenn wir alle uns gesund wiedersehen, könnt ihr mir ja den Kram bezahlen", meinte lächelnd der Hauptmann.

Der Major hatte sich mit ehrlichem Bedauern von Seebach verabschiedet. — Jetzt galt es für diesen Abschied nehmen von seiner MGK.

„Kinder, nicht weich werden", sagte er, „ich werde die Heimat, wenn ich zurückkomme, von euch grüßen und erzählen, wie gut ihr eure Sache gemacht habt."

Noch einmal stand alles um ihn herum. Die lebhaften MG.-Offiziere, deren scharfe Zungen im Regiment bekannt waren, brachten nicht viel heraus und aller Augen waren feucht. Der Dienst aber rief unerbittlich. Der Weitermarsch mußte bald einsetzen, und dann ging für die Gesunden das Leben wieder an.

Ein letzter Händedruck, und mit energischen Schritten entfernten sich die MG.-Leute, dem Hauptmann vor der Straßenbiegung noch einmal zuwinkend.

Auf dem Marktplatz stand die Kompanie marschbereit. Die

Schützen sahen mit ernsten Mienen auf ihren neuen Kompanieführer. Richard Redern hielt eine kurze Ansprache, brachte dem scheidenden Hauptmann ein dreifaches Hurra und übernahm die Führung der Kompanie. Der bisher von ihm geführte Zug wurde von dem Landwirt und Vizefeldwebel Teubner übernommen.

Es war erst 8 Uhr morgens. Redern ließ die Kompanie noch einmal wegtreten und ging mit Rose und Stahl in sein Quartier hinüber.

Die Burschen hatten die Sachen schon zusammengeräumt, Kaffee war von der Feldküche gekommen, die freundliche Quartierwirtin spendete französisches Weißbrot und Marmelade, und die drei Männer saßen nach einem guten Frühstück auf dem steinernen Trittstein des Hauses in der Morgensonne und waren als echte Krieger trotz allem guter Dinge.

An ihrer MGK. zogen unablässig Truppen vorüber, die auf dem Vormarsch und der Verfolgung begriffen waren.

Zur Linken, über die niedere Häuserreihe hinweg, sah man von einer der Einmarschstraßen her hohe rotgelbe Flammen gen Himmel schlagen, und ab und zu brachte der leichte Morgenwind Qualm und Rauch und kleine Aschenteile herüber.

Es brannte eins der Häuser, in dem Engländer gehockt hatten, und in Gedankenverbindung damit erzählte Redern das Erlebnis ihres berittenen Offiziersburschen, des Altmärker Meier, wie er es heute morgen berichtet hatte.

Nach langem Suchen in der Nacht hatte Meier endlich einen großen Stall gefunden, in den alle Offizierspferde und Reservepferde hinein konnten. Die Burschen hatten sich, wie üblich, neben die Pferde gelegt und dort geschlafen. Als Meier am frühen Morgen sein Pferd aus dem Stall zieht, um es zu putzen, sieht er, wie ein Engländer an einem Pferde in einem etwas entfernteren Stall ebenfalls hantiert. Meier hatte sich

sofort Verstärkung geholt und die Engländer mit den Pferden geschnappt. Es waren ausgezeichnete englische Offizierspferde, die die Kompanie erbeutet hatte und über die der Leutnant Redern sehr erfreut war.

Vor ihnen auf dem Marktplatz erscholl der Ruf „Battrie halt!" und man vernahm die scharfe Kommandostimme eines guten, alten Bekannten, des Artilleriehauptmanns Koch.

Koch, wegen seiner weißen Gesichtsfarbe und seiner rotblonden Haare der „Blaue" genannt, war ihnen vom Reiten und Tennisspielen als alter Partner vertraut, und sie winkten und riefen ihm zu.

Da Koch vom Pferde nicht abstieg, ging Stahl hinüber, um ihn zu begrüßen. Der Artillerist fluchte, daß sie schon seit langer Zeit auf dem Marsch wären und noch kein Frühstück hätten. Die verdammte Feldküche bei ihnen funktionierte noch gar nicht, und er schimpfte weiter darüber, daß die faulen Hunde der MGK. natürlich scheißfein wie die Villenbesitzer vor ihrer Klitsche säßen und mit ihren vollgefressenen Bäuchen nichts täten, während die arme Artillerie die Schlachten zu gewinnen hätte.

Der Weitermarsch der Artillerie wurde bald befohlen, während die Altmärker erst mittags aufbrachen. Dieser Aufenthalt wurde ausgefüllt mit Waffenreinigen und Waffenappell sowie Revision des Fuhrparks. Meister Wieland bewies seine Kunst und versorgte die Pferde mit neuem Beschlag. Die Burschen wuschen Leibwäsche und Strümpfe und trockneten alles gleich in der Küche am Herd, so daß die Wäsche von den Quartierwirtinnen gegen ein geringes Entgelt noch geplättet werden konnte. Es war wie im friedlichen Manöver.

7. Kapitel.

Marsch auf Paris.

Unaufhaltsam wälzt sich der graue Heerwurm weiter durch das französische Land. Am dunkeln Abend bezieht das Regiment Altmark Quartier in den Orten Le Catelet und Gouy. Die MGK. liegt in zwei großen Gehöften, deren Männer alle geflohen sind. Die Frauen sind geblieben, aber die Wirtin des Offiziersquartiers, eine alte Dame, ist halb irre aus Angst vor den Barbaren. — Als es Stahl endlich gelingt, sie zu belehren, daß die Deutschen ihr nicht das geringste tun würden, schlägt ihre Stimmung in das Gegenteil um, und sie bereitet mit ihrer Köchin für die drei Maschinengewehroffiziere ein ausgezeichnetes Abendbrot. Trotzdem liegt etwas in der Luft, und der Feldwebel, der am nächsten Morgen persönlich zum Wecken kommt, bringt die üble Nachricht, daß im benachbarten Le Catelet ein Wachtmeister und zwei Husaren von den Einwohnern nachts ermordet worden wären.

Die MGK. rückt um 8 Uhr nach Le Catelet hinüber, aus dem die Einwohner, Bestrafung fürchtend, in hellen Scharen flüchten.

Als die in weiße Tücher gehüllten toten Husaren an der Kompanie in der Dorfstraße vorbeigetragen werden, erweist die Kompanie durch Stillstehen die letzte Ehre. Trauer und Zorn liegt auf allen Mienen.

Gott sei Dank führt der Marschbefehl die Truppe aus dieser finsteren Gegend bald fort, und angesichts des köstlichen Spätsommermorgens hebt sich die Stimmung schnell wieder. Auf den Straßen sind sehr viele Truppen. Es gibt öfters Stokkungen. Kavallerie und Artillerie wird nach vorn gezogen.

Bei einem solchen Halt trifft Stahl auch seinen Bruder, den Fußartilleristen, seit längerer Zeit einmal wieder, und sie können

sich, nebeneinander reitend, von ihren Erlebnissen berichten und die erhaltenen Briefe von der Heimat austauschen. —

Bei heißer Mittagsglut wird länger halt gemacht. Die Leutnants Redern und Rose sind bei der Kompanie, während Stahl heute beim Regimentsstab reitend mit diesem an der Spitze des Regiments sich befindet. Trotz Ermüdung schmeckt das Mittagsmahl, aus einem Stück Speck, einem französischen Weißbrot und einem Schluck Rotwein bestehend, großartig. Bei der Spitzenkompanie hat er zudem einen Teller Erbssuppe bekommen und hat sich danach in den Schatten eines pyramidenförmigen Strohdiemens gesetzt. Die Zügel seines hohen Braunen um den Arm geschlungen, hält er einen tiefen Mittagsschlaf.

Ganz von fern glaubt er Rufe zu hören. Er fährt hoch und sieht den Ordonnanzoffizier des Regimentes vor sich halten, der ihn zum Obersten befiehlt.

Stahl steigt in den Sattel und reitet hinüber. Mittagshitze und Müdigkeit halten ihn noch in Bann, und als er grüßend vor dem Regimentskommandeur steht und den ihm aufgetragenen langen Befehl wiederholen soll, da wird er mit einem Ruck wach und muß sich und dem Regimentskommandeur gestehen, daß er den Befehl nicht ganz verstanden hat und um seine Wiederholung bittet.

Der Kommandeur war nicht gerade sehr erbaut von seinem MG.-Offizier. Er sagt ihm erst einige nicht mißzuverstehende Liebenswürdigkeiten, die den letzten Rest von Schlaf aus den Augen wischen, und dann erfolgt nochmals der Befehl, den Stahl nunmehr seinerseits fließend wiederholen kann. Der langen Rede kurzer Sinn war: „Peronne wird angegriffen, holen Sie die MGK. nach vorn und reiten Sie Galopp, Stahl. Ventre à terre, verstanden!“

Stahl hat nun auch einen Zorn im Bauche. Er springt in den Sattel, stellt den Braunen zusammen, hebt ihn auf der

Hinterhand hoch, setzt die Sporen rein und geht mit einem Cowboy-Galoppsprung ab, daß dem hohen Regimentsstab die Schollen des Stoppelfeldes um die Ohren fliegen.

Vorbei an dem schattigen Strohdiemen, wo es sich so gemütlich schlummerte, rauf auf die Chaussee mit ihrer Brüllhitze. Die Trillerpfeife in den Mund gesteckt und gepfiffen, daß alles entsetzt zur Seite springt. An den Marschkolonnen vorbei, dann an der schweren Artillerie, wo Stahl an seinem Bruder und dem Hauptmann Wächter vorbeistiebt und nur das Wort „Angriff" brüllt, und weiter geht die tolle Hetze. Der Braune wird naß, der Reiter wird naß, dem Braunen kommt der Schaum. Endlich gibt der Reiter ihm einige hundert Meter Schritt. Dann geht es wieder Trab, Galopp, Trab, bis das Gehöft winkt, wo die MGK. Mittagsrast hält.

Der Posten signalisiert den ankommenden Reiter, und als Stahl mit den letzten Galoppsprüngen in dem hufeisenförmig aufgefahrenen Wagenpark landet, stehen Redern und Rose schon empfangsbereit.

Den angebotenen Teller Feldküche lehnt Stahl ab, aber ein Glas Sekt aus der dickbauchigen Flasche, die Redern an einem Bindfaden aus dem kühlenden Hofbrunnen zieht, schmeckt großartig. Dann wird der Gaul mit Stroh abgerieben, während sich die Kompanie marschfertig macht.

Fahrer, Gewehrführer und Reserveschützen sitzen auf. Der Rest wird auf die langsamer nachkommende Gefechtsbagage verteilt.

Die MGK. trabt an und fegt wie die wilde Jagd klappernd und donnernd den Weg entlang, den Stahl soeben geritten ist.

Die Laune des Obersten ist sichtlich gehoben, als er seine Leibgarde auf dem Stoppelfelde auffahren sieht. Redern meldet die Kompanie, Stahl die Erledigung des Befehls.

Der Oberst gibt den Angriffsbefehl auf Peronne.

4 Uhr 30 hält die MGK. unweit Peronne im Schutze eines Hohlweges neben einem Gutshof, dessen reife Apfelbäume den Schützen den Nachmittagskaffee ersetzen.

Dann kommt der Befehl, die Gewehre frei zu machen. Hinter dem 2. Bataillon, das zum Angriff vorgeht, werden die MG. nach einem Waldhügel getragen.

Starkes Infanteriefeuer und Artilleriefeuer liegt auf dem ganzen Gelände. Links vom Waldstück, in einem Hohlweg, hat sich eine Schwadron Jäger gegen das Feuer zurückgezogen. Infolge des starken feindlichen Feuers müssen die Züge der MGK. auseinandergezogen werden und finden vor Erreichung des Waldstückes Schutz hinter Strohdiemen.

Während Stahl die MG. heranwinkt und für das Herankommen der Gewehre und Munition sorgt, ist der Kompanieführer Redern mit Leutnant Rose auf dem Rücken der Anhöhe durch den Wald nach vorn gedrungen und erkundet eine überhöhende Stellung, von der aus es nun möglich ist, den bis dahin unsichtbaren Gegner zu erkennen.

Gerade unter ihnen liegt eine Eisenbahnbrücke, die über die Somme führt, und dahinter ragt das Häusermeer von Peronne, von alten Festungswällen umgeben. In den Hohlwegen vor Peronne sind die feindlichen Schützen mit dem Fernglas deutlich zu sehen, und so weit das Auge reicht, liegt im Halbkreis, parallel der Stadt, die französische Verteidigungslinie, deren starkes Infanteriefeuer den Regimentern Börde und Altmark erhebliche Verluste beibringt.

Stahl meldet seinem Kompanieführer, daß die drei MG.-Züge bereit sind, und dieser setzt den Zug Rose und den Zug Teubner ein.

In dem bergigen Gelände ist es nicht einfach bei dem starken Feuer, das auch durch den Wald braust, die Gewehre in Stellung zu bringen.

Der Gefechtsstreifen wird für die Gewehre bestimmt, den Gewehrführern das Ziel bezeichnet und bald hämmern vier MG. ihr unerwartetes, überhöhendes und schräg nach rechts flankierendes Feuer zwischen die französischen Jäger.

Das schafft der Infanterie im Grunde Luft und als auch noch schwere Artillerie eingesetzt wird, läßt der Infanterieführer „Rasch vorwärts" blasen.

Stahl, der mit seinem Zuge in Reserve steht, hat von der Höhe herab das Bild des Infanterieangriffs. Die Hörner erschallen. Das Bajonett wird aufgepflanzt und Reihe auf Reihe der deutschen Schützenlinien tritt zum Sturm an.

Es ist das erstemal, daß Stahl sieht, wie die Fahnen entfaltet werden. Sie flattern im leichten Winde und leuchten rot auf dem grünen Wiesengrund.

Der Feind nimmt den Stoß nicht an, sondern geht über die Eisenbahnbrücke nach Peronne zurück. Das deutsche MG.-Feuer faßt noch viele Franzosen, ehe sie in die schützenden Straßen einbiegen können. Sobald das Ziel verschwunden, befiehlt der Kompanieführer das Vorrücken der MGK.

Durch Winker werden die Fahrzeuge herbeigeholt, die Gewehre an Ort gebracht und über die Eisenbahnbrücke geht es bis zur Faubourg de Paris vor.

Im Innern der Stadt wird weiter gekämpft. Eine Barrikade wird gestürmt und der Straßenkampf wogt hin und her. Die gefährdete Bataillonsfahne des 3. Bataillons muß für einige Zeit in einen Bäckerladen sichergestellt werden. Der Kampf wird zugunsten der beiden Regimenter Börde und Altmark entschieden, die bis zu den jenseitigen Stadttoren durchrücken.

Die MGK. hält in der Nähe des Bahnhofs, dessen Büfett heute gratis abgibt. Am 12 Uhr nachts wird sie nach vorn gezogen und schanzt mit der Infanterie zusammen. Das

war ihnen neu. Die Vorposten des Regiments werden auf dem Eisenbahndamm der Linie Peronne—Chaulnes und auf der Straße nach Barleux ausgestellt. Mit einem anständigen Bürgerquartier, wozu sich die Stadt Peronne nach Ansicht der MG.-Schützen sehr gut geeignet hätte, war es wieder mal nichts. In Peronne brennen Häuser und heben die Stadtsilhouette scharf gegen den Nachthimmel ab, an dem das erste Viertel des zunehmenden Mondes auf die MGK. herabsieht, die sich wenigstens an Stelle des entgangenen Quartiers an Rotwein schadlos hält.

Am 29. geht der Marsch bis Deniecourt. Die MGK. erhält ein großes Gartengrundstück zugewiesen. Das Haus erweist sich aber als schmutzig, so daß Offiziere und Mannschaften darauf verzichten, unter Dach und Fach zu schlafen, sondern die Zelte in dem großen Obstgarten aufschlagen. Da es noch früh am Tage ist, so bestimmt der Kompanieführer großen Wasch- und Reinigungstag für Mann und Maus. In kurzer Zeit sind zwischen den alten Birnen- und Apfelbäumen Leinen gezogen und der Garten sieht aus, als ob eine tüchtige deutsche Hausfrau großen Wäschetag hätte.

Der warme Nachmittag und der milde Abend gehen in eine wundervolle laue Mondnacht über. Eine allgemeine Entspannung tritt ein. Zum Schlafen hat noch niemand Lust. Die Offiziere sitzen mit den Unteroffizieren und Schützen zusammen. Zu trinken ist nichts aufzutreiben gewesen und darum schickt der Leutnant Stahl zum Regimentsstab hinauf, der im Schlosse einquartiert ist. Der findige Läufer hat oben den französischen Verwalter getroffen, der ihm zwei Flaschen Rotwein und eine Flasche Sekt mitgibt. Aus der Kompaniekiste wird noch etwas hinzugetan und nun sitzt man im Kreise im Halbdunkel unter den Bäumen, plaudert und trinkt. Die Zigarren und Zigaretten glühen aus dem Dunkel wie Leuchtkäfer auf.

Auf dem Nebengrundstück hat eine Sanitätskompanie ihre Zelte aufgeschlagen. Unter ihnen ist ein Lehrer, der aus seinen Leuten einen Männerchor zusammengestellt hat. Er kommt herüber und fragt, ob der Chor nicht stören würde. Seine Leute wollten gern einige mehrstimmige Lieder singen. Die MGK. ist über diesen Vorschlag sehr erfreut. Wundervoll und rein klingen nun die gutbesetzten Chöre in die stille Mondnacht hinaus.

Das Bild hat etwas eigenartig Stimmungsvolles und Phantastisches. Oben das Sternenzelt mit der blanken Mondsichel, unter den Obstbäumen die andächtigen Zuhörer mit den leuchtenden, phosphoreszierenden Punkten der Zigarren, die hier und da, wenn einer einen starken Zug tut, ein Gesicht aus dem Dunkel aufleuchten und wieder verschwinden lassen. Und zwischen den Bäumen hängen die Wäschestücke, die in dem blauen Licht der Nacht wirken, als teilten sie lauter kleine begrenzte Zimmer ein.

Um 9 Uhr bringt der Melderadfahrer die Abschrift eines Telegrammes von Seiner Majestät dem Kaiser, der der I. Armee den Dank für den flotten Vormarsch ausspricht. Als der Kompanieführer dieses bekanntgibt, braust ein Hurra durch die stille Nacht und dann singt die MGK. zusammen mit der Sanitätskompanie aus voller Kehle: „Deutschland, Deutschland über alles."

Die Kompanie ist endlich zur Ruhe gegangen. Die Leutnants Rose und Stahl sitzen noch außerhalb ihres Zeltes und schwärmen etwas. Sie hören den Schritt des auf und ab gehenden Postens und hören, wie er mit einem Male auf einen Ruf antwortet: „Parkwache der MGK. hier!" Der Posten kommt mit einem Feldgrauen schnell zum Zelt des Kompanieführers. Redern wird geweckt. Es ist Alarm. 11 Uhr 45 soll die Kompanie am Dorfausgang Richtung Chaulnes marschbereit stehen.

Die Kompanie wird alarmiert. Die glücklicherweise getrocknete Wäsche wird eingepackt, Fackeln und Laternen beleuchten das Lager und zur befohlenen Zeit ist alles aufgebrochen und marschiert, eingegliedert in den Heerwurm, wie üblich nach Süden.

Wie auf dem gestrigen Marsche ist ferner Kanonendonner zu hören, in der linken Flanke auch Gewehr- und MG.-Feuer. Am nächsten Morgen kommt die MGK. in Varvillers auf einem großen Gutshof unter. Es herrscht eine fürchterliche Hitze und alles ist zufrieden, bei dieser Glut nicht marschieren zu müssen. Ein Ruhetag ist eingelegt.

Die Schnelligkeit des Vormarsches läßt den Nachschub nicht Schritt halten. Deshalb ist die Truppe auf Requisition von Lebensmitteln angewiesen, die das reiche Land in Hülle und Fülle geben kann.

Alles ist vorhanden, nur Mangel an Brot und Kartoffeln macht sich bemerkbar. Französische Bäcker aus den Orten werden darum herangezogen, für die deutschen Truppen zu backen und französische Mühlen müssen Tag und Nacht Getreide mahlen.

Der 30. August ist ein Sonntag. Zwischen dem letzten Sonntag, dem 23., mit dem Angriff auf Ville Pommeroeul und den Kanal liegt eine ereignisvolle Woche.

Die Ruhe des Sonntagnachmittag wird dazu benutzt, die Ausrüstung der Truppe gründlich zu überholen. Zwischen dem Regimentskommandeur und den Bataillonskommandeuren sind taktische Besprechungen, zu denen die MG.-Offiziere hinzugezogen werden.

Über Mareuil-Lamotte geht es weiter.

Die Aisne wird bei Choisy au Bac überschritten. Es geht so schnell vorwärts und die Deutschen sind so schnell hinter den Engländern her, daß die Einwohner sie teilweise für Engländer halten.

An den Flußübergang schließt sich ein Marsch durch einen schönen Wald. Es ist der Wald von Compiegne. In seiner Mitte treffen sternförmig Wege und Chausseen von allen Seiten zusammen. Im Frieden war es ein besuchter Ausflugsort für die Pariser Automobilisten. Jetzt sind keine naturfreudigen Ausflügler dort, sondern auf dem Stern hält ein Proviantinspektor einer parallel marschierenden Division und teilt Brot für die Truppe aus.

Stahl benachrichtigt schnell seinen Verpflegungsstab, fährt mit einem Munitionswagen hin, beläd ihn bis unter die Plane und fährt sehr vergnügt und möglichst schnell wieder ab unter den Flüchen der Proviantmeistergehilfen, die den fremden Truppenteil der andern Division zu spät erkennen.

Die nächsten Märsche bringen das Regiment an die Marne, die bei Sacy überschritten wird.

Der Abstieg zum Marnetal war für die Truppe sehr anstrengend, aber auch außerordentlich interessant. An der Brücke bei Sacy wurden von der Spitze englische Vorposten verjagt, und als die MGK. Ortsbiwak nahm, konnten sie noch in einem kleinen Restaurant, das seine Bestimmung durch eine kleine, kugelförmige Lampe anzeigte, ein sehr gut bereitetes, ursprünglich englischen Offizieren zugedachtes Essen erhalten.

Ein ganz eigentümlicher Schwung lag über diesem Vormarsch.

Es ist eigentlich ein großartiges Leben, überlegt sich Stahl beim Reiten.

Ist es nicht überhaupt das Leben? Und hierbei protestiert der Kaufmann in ihm gar nicht einmal so sehr.

Von Zuhause, von Frau und Kindern, von der Mutter und den Brüdern sind gute Nachrichten da. Das beruhigt ihn.

Bei ihnen selbst geht es im Siegessturm vorwärts. So ganz wäre zwar der große Klammeraffe, Schlieffens starker, rechter Flügel, nicht nach Wunsch geglückt, meint Richard

Redern. Aber was sind hier kleine Schönheitsfehler. Unaufhaltsam peitschten sie die französischen und englischen Truppen vor sich her und folgten ihnen auf kühnem Marsche, dem Frau Aventiure selbst die blaue Blume des Abenteuers voranzutragen schien.

Herrgott, welch ein Männerleben.

Auf herrlicher Pferde Rücken. Die Bügel trat man im Kraftbewußtsein durch und fragte huldvoll irgendeinen Infanterieleutnant: „Noch gut zu Fuß, der Herr?"

Und der antwortete dann fluchend: „Nur nicht so hochmütig, ihr Knaben von der MGK. Hochmut kommt schon vor den Fall."

Oder man trabte an und unterhielt sich einmal nicht kommißmäßig mit einem der Bataillonsärzte oder besuchte einen anderen Kompanieführer.

Wie sagt Rilke?

„Reiten, reiten, reiten durch den Tag, durch die Nacht, durch den Tag."

Reiten bis Paris. Reiten durch das herrliche Land auf herbstlich vergoldeten Chausseen, an denen links und rechts das Abenteuer erblühte. — Da sollte man einmal von einer aufgeregten Dorfbevölkerung angegriffen werden, weil man allein auf einer Nebenstraße Mehl requirierte. Da wurde Jagd nach einem französischen Offizier gemacht, der als Bauer verkleidet die deutsche Truppenbewegung beobachtete. Dann mußten sie ihren Kameraden, den Bataillonsadjutanten Böttcher, einer englischen Patrouille, die ihn gefangen genommen hatte, wieder entreißen. Und dann erlebte man so nebenbei, daß der erbitterte englische Patrouillenführer und Kapitän sich vor Zorn und Verzweiflung selbst erschoß.

Essen und Trinken gab das schöne Land reichlich. Man mochte manchmal gar keinen Wein mehr und freute sich auf einen kühlen Satteltrunk aus einer Felsenquelle.

Aber dann war ein Becher des köstlichen Wassers zu kalt hinuntergestürzt und der erhitzte Körper quittierte solches mit Durchfall.

Das alles nahm man lachend hin. Denn man war gesund, muskelstark und drahtig. Und flog auf die Pferde und ritt und sprang aus den Bügeln, als ob man wie ein Cowboy auf dem Pferde geboren wäre.

Ein schneller Weitermarsch führte am 4. September bis zum Städtchen Rebais. Die MGK. rückte gleich noch weiter bis zum Orte Chauffry vor.

Das Dorfquartier Chauffry zeichnete sich wieder einmal durch eine unglaubliche Unsauberkeit aus. Ein Bauernhof, der der MGK. zugewiesen war, war einfach unmöglich zu beziehen, weil Hof, Ställe und Privatwohnung des Besitzers von Schmutz starrten. Darum entschloß sich die Kompanie zum Ortsbiwak. Die drei Leutnants nahmen sich als Quartier den kleinen Stationsbahnhof. Da die Kompanie früh zur Ruhe gekommen war, so gab es ein gutes Abendessen und im kleinen Gemüsegarten des Bahnhofes gefundene Tomaten waren eine willkommene Zugabe. Der Besitzer des Gartens verzichtete mit etwas bitterem Lächeln auf Ausstellung des Requisitionsscheines mit der Bemerkung, das Ding hätte doch keinen größeren Wert, als daß man sich damit ... abwischen könnte.

Am Morgen des 5. September ging das Regiment bis in die Linien Choisy—Chevru—La Grosbelluis vor, wo mit französischen Kürassieren Plänkeleien waren.

Sie waren jetzt bis auf dreißig Kilometer Luftlinie vor Paris, und als sie abends vor ihrem Quartier sitzen, sehen sie fernes Blitzen am Horizont. Kein Wetterleuchten, sondern die Scheinwerfer der Pariser Außenforts.

Stumm hängen ihre Blicke an diesen fernen Lichtzeichen und alles denkt: Paris!

8. Kapitel.

Die Schlacht vor Paris (Marne-Schlacht)

Am Morgen des 6. September war der Abmarsch auf 8 Uhr festgesetzt. Zum allgemeinen Erstaunen ging es wieder zurück nach Betz.

Um 9 Uhr 30 gibt es eine Marschpause, man hört in westlicher Richtung starken Kanonendonner. Nach kurzer Rast geht es bis Nebais, wo die Truppe am nördlichen Ausgang der Stadt Ortsbiwak bezieht. Bei Mannschaften und Führern fragt sich alles, was dieses bedeutet, denn in Frankreich war bisher kein Mensch daran gewöhnt, zurückzugehen.

Der Kompanieführer ist zum Regimentsstab gegangen. Die beiden Zugführer Rose und Stahl unterhalten sich mit Jäckel und Teubner über die Möglichkeiten der kommenden Tage. Die Truppe ist voll sicheren Siegesgefühls und Siegeswillen. Sie fühlt sich allen bisherigen Gegnern, Belgiern, Franzosen und Engländern im Kampfe glatt überlegen, und dieses Bewußtsein macht sie zukunftsfroh. Die starken Märsche und Anstrengungen haben die Truppe nicht geschwächt, sondern zäh und ausdauernd gemacht. Sie sehen alle nicht mehr so elegant wie beim Durchmarsch von Brüssel. Eher wie Grasteufel — aber sie können beißen!

Der Befehl zum Weitermarsch trifft kurz nach 9 Uhr abends bei der MGK. ein. Um 9 Uhr 30 wird angetreten und zum Erstaunen von Stahl und Rose geht es dieselbe Straße zurück auf die Marne zu, auf der sie vor wenigen Tagen in Eilmärschen hergekommen sind. Sie besprechen sich mit Redern, aber auch dieser kann keine Auskunft geben.

Eine merkwürdige Spannung liegt über den drei MG.-Offizieren, die durch ihre größere Beweglichkeit als Berittene

und durch den häufigen Aufenthalt beim Regimentsstab meist einen etwas größeren Einblick in das Geschehene und in das Zuerwartende gewinnen können als die Infanteriezugführer in der Kolonne. Groß ist natürlich auch die Weisheit der MG.-Leute nicht.

Heute können sie nirgends Auskunft bekommen. Der Regimentsstab weiß auch nichts anderes, als daß es in ununterbrochenem Marsche weitergeht. Der Kanonendonner zur linken Hand der Marschrichtung, also im Nordwesten, verstärkt sich. Er zieht die Truppe nach vorn und erleichtert die Arbeit der Zugführer, die für geschlossenes Marschieren und Zusammenbleiben verantwortlich sind.

Nach stundenlangem Marsch in der Nacht tritt eine starke Ermüdung ein. Namentlich weil Marschrasten gegen alle Gewohnheit heute so gut wie gar nicht gemacht werden.

In der Dunkelheit ist eine Orientierung fast ausgeschlossen und zudem ist es strengstens verboten, die elektrischen Taschenlaternen spielen zu lassen. Unendlich lang dehnt sich der Marsch. Man geht auf der nächtlichen Chaussee wie auf einem düsteren Korridor. Würden bei der Infanterie nicht die Tornister gefahren, so wäre dieses Tempo einfach nicht durchzuhalten. Die MGK. läßt, um ihre marschierenden Schützen nicht zu übermüden, immer die Hälfte Schützen eine Stunde fahren und dann mit den anderen abwechseln. Der monotone Nachtmarsch beginnt sich auch bei den Führern bemerkbar zu machen. Endlich kommt von vorn der Befehl: „Es wird haltgemacht."

Die Truppe rückt hart an den rechten Straßenrand heran, und die Leute können die Gewehre zusammenstellen und sich hinlegen.

Da die ganze rechte Seite von Fahrzeugen und Gewehren eingenommen war, ging Stahl, der Mariechen das Pferd zum Halten gegeben hatte, auf die linke Chausseeseite, um ebenfalls

einem menschlichen Bedürfnis nachzugehen. In der Dunkelheit bemerkte er nicht, daß die Chaussee an dieser Stelle sehr hoch gebaut war. Wahrscheinlich aus Müdigkeit verlor er das Gleichgewicht und flog plötzlich halb fallend, halb rollend einen Abhang hinunter und landete mit dem südlichen Rückenteil in einem Brennesselfeld.

Aufspringen, fluchen, schimpfen war eins. Brennesseln waren reichlich da, das Papier war aber oben geblieben. Die notwendige Ordnung der Kleider wurde schnell vorgenommen, aber den Hang hinaufzukommen erwies sich wegen der Steile und der Schlüpfrigkeit und wegen des unvermeidlichen Anfassens der so unsympathischen Brennesseln als unausführbar.

Stahl stand fluchend unten und hörte zu seinem Schreck, daß oben die Räder wieder rollten und die Truppe sich wieder in Marsch setzte. Er rief laut nach Mariechen Tennstedt, aber kein Tennstedt antwortet oder rührt sich. So blieb ihm nichts anderes übrig, als unten auf dem ungleichen Acker- und Wiesengrund, der morastig und zum Teil grundlos war und das Gehen oder Laufen sehr behinderte, parallel der Truppe zu folgen. Ab und zu versuchte er den Steilhang hinaufzukommen, aber erst nach vielen Versuchen gelang es.

Als Stahl endlich wieder auf der Chaussee stand, war in der Kolonne eine große Lücke und als er nach vorn lief, erreichte er erst nach langer Zeit eine Infanteriekompanie, die zu seiner Begeisterung einem fremden Regiment angehörte. Um das Maß des Glückes voll zu machen, bog außerdem diese Kompanie rechts auf eine Seitenstraße ab und auch der schließende Unteroffizier hatte keine Ahnung, wo etwa die MGK. Altmark hingerückt sein konnte.

Das Marschtempo mußte in irgendeiner Weise beschleunigt worden sein, denn es war vom eigenen Regiment kein Bein zu sehen. Dazu war es noch immer stockdunkel und außerdem

war die Hose irgendwie noch nicht richtig wieder im Sitz und ihr Inhalt brannte, als ob er überhaupt nur aus Brennesseln bestünde. Wütend wurde die leere Chaussee angesprochen, ohne daß sie eine Antwort gab. Dann setzte sich Stahl wieder in Trab. Er entschied sich, auf der Hauptchaussee zu bleiben und auf gut Glück der Truppe nachzulaufen.

Nach einem kräftigen Dauerlauf holte er eine Infanteriekompanie ein, die sich Gott sei Dank als eine seines Regimentes erwies. Wo die MGK. steckte, wußte auch hier keiner. Vielleicht war sie im Trabe nach vorn gezogen.

Es war kein reiner Genuß, neben der schnell marschierenden Kompanie herzulaufen und sie zu überholen, um nach vorn zu kommen. Erst nach einer schweißtriefenden dreiviertel Stunde hörte Stahl das vertraute Rasseln der MGK., deren Fahren bekanntlich von allen möglichen Spezialgeräuschen begleitet ist. Er lief an die Schließenden ran. Es waren die beiden Feldwebel Wieland und Teubner. Wer aber auch nicht einmal am Schluß war, das war Mariechen Tennstedt, der immer dort mit seinen Pferden zu treffen war, wo er nicht gebraucht wurde. Sicher marschierte er also froh und munter oder ritt wie eine schlafende Klammer auf einer Wäscheleine an der Spitze der Kompanie.

Im Augenblick war Stahl alles gleichgültig. Er kroch auf den nächsten Munitionswagen, schnallte sein Lederkoppel auf, schnallte die eiserne Geländerstange mit hinein und zog zu. Als er sich so gegen ein Herunterfallen gesichert hatte, brüllte er den Fahrer an, damit der wußte, wer hinter ihm saß, und schlief dann den Schlaf restlosen Erschöpftseins.

Als er aufwachte, dämmerte langsam der Tag herauf und es dämmerten auch die Brennesseln. Stahl schnallte sich los und ging, den Schritt beeilend, an der Marschkolonne entlang. Vorn nuddelte, wie er richtig angenommen hatte, Mariechen

schlafend im Sattel und drückte sicher wieder sein Pferd wund. Sein treuer Pferdehalter Lucke führte die Satanella und ein Reserveschütze den erbeuteten Engländer.

Auf diesen setzte sich Stahl und biß die Zähne zusammen. Abwechselnd reitend und zu Fuß gehend gelangte er mit seiner Kompanie zu einem Dorfe, dessen Wegweiser den Namen Coulombs zeigte. Es war 8 Uhr morgens und Stahl konnte den Namen des Ortes auf seiner Automobilkarte von Frankreich nicht finden, bis er auf der Karte gewaltig nach Norden ging und zu seinem eisigen Schrecken sah, daß sie einen Marsch von ...zig Kilometern hinter sich hatten. Stahl ließ schnell für die ganze Kompanie Kaffee ausgeben und, ohne daß er es sagen brauchte, lag sofort alles lang. Redern und Rose waren nicht bei der Kompanie, sondern vorn beim Stabe. Stahl war selbst so hundemüde, daß er sich in den Dreck warf und kein Bedürfnis verspürte, mit irgend jemand noch zu sprechen. Er glaubte kaum eingeschlafen zu sein, als ihn seine Gefechtsordonnanz schon wieder weckte und die Truppe sich fertig machte. Im Schnellmarsch ging es weiter über Crouy, über den Ourcq-Bach bis zum Dorfe Rouvres. Hier kam der Kompanieführer zurück und erklärte allen die Lage.

„Das IV. Reservearmeekorps steht in schwerem Kampf gegen mehrfache Übermacht in der Nähe von Betz und Nanteuil. Das IV. aktive Armeekorps greift zum Entsatz ein. Das Regiment Altmark ist vorläufig Divisionsreserve und hat Antilly zu erreichen."

Ohne Pause geht der Weg bis Antilly. Die Hitze hat sich bis zur Qual gesteigert. Die arme Infanterie hat eine fürchterliche Leistung hinter sich. Die ganze Truppe sieht grau gepudert vom Staub der Chaussee aus und von den verschmutzten Gesichtern rinnt der Schweiß in langen Streifen herunter.

Es ist Mittag geworden und das Regiment marschiert, ohne

ausruhen zu können, seit gestern abend 9 Uhr 30. Südlich Antilly kommt der Befehl, von der Chaussee abzubiegen, links in einen Waldweg hinein. Und hier, im Schutze des Waldes gegen Sicht gedeckt, wird gehalten. Die Leute fallen um wie die Fliegen.

Redern, der mit Rose und Stahl spricht, ist der Meinung, daß die größten Teile der Division unverzüglich in das Gefecht geworfen würden. Die Begeisterung ist bei allen gering, aber die Müdigkeit um so größer und der Hunger setzt ein.

Stahl befiehlt Essenausgabe.

Während des Marsches hat die Feldküche tüchtig gearbeitet. Ein kräftiges Essen ist fertig. Die Mannschaft ist so ermüdet, daß sie zuerst gar keine Lust hat, das Essen zu holen. Befehlsgemäß aber tut sie es und als die ersten Happen herunter sind, kehrt der Appetit wieder ein und alles ißt und kaut mit vollen Backen.

Unglücklicherweise kommt der Regimentskommandeur mit seinem Stab vorbei und sieht die MGK. essen. Scheinbar paßt dieses in seine Auffassung der Lage sehr schwer hinein. Er ist auf das äußerste empört und schreit mit hoher Diskantstimme: „Wer hat hier Essen befohlen? Kippen Sie aus, kippen Sie aus; alles antreten."

Stahl sieht voll Wut, wie tatsächlich zwei Leute das gute Essen fortgießen und wie die andern, die nahe dem Obersten stehen, zweifelnde Blicke auf ihre Kochgeschirre werfen.

Die Stimmung des Herrn Obersten ist sicher sorgenvoll und bitter, die von Stahl aber nicht minder, und außerdem hat er noch den Vorsprung der Brennesseln. Er vergißt im Augenblick manche sonstigen dienstlichen Hemmungen, springt auf die Schützen los, die das Essen weggegossen haben und flucht: „Mensch, bist du blödsinnig, dieses herrliche Essen wegzukippen. Kannst du mit leerem Magen dein Zwei-Zentner-Ge-

wehr schleppen? Wer kommandiert hier das Essen? Wer führt hier die MGK.?"

Eine tiefe peinliche Stille folgt diesem Ausbruch. Der Oberst winkt Stahl beiseite: „Herr ...", er spricht schon erheblich ruhiger, „Herr, wie kommen Sie dazu, hier Essen ausgeben zu lassen?"

„Herr Oberst", und Stahls Stimme klingt ihm selber merkwürdig dünn und spitz, „Herr Oberst, die MG.-Schützen werden schwere Arbeit kriegen. Sie haben 15 Stunden Marsch hinter sich. Ein Gewehr wiegt über zwei Zentner. Wer das tragen soll, muß wenigstens was im Bauche haben, wenn er nicht geschlafen hat, — und außerdem kann die MGK. antraben und hat in zwei Minuten die ganze Infanterie überholt."

„Ihre Leute können weiter essen."

Stahl grüßt stramm. Der Oberst nickt. Die Kompanie ißt weiter.

Die Schützen haben kaum ihr Besteck gesäubert, da kommt der Befehl: „MGK. nach vorn." Stahl läßt antraben. Dann werden die Gewehre freigemacht und es geht unverzüglich dorthin, wo man Artilleriefeuer und jetzt auch Infanteriefeuer hört.

Es muß noch ziemlich weit entfernt sein, denn die Schützen haben lange zu tragen. Vom Walde geht es in das freie Feld. Vom freien Feld wieder in den Wald. Dann sehen sie schräg vor sich den Bahnhof Betz liegen und nun müssen sie links abdrehen, weil sie Feuer bekommen.

Zwei Züge hat Leutnant Redern eingesetzt, den Zug Rose und den Zug Stahl. Während Stahl mit seinem Zuge nach vorn geradeaus geht, folgt Rose einer Infanteriekompanie, die auf dem rechten Flügel der eigenen fechtenden Truppe Entsatz bringen soll. Obwohl dauernd im feindlichen Infanterie- und Schrapnellfeuer, findet der Zug Stahl kein rechtes Ziel und verhält darum an einer Waldschneise.

Als Stahl das Einsetzen des MG.-Feuers rechts vernimmt, versucht er ebenfalls nach rechts zu gehen, wird aber vom Regimentskommandeur als Reserve zu dessen persönlicher Verwendung bestimmt.

Während der Regimentsstab und der Zug Stahl vorrücken, geraten sie in ein starkes Schrapnellfeuer. Der Feind hat irgendwo gute Beobachtungen. Der Regimentsstab muß wieder in Deckung gehen.

Der Zug Rose ist mit dem eigenen Infanterieangriff vorgegangen. Er ist, wie sich später herausstellte, bis in feindliche Artillerielinien gekommen und hat zwei französische Fernsprechleute gefangengenommen. Den Zug Teubner hat Redern nach links gesandt.

Stahl bittet den Kommandeur, ihm zu gestatten, dem Angriff zu folgen, um vielleicht doch noch irgendwo eingreifen zu zu können. Der Zug wird freigegeben und Stahl rückt mit seinen Leuten genau nach Westen vor, wo sich das Gefecht mehr und mehr entfernt hat. Er trifft noch unterstützend vorgehende Schützen, aber die Entfernung bis zur stiller werdenden Kampffront erscheint ihm so groß angesichts seiner vom Marschieren und Gerätetragen erschöpften Leute, daß er beschließt, zu den Fahrzeugen zurückzukehren. Um so mehr, als es vorn gut steht, wie die rückkehrenden Verwundeten sagen.

Zurück also zu den Fahrzeugen. Gewehr an Ort.

Es ist ein langer Weg und ein langes mühseliges Tragen des schweren Gerätes. Der Wald ist voller Versprengter, die Stahl sammelt und in Gruppenkolonne folgen läßt. Endlich erreichen sie eine Ferme, die zum Verbandplatz eingerichtet ist, und dann die erstrebte Chaussee, auf der auch richtig der Feldwebel Bach mit den Fahrzeugen der MGK. hält.

Stahl übergab dem Feldwebel Bach seine Schützen und stieg in den Sattel, um zurückzureiten und vielleicht einen der Züge

oder Redern zu treffen. Er hatte Glück. Nach einiger Zeit sah er im Dunkeln verschiedene Fußgänger näher kommen, unter denen er auf Anruf auch seinen Kompanieführer erkannte. Vorsichtshalber hatte er Rederns kräftiges englisches Beutepferd mitgenommen. Richard Redern war hocherfreut, sprang in den Sattel, und man ritt zusammen zu den Fahrzeugen zurück.

Unterwegs berichtete Redern, der Regimentsstab wäre in eine entfernte Ferme gegangen, wo sich auch der Bataillonsstab des Major Klinge befände. Von der Ferme bis hinüber zum Bahnhof Betz würde eine Aufnahmestellung gebaut. Wie die Gesamtlage wäre, wüßte er nicht, aber ein starker französischer Infanterieangriff schiene zurückgeworfen.

Von dem Verbleib der Züge Rose und Teubner hatte kein Mensch eine Ahnung.

Die Nacht war im Gegensatz zur letzten sternenklar. In ihre Woilachs gehüllt lagen Redern und Stahl nebeneinander. Um sie herum die Unteroffiziere und Schützen. Alles schlief bis auf Stahl. Er lag auf dem Rücken und starrte in den Sternenhimmel und starrte in den silbernen Mond, der die Chaussee und die Schläfer und alles herum in weißes Licht tauchte. Die Nacht war warm und drückend. Stunde um Stunde verging, bis Stahl es nicht mehr aushielt, leise aufstand, seinen Reitburschen und seinen Reservereitburschen weckte und die Pferde satteln ließ. Dann weckte er Redern und bat ihn um Erlaubnis, loszureiten und die beiden fehlenden Züge suchen zu können. Redern knurrte und schimpfte zuerst, gab aber dann seine Zustimmung, und mit einem plötzlichen Entschluß erklärte er, er ritte mit.

Die Kavalkade ritt los. Es ging die Chaussee hinab zwischen Antilly und Betz und kurz vor Betz am Bahnhof querfeldein dorthin, wo der Regimentsstab mit Schrapnells begrüßt

worden war. Die davorliegende Chaussee war frei. Sie ritten eine große Schleife an der Chaussee entlang und wieder zurück. Sie riefen und pfiffen und erhielten endlich von der Chaussee eine schwache Antwort. Sie riefen nochmals, die Antwort erscholl wieder. Man ritt darauf zu und fand eingegraben an einer Straße, die mit alten Birken besetzt war, den Leutnant Rose mit seinen beiden MG. und mit zwei französischen Gefangenen.

„Donnerwetter, das ist aber nett von euch", sagte Rose und berichtete, daß er den Angriff mitgemacht habe ohne große Verluste, nur sein Schütze Gromann hätte einen leichten Schrapnelltreffer. Mit dem Infanteriesturm, der die Franzosen vor sich hergetrieben, sei er bis in die feindliche Artillerie gekommen, und hier habe er zwei französische Fernsprechleute erwischt. Rose glaubte aus den Gesprächen der Leute gehört zu haben, daß man sich auf dem Artillerieschießplatz der Garnison Paris befände, daß weiter westwärts betonierte Stände wären, daß der ganze Platz mit Telephonkabeln durchzogen und Meter für Meter der französischen Artillerie bekannt sei. Trotzdem und trotz des außerordentlich sicher gezielten französischen Artilleriefeuers hätten sie den Feind geworfen. Rose zeigte auf einer von ihm angefertigten Kartenskizze, wie weit er vorwärts gedrungen sei.

Der Zug Rose rückte stolz mit seinen Gefangenen, die die Erlaubnis bekamen, mit tragen zu helfen, in Richtung auf die Fahrzeuge ab. Rose zeigte sich begeistert über die kameradschaftliche Hilfe, und die gute Idee, ihm sein Pferd mitzubringen. Die drei MG.-Offiziere ritten ein Stück mit dem Zuge mit und setzten sich dann in schnelleres Tempo, um das ganze Gefechtsfeld abzureiten.

Als sie aus dem Walde herauskamen, trafen sie auf eine dichte deutsche Linie, die mit der Front nach Westen schanzte.

Die Reiter waren abgestiegen. Im Vorwärtsschreiten trat Stahl auf etwas Hartes, das unter ihm wegrollte und ihn fast zu Fall gebracht hätte. Er hielt das Ding mit dem Fuß fest, bückte sich und nahm einen eigenartig kurzen Reitstock auf, der auf der einen Seite die Lederschlaufe, auf der anderen Seite eine Kugel von erheblichem Gewicht hatte. Als Stahl die Schlaufe in die Hand nahm und einige prüfende Hiebe mit dem Reitstock schlug, fühlte er, daß er eine gefährliche Waffe in der Hand hatte, eine Art Totschläger. Er steckte das Ding in den Schaft seiner Reitstiefel und folgte den vorausgegangenen Kameraden.

In der Linie schanzte merkwürdigerweise nicht nur die Infanterie, sondern auch die Artillerie, und aus der Feldstellung hoben sich hufeisenförmig ausgeworfene Geschützstände ab, in denen Feldkanonen mit Munition standen.

Sie trafen bei den Geschützen wieder ihren alten Bekannten Hauptmann Koch, der ihnen erklärte, daß sie noch einmal mit einem Frontalangriff der Franzosen rechneten und sie warm begrüßen wollten. Da jeder Oberbefehl bisher fehlte, so würden sie von der Artillerie den Krieg auf eigene Rechnung führen.

Nach dem nächsten Infanterieführer fragend, fanden sie den Hauptmann Rauch vom Schwesterregiment Börde eifrig persönlich beim Schanzen beschäftigt. Sie begrüßten ihn und setzten sich alle rittlings auf den flachen Schützenwall, der die lange Linie bildete.

Auch Rauch fluchte über das Durcheinander, erklärte aber die Franzosen für geschlagen und wollte, falls er keinen Gegenbefehl bekäme, unbedingt am nächsten Morgen vorgehen. Dann erzählte er zornig weiter, daß heute ein Unglückstag für ihn wäre. Er habe seinen Reitstock, der ihn schon in Afrika als Talisman begleitet hatte, ausgerechnet heute verloren.

„Würden Sie, wenn man den Stock wiederfände, eine Belohnung dafür aussetzen, Herr Hauptmann?"

„Mein Lieber, ich würde den glücklichen Finder umarmen und ihm einen dicken Kuß geben, sofern er nicht wegen meiner Häßlichkeit darauf verzichtet."

In diesen Worten lag eine so köstliche Selbstironie, daß alles lächeln mußte.

„Würden Sie bereit sein, Herr Hauptmann, den ehrlichen Finder im Preußischen Hof zu Hause nach Kriegsschluß zum Festessen mit ausgesuchten Weinen einzuladen?"

„Aber sicher, das würde ich."

„Und wenn der Stock etwa am Ende eine Bleikugel in Leder hätte, würden Sie dann durchschlagen."

Der Hauptmann stutzte: „Jawoll."

„Also Redern, bitte als Unparteiischer!"

Rauch und Stahl gaben sich die Hand. Redern schlug durch, und Stahl überreichte mit feierlicher Miene den verdammten Stock, an dem er sich beinah die Beine gebrochen hatte. Rauch umarmte Stahl und erklärte strahlend, daß sie in dieser Schlacht glatt siegen würden, nachdem er seinen Talisman wieder hätte.

Redern, Rose und Stahl stiegen wieder in den Sattel, um zur Ferme selbst zu reiten, wo der Regimentskommandeur mit Major Klinge ihren Gefechtsstand aufgeschlagen hatten.

Die Berichte der drei MG.-Offiziere interessierten die Herren außerordentlich und trugen wesentlich dazu bei, den Oberst darin zu bestärken, nicht nur die Stellung zu halten, sondern, wenn irgend möglich, zum Angriff vorzugehen. Nachdem man schnell ein gutes Glas Rotwein getrunken hatte, ritten sie weiter, um ihren Bogen durch die nahe liegenden Ortschaften zu beenden.

Sie trafen viele Verwundete ihrer beiden Brigaderegimenter, darunter so manchen bekannten Kameraden. Als sie fast die

Höhe des heutigen Morgeneinsatzes erreicht hatten, stießen sie auf den Zug Teubner. Als Regimentsreserve bestimmt, war er dem Gefecht nach vorn gefolgt, aber hatte sich ohne jeden weiteren Befehl doch in der Nähe aufgehalten, um einen Rückschlag auffangen zu können.

Nach dieser erfolgreichen Erkundung ging es zu den Fahrzeugen zurück. Keiner war froher als Stahl. Der Mond verbreitete noch sein helles Licht, und als sie in die Woilachs gehüllt hinter den Fahrzeugen wieder an ihrem Hange lagen, marschierten ohne Unterlaß Truppen an ihnen vorbei. Sie wurden verschiedentlich angerufen. Ein General, der sie ansprach, teilte ihnen mit, daß er den Befehl hätte, in der Richtung auf Villers-Cotterets mit seiner Brigade zurückzugehen.

Als ihm die MG.-Offiziere antworteten, sie dächten gar nicht daran, erwiderte der General, daß auch er nicht zurück wolle, aber Befehl wäre Befehl, und sie würden es ja selbst erleben. Im Weiterreiten rief er: „Dann bleibt nur hier, ihr dickköpfigen Kerls, und laßt euch von den Franzosen gefangennehmen."

„Was, uns MG.-Leute gefangennehmen? Komplett verrückt", dachte Stahl. Und doch — dieses Gespräch legte sich den Dreien schwer auf die Seele.

Als die MG.-Leute in der Morgenkühle erwachten, war die Chaussee vor ihnen still.

Von Gefechtslärm war nicht das geringste zu verspüren. Friedlich begann ein herrlicher Septembermorgen. Nach dem Frühstück beratschlagten die drei Leutnants, was zu tun sei.

Rose und Stahl beschlossen nach Betz reiten und dort Fühlung nehmen und Aufklärung holen.

Nach kurzem Ritt trafen sie ein Bataillon des Regiments Börde vor Betz biwakierend. Sie ritten weiter querfeldein und fanden die gestern bei der Ferme aufgeworfene Feldstellung

verlassen und die ganze Front in Rückwärtsbewegung bis in die Wälder von Antilly. Sie selbst erhielten vom Regiment den Befehl, sich dem 2. Bataillon anzuschließen, das im Wald gedeckt südlich Antilly sich aufstellte.

Der Tag blieb warm und sonnig und ohne weitere Gefechtshandlung für die Infanterie. Aber rings im Kreise tobte nunmehr eine wilde Kanonade.

Die MGK. liegt auch mittags noch und nachmittags in ihrem Gebüsch. Ein Gewitter scheint heraufzuziehen, aber es kommt nichts herunter. Vielleicht ist dem Himmel die irdische Konkurrenz der Kanonen zu stark.

Als es dunkelt, geht vorn plötzlich ein wildes Feuer los. MG., Infanterie und Artillerie toben. Nach einer halben Stunde bricht der Lärm wieder ab. Die Kompanie wartet alarmbereit vergeblich auf irgendeinen Angriffsbefehl. Als nichts erfolgt, wickelt sich alles wieder in die Decken und schläft den Schlaf des Gerechten.

Ein Blick auf die Uhr zeigt Stahl, daß es 6 Uhr 30 morgens ist. Ringsum ruht noch alles. Erst um 8 Uhr kommt Leben in die Kompanie. Die Zugführer lassen ihre Züge antreten und halten Appell ab. Die Gewehre werden nachgesehen, man hat Zeit, Briefe zu schreiben, und Stahl borgt sich von Rose einen kleinen Band von Hauffs Novellen und liest die Bettlerin vom Ponts des Arts.

Nur der Kanonendonner erinnert daran, daß sie in einer gewaltigen Schlacht stehen. „Aber hier ist die reine Idylle", wie Rose trocken bemerkt.

„Sie brauchen aber bloß Essen ausgeben lassen", meint Redern etwas kaltschnäuzig, „dann geht es sicher gleich los."

Als Stahl das Essen ausgeben läßt, trifft die Prophezeiung tatsächlich ein. Der Ordonnanzoffizier überbringt den Angriffsbefehl. 12 Uhr 15 rückt die Kompanie zum Angriff vor. Eine

scharfe, nahe, feindliche Kanonade hat begonnen, das 3. Bataillon greift an, das 1. und 2. Bataillon mit der MGK. steht als Divisionsreserve bei der Ferme St. Ouen.

Das Wetter ist hell, sonnig und heiß, und die Kompanie liegt jede Minute des Angriffsbefehls gewärtig hinter der Ferme in einer schönen, parkartigen Landschaft, deren Wälder den ersten Hauch der Laubfärbung zeigen.

Am Abend wird das Regiment nordöstlich bis über die Chaussee hinter Antilly zurückgezogen und nimmt dort auf der Höhe eine Aufnahmestellung ein. Die Nacht verläuft ruhig, vom Gegner ist nichts zu spüren. Am nächsten Morgen geht es wieder weiter rückwärts, um hinter Antilly eine Stellung auszuheben. Gegen Mittag wird erneut aufgebrochen, nach einer halben Stunde wird der Marsch gestoppt, und alles geht wieder zurück, um die ausgehobene Stellung zu besetzen. Untätig hockt man dort bis 4 Uhr. Der Teufel verstehe diese Art von Kriegführen.

9. Kapitel.

Der Rückzug.

Der Aufbruch erfolgt in fast nördlicher Richtung.

Auf der Hauptchaussee fädeln sich von allen Seiten kommende Truppenteile in die Marschkolonne ein, auch auffällig viele requirierte Gespanne. Darunter Kremser, die alle voller Verwundeter sitzen. Als Stahl an einen führenden Arzt heranreitet und fragt, was dies zu bedeuten hat, sagt ihm dieser, daß der Generalarzt befohlen habe, die Verwundetensammelstelle und die Feldlazarette 30 Kilometer zurückzunehmen.

Der Marsch geht auf sauberen Straßen und bei herrlichem Wetter mit vielen Stockungen nach Norden bis zu einem Orte Largny. Auf den Abhängen vor dem Dorfe wird eine Stellung

ausgehoben, die jedoch schwach besetzt wird, während die Truppe Unterkunft in den Häusern findet.

Die MGK. liegt in einem Bauerngehöft. Ist die Stimmung schon verbittert ob der unbegreiflichen Richtung des Marsches vom Feinde weg, so stecken in der Dorfbevölkerung nicht genau zu fassende, aber doch zu verspürende Anzeichen von Rebellion. Es liegt etwas Unheilvolles über dieser Nacht, und als alle dienstfreien Offiziere und Unteroffiziere sich auf Einladung des Kompanieführers Redern um den langgedeckten weißen Tisch der Wohnstube zu Mahl und Trank vereinen, da herrscht zwar lebhafte Unterhaltung in der feldgrauen Runde, aber allen ist es, als ob sich eine unsichtbare Faust über ihnen erhöbe. Rose ist aller möglichen Ahnungen voll und fragt beim Zubettgehen Stahl, ob er nicht auch das Gefühl habe, daß ein Damoklesschwert über ihrem Haupte hänge.

Beim Morgengrauen kommt der Abmarschbefehl. Die Dämmerung sieht die Truppe auf dem Marsch, und wieder geht es durch wundervolle Wälder bergauf, bergab wie durch einen Riesenpark. Grüne Wiesen liegen rechts und links der Straße. Buchenhaine verdichten sich zu Wäldern. Es würde ein herrlicher Marsch sein, wenn — ja wenn die verdammte Marschrichtung nicht immer wieder nach rückwärts wiese.

Stahl als glücklicher Besitzer seiner Autokarten und seines Baedekers kann Kilometer für Kilometer und Ortschaft für Ortschaft ablesen. Weiter und weiter geht es, zuerst bei Sonnenschein, dann bei sich mehr und mehr bewölkendem Himmel ... Ein Gewitter zieht herauf, und wenn es durch die engen Waldwege geht, so legt es sich schwer auf Herz und Stimmung der Truppe. Zudem stockt der Marsch häufig, und dieses viele Halten und Wiederantreten erhöht nicht das Gefühl der inneren Sicherheit. Endlich marschieren sie auf einer freieren Straße, die genau nördlich auf einen langen Geländerücken zu führt,

und Stahl sieht auf der Karte, daß sie auf eine Wegegabel losmarschieren, wo eine große Ferme, ein Gutshof angegeben ist, der auch dann bald, wegen seiner höheren Lage am Horizont, erscheint.

Ein langes Halt folgt. Es ist kalt, trübe und regnerisch geworden, und die MGK. ist froh, daß in ihrer Nähe ein offener Feldschuppen steht, in dem sich landwirtschaftliche Geräte befinden.

Stahl setzt sich auf den Fahrersitz einer Mähmaschine und grübelt.

Was hat Rose gesagt: Ein Damoklesschwert hinge über unserem Haupte? Was sollte das heißen?

Aber irgend etwas stimmte nicht. Statt des gewohnten strahlenden Altweibersommers dieser drückende, graue Himmel und dieser verfluchte Zug in dieser offenen Feldscheune...

Pfui Deibel noch einmal, es ist alles so traurig. Die Mannschaft ist mißgestimmt, die Feldküche kocht einen Saufraß aus halbrohem Fleisch. Man selbst ist mißgestimmt, und was ist das, sie drei, das Kleeblatt der MGK.: Redern, Rose und er selbst, sie meiden sich heute.

Vielleicht ist es auch gut so, denn in Stahl ist eine Spannung, eine Gereiztheit, die eigentlich nach einem Objekt zum Entladen verlangt.

Ob es Rose ebenso geht?

Stahl sieht die schlanke, elegante Figur von Rose, den roten Mantelkragen hochgeschlagen, an der entferntesten Ecke des Feldschuppens stehen. Liegt nicht in seiner Kopfhaltung auch etwas, als ob er sinnend, vergrämt, verärgert nach dem fernen grauen Rand der Wälder starrte, aus denen sie soeben auf diesen Höhenrücken marschiert sind... Dann dreht sich Rose herum, als ob er trotz der Entfernung den Blick von Stahl gefühlt hätte, und schlendert auf Stahl los, mit dem Reitstock gegen die Ackergeräte schlagend.

In den dunkeln Augen Roses, die erstaunlich lange Wim-

pern haben, liegt eine ausgesprochene Traurigkeit. Er sieht Stahl eine Weile an und fragt dann unvermutet: „Finden Sie nicht auch, daß es mit Redern einfach nicht mehr zum Aushalten ist? Ich weiß nicht, was er hat. Will er den Kompanieführer und Chef herausbeißen? Dienst ist Dienst und keine Gefälligkeit, aber den Ton verbitte ich mir."

Stahl sieht Rose erstaunt an. Und Rose, immer schärfer und bitterer werdend, fährt fort: „Was will Richard überhaupt? Was ist er überhaupt, was bildet er sich ein? Nun ja, er ist der Dienstälteste von uns, er ist der Kompanieführer. Aber paßt er eigentlich dazu, hat er die moralische Reife?"

Zu Stahls Schrecken entlädt sich unvermittelt ein Zornausbruch, daß Redern ein leichtsinniger Bursche wäre, ein hübscher Kerl, aber ein Mädchenjäger, und sich wahrhaftig auf nichts etwas einzubilden hätte. Darauf, daß er eine gute Figur hätte, pfiffe er. Und eitel und klein und lächerlich und Tausendes mehr wäre Redern überhaupt.

Stahl ist sprachlos. Was ist mit Rose los? Er kennt den netten, liebenswürdigen Kameraden gar nicht wieder. Ist er auch nervös geworden?

Er will ihm gerade beruhigend zureden, als der Befehlsempfänger Villaret kommt und die Hacken zusammenschlagend meldet: „Herr Leutnant Stahl möchten sofort zum Kompanieführer kommen."

Rose und Stahl sehen sich an, nicken sich zu, und Stahl geht zu Redern.

„Was ist denn los, Richard, was gibt es?"

„Darf ich Sie bitten, davon Kenntnis zu nehmen, Leutnant Stahl, daß ich mit Ihnen dienstlich spreche, und wollen Sie, bitte, dienstliche Haltung annehmen."

Stahl nimmt die Sporen zusammen, legt die Hand an den Mützenrand: „Zu Befehl."

Und innerlich denkt er: ist Richard Redern verrückt geworden? Ist heute alles verrückt?

Sekundenlang sehen sich die beiden Offiziere in die Augen.

„Bitte, nehmen Sie die Hand herunter, bitte stehen Sie bequem."

„Verzeihung, ich spreche dienstlich mit dem Herrn Kompanieführer."

Eiskalt antwortet Redern: „Bitte sehr."

Es entsteht eine Pause. Stahl starrt, die Hand an der Mütze, in Rederns graue Augen, die heute nicht wie sonst etwas Kühnes, sondern etwas Unklares, Gehetztes, Nervöses haben. Irgend etwas scheint ihn zu beschäftigen, für das er nicht die rechten Worte findet. Dann bricht er los: „Der Herr Regimentskommandeur wird sogleich die Offiziere der MGK. zu sich rufen. Nun, dann werden Sie ja selbst hören, was los ist. Was ich Ihnen aber jetzt noch sagen wollte, Leutnant Stahl, ich bin mit der Art der Dienstauffassung der Kompanie nicht zufrieden.

Ich weiß nicht, ob es der Disziplin zuträglich ist, diese Übertreibung der Kameradschaftlichkeit von den Offizieren zu den Mannschaften, zwischen den Offizieren usw. Ich muß Sie bitten, zwischen Dienst und Außerdienstlichem die nötigen militärischen Grenzen zu ziehen."

Pause. Eine gräßlich lange Pause. Stahl fühlt eine irrsinnige Wut in sich aufsteigen.

„Darf ich fragen, Herr Kompanieführer, ob dieses eine dienstliche Rüge sein soll, ob meine Dienstleistung als Zugführer zu Klagen Anlaß gibt?"

„Nein, das nicht direkt. Aber durch die ganze Kompanie geht mir eine Schlabberichkeit im Dienst, die ich nicht länger mehr mit ansehen kann. Bitte, sagen Sie dieses auch dem Leutnant Rose. — Nein, sagen Sie es ihm nicht. Ich werde es ihm selber sagen."

Stahl starrt Redern weiter an. Was ist nur los? Der Zorn verfliegt und eine große Traurigkeit kommt über ihn.

„Haben Sie, Herr Leutnant, noch etwas Dienstliches für mich?"

„Nein, danke sehr."

Stahl verbeugt sich und geht zuerst mit schnellen Schritten, dann langsam zu dem Feldschuppen zurück.

„Nun Stahl, was wollte Richard von Ihnen? Sie standen so verdammt lange in dienstlicher Haltung vor ihm?"

„Dienstlich: Glatter Anschiß wegen Lotterei in meinem Zuge und in der Kompanie. — Persönliches, privates Urteil: Richard ist verrückt geworden."

Im selben Augenblick kommt der Gefreite Villaret wieder, knallt die Hacken zusammen: „Herr Leutnant Rose möchten sofort zum Kompanieführer kommen."

Stahl setzt sich wieder auf die Dreschmaschine und sieht zu seinen beiden Kameraden hinüber. Rose steht in scharf dienstlicher Haltung vor Redern, der plötzlich ebenfalls dienstliche Haltung annimmt.

Was mag da los sein? Sagt er zu Rose dasselbe, wie vorhin zu ihm? — Aber die Besprechung scheint einen anderen Verlauf zu nehmen. Rose scheint scharf zu antworten, denn trotz der Entfernung klingen die beiden befehlsgewohnten hellen Stimmen bis zu Stahl herüber.

Endlich kommt Rose schnellen Schrittes zurück. Die Augen blitzen und der Reitstock peitscht bei jedem Schlag gegen den langen, engen Röhrenstiefel.

„Der Kerl ist wahnsinnig geworden. Der Kerl hat den Größenwahn. Mir, dieser Bursche, das zu bieten. Er gehört in die Irrenanstalt. Mir Vorwürfe zu machen, mir diese ungerechten, lächerlichen Kritiken über meinen Dienst erzählen zu wollen. Ich beherrsche die MG.-Waffe anders wie dieser Knabe. Ich

werde mich über ihn beim Regimentskommandeur sofort beschweren. Wir müssen ja sowieso gleich dorthin. Anschließend an die Besprechung, ja, sofort nach der Besprechung werde ich mit dem Kommandeur sprechen. Das ist ja unerhört."

Stahl sieht in die wilden Augen Roses, die zu sprühen scheinen. Er denkt wieder an die unsteten Augen Rederns. Er sieht über die Kompanie hin, wie sie um den Schuppen gelagert ruht. Er sieht auf den grauen Himmel, an dem das Gewitter immer schneller heraufrückt.

Hat das Glück, hat der Sieg, haben die Nerven die stolze MGK. verlassen? — Unsinn, Wahnsinn, nein, das darf nicht sein! Nun gerade vorwärts, weiter!

„Warum antworten Sie mir nicht, Stahl, nehmen Sie etwa Rederns Partei?"

„Nein, mein lieber Rose. Ich nehme weder Rederns Partei, noch Ihre Partei, noch meine Partei, sondern ich will nur verhindern, daß irgendein Blödsinn geschieht. Was haben Sie gestern gesagt, Rose, ein Damoklesschwert hinge über unserem Haupte? Und Sie hätten alle möglichen düsteren Ahnungen? Ich glaube, Sie haben recht. Wir sind kaputt, mein Lieber, körperlich mit den Nerven, seelisch, weil uns die Sonne des Sieges fehlt. — Vernunft. Was hat Redern mir gesagt? Zu wenig Disziplin, zu viel Kameradschaftsgefeiere. Nein, Rose, umgekehrt. Unsere Disziplin ist noch piko-bello, aber Ihre Ahnungen werden wir damit beantworten müssen, daß wir die Kameradschaft und uns selbst als Kameraden erst recht brauchen werden. Denn nun, wenn es nun vorderhand nichts mehr zu siegen, sondern nur abzuwehren, auszuhalten, zu verteidigen gäbe?

Im Siege waren wir fröhlich zusammen, den Sieg konnten wir lachend ertragen, trotz Schweiß und Dreck, Tod, Not und Scheiße.

Den Mißerfolg ertragen menschliche Nerven aber nur, wenn sie eine feste Säule haben, und das scheint mir hier die Kameradschaft. Quatsch, Irrsinn, verfluchter Quatsch. Das fehlte gerade noch in unserer Elitetruppe: Stank, Mißtrauen und nur Kommißbetrieb.

Rotzverdammt, der Teufel schlage drein, das mache ich nicht mit. Ich bin der Lebensältere. Ich habe Schwereres erlebt. Nein, diesen Knoten, den hauen wir glatt durch.

Bitte unterbrechen Sie mich nicht. Sie, lieber Rose, werden sich nicht über Richard beim Regimentskommandeur beschweren. Ich werde mit Redern sprechen. — Die MGK. ist die Elitetruppe des Regiments, und die MGK. bleibt in sich stark, scharf geschliffen, und über aller verdammt nötigen Scheißdisziplin steht der alte Ton der Kameradschaft. Helfen, hat euch Seebach gesagt. Helfen ist der Wappenspruch der MGK. Helfen steht auf dem Wappenschild unserer schönen MGK.-Kaserne in der Garnison."

Stahl faßte Roses Hand: „Helfen, mein lieber Kerl, helfen wollen wir drei uns. Helfen Sie mir, daß ich die verfluchte Traurigkeit herunter kriege. Helfen wir unserm Richard, daß er sich nicht allein fühlt und halten wir drei zusammen wie Pech und Schwefel. Dann wird die Pastete schon gehen."

Der Regimentskommandeur ließ die berittenen Offiziere zu sich kommen und befahl Ausheben einer Stellung rechts und links der Ferme mit Front nach Süden. Der Zug Stahl erhält den Auftrag, östlich der Ferme zwei MG.-Stände vorzubereiten.

Der Himmel hat sich schwer bezogen. Dumpfer Donner grollt, und mit einem Male stürzt ein Platzregen herab, wie ihn die Truppe während des ganzen Feldzuges noch nicht erlebt hat. Die Musketiere hören auf mit ihren kleinen Spaten zu schanzen, sie sind die Buddelei noch nicht gewöhnt. Die Zeltbahnen

werden abgeschnallt und die Leute stehen in langen Reihen, Mäntel und Zeltbahnen übergehangen, während wahre Wasserfluten an ihnen herabschießen. Stahl redet auf sie ein, trotz des Unwetters weiter zu arbeiten. Nur seine Leute gehen darauf ein, dann greifen aber auch bald die Infanteristen wieder zum Spaten, als sie aus dem Munde des MG.-Führers Flüche hören, die sie im Rahmen der eigenen Kompanie wohl noch nicht gewohnt sind. In den Donner über ihnen mischt sich der Donner der Geschütze und Stahl denkt grimmig: „Ja wirklich — Rückzug."

Französische Artillerie ist bis ungefähr 5 Kilometer nachgerückt, und die ersten Granaten von Feldkanonen und Schrapnells schlagen in den Hang ein.

Der Regen ist vergessen. Die Mannschaft ist in den knietiefen Graben gesprungen und die Gewehre liegen in Anschlag. Die feindliche Artillerie hat das Ziel wohl nicht richtig erkannt. Sie streut den Hang ab und hört dann bald auf.

Stahl ist bis auf das Hemd durchnäßt. Das Wasser läuft ihm am Leibe herunter und Grimm und Zorn erfüllen ihn. Er sieht, daß hier für die MG. keine Aufgabe ist und rückt mit seinem Zuge zur Ferme.

In dem großen Gutshof findet er die Reitpferde der MGK. untergekommen. Der Regimentsstab, der MGK.-Führer und die Bataillonskommandeure sind zu einer Besprechung versammelt, und Stahl erscheint es unfein so, piermadennaß, wie der Altmärker sagt, an der Besprechung teilzunehmen.

Seine Gefechtsordonnanz hat den Rucksack und den kleinen MG.-Koffer schon zur Hand, und Stahl zieht sich neben seinen Pferden vom Kopf bis zu Fuß um. Er hat noch später oft mit Lächeln dieser Situation gedacht, die alles andere als frontmäßig war. Es erschien ihm aber damals für richtig und selbstverständlich, daß ein MG.-Offizier sich jeden Tag sauber wusch

und rasierte und trotz Hitze und Dreck einen sauberen weißen Kragen unter der Uniform trug.

Die MGK. blieb mit dem 2. Bataillon in der Ferme. Man erwartete weitere Befehle.

Von der allgemeinen Lage wußte kein Mensch etwas. Nur der Oberst berichtete, er hätte gehört, daß sich sämtliche Regimentskommandeure und ebenso die Divisionskommandeure wiederholt und sehr scharf gegen die Zurücknahme der Truppen und die Rückwärtsbewegung ausgesprochen hätten. Warum dies geschähe, wäre auch ihm als alten Generalstäbler bis zur Stunde völlig unklar, nachdem man offensichtlich den Gegner geschlagen hätte.

Der Himmel hatte sich weiter aufgehellt, die Sonne kam tröstlich durch die Wolken, die Feldküche teilte gerade Essen aus und Stahl stand, die Szene betrachtend, daneben, als er glaubte, ferne Abschüsse zu hören.

Ein heulendes Pfeifen war mit einem Male in der Luft. Granaten schlugen vor seinen Füßen ein und direkt unter der Feldküche sah er einen Augenblick eine gelbrote Flamme stehen. Die Pferde bäumten auf, wollten losrasen, aber eines schien getroffen, knickte zusammen, die Feldküche balancierte auf einem Rade, eine Woge heißer Suppe erhob sich aus dem Kessel und dann war wieder friedliche Stille. Wie durch ein Wunder war nichts Ernstliches geschehen. Stahl ließ die Feldküche schleunigst in den großen Scheunendurchgang bringen. Plötzlich wieder eine Lage, die gegen den Turm der Ferme prasselte, die nächste ging über den Park hinweg. Die feindlichen Batterien schickten noch einige Schrapnells nach, deren grauweiße Sprengpunkte noch lange in der feuchten Luft standen. Vielleicht wollten sie sich nur einschießen oder die Richtung und Entfernung für eine schwere Batterie vor Einbruch der Dunkelheit festlegen.

Als Stahl dem Kompanieführer Meldung machte, daß ihrer

Feldküche nichts geschehen wäre, fand sich Gelegenheit, mit Redern ausführlich und kameradschaftlich zu sprechen.

Zur großen Freude von Stahl ging Richard Redern sofort auf den kameradschaftlichen Ton ein.

„Ja wirklich, Helmuth, Sie haben recht. Es war gar nicht meine eigentliche, ehrliche Meinung, die aus mir sprach. Ich bin Ihnen dankbar, daß Sie auch mit Rose gesprochen haben. Irgend etwas bohrte in mir und mußte heraus. Lassen Sie uns wie immer gute Kameraden sein. Sie haben recht. Wir wollen nachher bei einer Pulle Bordeaux, es liegt genug davon in der Ferme, zusammensitzen. Wer weiß, wann der Teufel uns wieder alarmiert."

Die drei Züge der MGK. lagen in höchster Alarmbereitschaft so in den großen Gebäuden verteilt, daß sie das Feuer sofort aufnehmen konnten. Die Truppe wartete auf den französischen Angriff. Stunde um Stunde verging. Stahl unterhielt sich leise mit seinen Gewehrführern und Schützen, immer wieder alle Möglichkeiten der Lage und den unbegreiflichen Rückmarsch erwägend.

Er hörte den Schritt der Wache, die am kleinen Ausgang auf und ab ging. Er hörte noch im Halbschlaf, wie der Wachtposten an der Tür mit dem Posten am Gewehr hin und wieder ein paar Worte wechselte. Er sah noch, wie im Sitzen auf Stühlen und auf der Erde liegend seine Schützen zur Ruhe gegangen waren, und schlief dann selber in seinen Lehnstuhl zurückgelehnt ein. Als er erwachte, zeigte ihm im Dunkeln das Radiumzifferblatt seiner Armbanduhr die erste Morgenstunde. Stahl sah fröstelnd ins Freie hinaus, wo am Himmel die Wolken zogen. Es war eine diesige und naßkalte Nacht. Manchmal gaben die Wolken den Mond frei, der strichweise das Gelände beleuchtete. Stahl fühlte sich gräßlich vereinsamt, und er ging zum Posten hinaus, um mit einer menschlichen Seele zu sprechen. Sie sahen an-

gestrengt nach Süden zu den Waldrändern, aus denen die französische Artillerie gefeuert hatte. In der Dunkelheit war aber nichts zu erkennen.

Stahl ging zu seinem Stuhl zurück und zündete eine Zigarre an. Er grübelte.

Gegen Morgen hörte er Schritte. Es war ein Reserveschütze, der den Befehl zum Weitermarsch brachte.

Der Abmarsch vollzog sich langsam. Aus dem Geräusch schloß Stahl, daß Artillerie eingefädelt wurde und endlich hieß es, daß die MGK. mit der einen Infanteriekompanie die Nachhut zu bilden hätte.

Redern ritt vorn beim Regimentsstab. Rose führte die Kompanie und Stahl war Schließender. Er war vom Pferde gestiegen und ließ das Pferd führen.

Der Marsch im Halbdunkel dehnte die Stunden. Hügelaufwärts und hügelabwärts ging es. Endlich gab es an einer Chausseekreuzung Halt und von vorn hörte man, daß sie sich mit andern Truppen kreuzten.

Sie saßen in ihre Mäntel gehüllt, die Zigarre rauchend am Straßengraben. Eine rückwärts geschickte Patrouille kam wieder und berichtete ihnen, daß nichts vom Feinde zu bemerken wäre. — Der Heerwurm trat wieder an und kroch langsam vorwärts. Die beiden schließenden Offiziere Stahl und der Infanteriekompanieführer hingen stumm ihren Gedanken nach.

Einmal sagte der Infanterist: „Wenn uns jetzt eener von hinten anschießt, dann haben wir zwee Löcher im Hintern.“ —

Scharf ging nun die Straße einen Abhang hinab und führte durch einen Ort, der von Truppen wimmelte. Redern kam zurückgeritten und berichtete, daß sie binnen kurzem die Aisne erreichen würden und daß auf möglichst vielen Brücken der Übergang des Korps schnell vor sich gehen sollte. Auf dem andern Aisneufer würde dem Gegner wieder die Stirn geboten.

Die alte Optimistenseele regte sich wieder in Stahl. Jetzt würde gesammelt und neu formiert, und neu würde der Angriff und Sieg bei den Deutschen sein.

Mehr und mehr wich die Dämmerung. Es wurde langsam heller. Weiße Nebel, die aus dem Tal aufsteigen, zeigten an, daß man sich dem Wasser näherte. Als es hell geworden war, befand sich das Regiment auf einer großen Wiese. Von allen Seiten strömten die Marschkolonnen sternförmig heran. Sie kreuzten sich mit der Artillerie, und die Spannung, die in allen lag, entlud sich in einem gereizten, bitteren Schimpfgefecht zwischen Artillerie und MGK., die sich gegenseitig die Schuld am Rückzug vorwerfen wollten.

Als die Kolonnen sich ordneten, sah Stahl ein eigenartiges Bild. Der Artilleriekommandeur hatte zur Deckung des Übergangs in einem Riesenhalbkreis alle verfügbaren Geschütze auffahren lassen. Neben den Geschützen standen die Kanoniere. Schräg in die Morgenluft hochgereckt starrten die Rohrmündungen auf die Höhen, von denen sie selbst soeben herabgestiegen waren.

10. Kapitel.

An der Aisne.

Stahl führte heute die Kompanie und ritt mit Rose an der Spitze.

„Also Richard hat gesagt, daß wir auf dem andern Aisneufer in Stellung gehen würden. Meiner Meinung nach müssen wir schon dicht am Ufer sein."

„Da ist sie schon", antwortete Rose, „sehen Sie, da schleppen schon die Pioniere Brückenholz hin."

Während eines Haltes ritten beide Offiziere an das dunstige

Ufer und sahen die Aisne, die viel breiter war, als Stahl angenommen hatte.

Eine Anzahl Kähne lag auf dem Fluß verankert. Ein Teil dieser Kähne war nebeneinander im Fluß versenkt und Laufstege führten hinüber bis zum anderen Ufer, auf denen die Infanterie hinüberbalancierte. Für die Fahrzeuge, MG.-Wagen und Kanonen war ein doppelter Bohlen- und Balkenbelag geschaffen.

Stundenlang vollzog sich in guter Ordnung der Aisneübergang. Auf dem nördlichen Ufer wurde gesammelt und wieder angetreten. Man hört die dröhnenden Abschüsse und den Widerhall der feindlichen Artillerie, die das Aisneufer unter Feuer nimmt.

Von deutscher Seite wird am Ufer geschanzt und über das ganze unruhige Geschehen gießt der Himmel einen strömenden Landregen.

Die MGK. ist gut in einem Schloß untergekommen. Die Kleider werden getrocknet, die nassen Stiefel geschmiert und an den warmen Herd gestellt. Stahl paßt nicht auf, und erst der bestechende Geruch der gänzlich durchgebrannten Stiefelsohlen läßt ihn den Schaden gewahr werden.

Die ganze Nacht durch bellen die französischen Kanonen hell über die Aisne herüber, die deutschen Geschütze antworten. —

„Kinder, wißt ihr, daß wir heute Sonntag haben und ausgerechnet den 13. September?"

Rose hat sich aufgerichtet und betrachtet kritisch die Dachkammer des Schlosses, in der die drei Maschinengewehroffiziere herrlich auf ihrem Strohlager geschlafen haben.

„Da steht sicher Scheibenhonig im Kalender."

Richard Redern blinzelt verschlafen nur den philosophierenden Rose an.

Stahl meint: „Na, für mich ist 13 keine üble Nummer. Eigentlich sind 13 und 7 für mich Glückszahlen. Aber es läßt

sich nicht leugnen, unsere Kriegssonntage haben es bisher immer in sich gehabt. Woll'n mal sehen, was uns heute serviert wird."

Es dauert auch nicht lange und Rose bekommt recht. Stahl wird mit seinem Zuge beauftragt, am Ufer mit dem 3. Bataillon zu schanzen. Er kehrt jedoch selbst bald zum Schloß zurück.

Mit einem hohen Stabe im selben Quartier zu liegen, ist ehrenvoll und bringt Gewinn. Aber es hat auch seine Nachteile, und der Brigadeadjutant, Hauptmann Holzer, sonst ein ganz vernünftiger Mann, beschlagnahmt Stahl zum Befehlsdiktieren und als stellvertretenden Ordonnanzoffizier. Stahl, das freie Leben in der Kompanie und als MG.-Führer gewöhnt, zieht daraus die Nutzanwendung und hält sich von jetzt ab solchen hohen Herren lieber fern.

Er beschließt, so bald als möglich Quartierwechsel vorzunehmen.

Er sitzt und bekommt Befehle diktiert. Der Brigadebefehl für das Regiment, der am Abend herauskommt, riecht Gott sei Dank mal wieder nach der kräftigen Bouillon des Angriffs.

Während der Schreibarbeit findet er Gelegenheit, einen längeren Brief in die Heimat zu schreiben, der einen Haufen Bestellungen enthält. Der Feldzug ist sichtlich über Montur und Uniform hergegangen. Er braucht nötig neue Sachen.

Die nächste Nacht ist nicht sehr ruhig. Der Oberst kommt einige Male, um dieses und jenes für den Angriff am nächsten Morgen zu besprechen.

Noch vor Anbruch der Dämmerung wird wieder aufgebrochen. Es regnet. Die Stimmung paßt sich dem Regen an, und die Leute klagen über schlechte Verdauung.

Die MGK. wird nach Laval gelegt, und Stahl belegt ein größeres Gehöft, das ihm Unterkunft, Deckung und gutes Schußfeld bietet.

Die taktische Lage des Hofes sagt Stahl außerordentlich zu, wenn dieser nur nicht so unbeschreiblich schmutzig gewesen wäre. Es wird deshalb Großreinemachen angeordnet. Man war ja mit der Zeit im schönen Frankreich schon einiges gewohnt an Oberflächlichkeit, Unordnung und Dreck, doch wenn Stahl hätte bestimmen sollen, welchem Bauer der Dreckpreis hätte zugesprochen werden sollen, dann wäre der Lavaler Besitzer sicherlich mit den höchsten Punkten bewertet worden.

Als der Zug am Abend zur Ruhe geht, weht eine andere Luft in den Räumen. Vielleicht hätte die Bäuerin ihre eigenen Zimmer nicht wieder erkannt. Abgesehen von den Wanzen, die außerordentlich beschäftigt waren, schlief alles herrlich.

Der nächste Tag verlief ruhig. Von der Aisne herauf schallte Gewehrfeuer, und das Tal hallte von den bellenden Abschüssen, dem Krachen der Granatexplosionen und dem Pfeifen der Schrapnells wider. Musik, an die sich aber der Soldat, der nicht persönlich davon betroffen wird, schnell gewöhnt. Und das bißchen Schrapnellsegen auf ihre Ferme nahm die MGK. nicht tragisch.

Mittags trifft der Befehl ein, daß der MG.-Zug von Stahl zur Verstärkung zum Nachbarregiment Börde zu stoßen hat.

Verpumptsein ist immer mißlich, und ungern reiten Redern und Stahl zum Regiment Börde, um noch bei Tagesanbruch die Stellung zu erkunden.

Das Wetter klärt auf, und ein strahlender Septembernachmittag liegt über dem Aisnetal.

„Wenn wir nun die verfluchte Ruhrgeschichte und den ewigen Dünnpfiff überwunden haben", überlegte Stahl, „kann der Krieg wieder losgehen. Bei Sonne sieht sich die ganze Geschichte schon wesentlich anders an."

In der nächsten Nacht kehrt der Zug so ziemlich ausgekaut zur Kompanie zurück. Wenn zum Verpumptsein noch Regen,

Feuerüberfälle und eigener Durchfall kommt, so steht das Stimmungsthermometer unter Null.

Zu seiner Freude wird Stahl mit seinem Zuge mit warmem Abendessen und ordentlichem Glühwein empfangen.

„Na, Kleener", meint Richard Redern, „Sie sehen so glücklich aus. Fluchen Sie sich man erst einmal ordentlich aus, es war wohl hübsch?" — „Zum Kotzen", brummte Stahl.

„Na, beruhigen Sie sich man, ich habe beim Regimentskommandeur durchgesetzt, daß wir nicht wieder einen Reservezug MG. beim Nachbarregiment stellen müssen. Wie war's denn sonst? Wir waren nicht ganz ohne Sorge, denn man hörte eure MG. ziemlich oft spucken."

Stahl hatte die nassen Kleider vom Leibe geworfen, den warmen Glühwein hinuntergegossen und grinste über zwei Backen.

„Also einfach zum Kotzen. Zuerst haben sie uns drüben eine vorspringende Waldstellung angewiesen, die, das muß man anerkennen, einen schönen Ausblick auf das Aisnetal gab. Davon hatten wir aber nischt, denn es hieß buddeln und die Gewehre einbauen. Gott sei Dank kam Veder auf den Gedanken, Türen und Fenster aus den Bauernhäusern hinauszuschleppen, die sich dann auch als Dach bei dem schweinemäßigen Nachtregen gut bewährt haben. Für mich selbst war am MG. kein Platz, und ich habe zuerst bei dem Kollegen von der MGK. in dessen Unterstand gewohnt. Das heißt, nur bis Mitternacht. Ich wachte auf, mir war gräßlich übel, ich sah in der verbrauchten Luft den Kerzenstummel nur noch ganz trübe brennen und rettete mich aus dem Mief und aus der Gasvergiftung mühsam ins Freie. Draußen hat's mit Mollen gegossen und ich habe mir die Seele aus dem Leibe gekotzt. Den Rest der Nacht habe ich in dem geschlossenen Auto vom General verbracht, das in einem Hohlweg stand. Halb habe ich geschlafen, halb geflucht, und dazwischen hörte ich den Regen klatschen oder unsere MG. zur Be-

unruhigung des Feindes orgeln. Den ganzen Tag über haben wir heute wieder Stellungen gebaut. Gerade, wie ich mich für die neue Nacht einrichten wollte, kam zum Glück eure Gefechtsordonnanz und holte uns zurück. Prost."

„Prost", lachte Redern, „seien Sie zufrieden, alter Junge, daß Sie gesund und mobil wieder da sind."

„Das schon", brummte Stahl, „aber eigentlich war es doch mal wieder sehr viel Wirtschaft um nichts."

Rose warf neues Holz auf den knisternden Kamin. Draußen rauschte der übliche Aisneregen. Aber es wurde im Zimmer des Bauernhauses saugemütlich und der alte bekannte schnoddrige Humor der MGK. guckte doch schon wieder aus der Ecke. —

Eines Mittags wird Redern zum Regimentskommandeur gerufen. Als er zurückkommt, trägt er das Eiserne Kreuz. Das Regiment hatte einige wenige Eiserne Kreuze als Anerkennung für seine Leistungen bekommen und der Regimentskommandeur hatte dem Führer der MGK. und, wie er hinzufügte, zur Ehrung der MGK. diese Auszeichnung verliehen. Alles beglückwünschte Redern aus ehrlichem Herzen und sah mit hoher Achtung auf den ersten Kriegsorden.

Die ganze MGK. litt in dieser Zeit an starkem Darmkatarrh und Stahl ließ dicke Mehlsuppe kochen. Rotwein war leider sehr knapp, so daß an Mannschaften und Offiziere nur je ein halbes Glas gewärmter Rotwein, in dem Mehl angerührt wurde, als Medizin ausgegeben werden konnte. Mit großer Diät, mit Ruhe und mit Sauberkeit wollte man versuchen, den Verdauungsapparat in Ordnung zu bringen. Das sumpfige Aisnetal mochte mit dazu beitragen, daß ziemlich viel Fiebererscheinungen bei der Mannschaft auftauchten. Die Darmkrankheit ergriff die ganze Talbesatzung, Oberst und Ärzte, Generäle und Musketiere. Alle schlichen oder lagen herum, und es gehörte eine starke Selbstüberwindung dazu, sich zum Dienst

zu zwingen. Gott sei Dank, daß die Franzosen nur so schlapp nachdrängten.

Die Ferme der MGK. hatte jetzt in einem Nebengebäude auch Infanteriebelegung erhalten, und der jeweilig wechselnde Infanteriekompanieführer wohnte bei der MGK. und wurde von ihr verpflegt. Dadurch war der Raum etwas beschränkt, aber das Zusammenleben war doch sehr behaglich.

Man stand sich mit allen Kameraden gut. Aber famos war es, wenn die 5. Kompanie anrückte. Ihr Häuptling, der Hauptmann von Bergen, der Leutnant Leicht, Vizefeldwebel von Stephanie und der Fahnenjunker von Braun waren ganz besonders gute und feine Kameraden.

Der Hauptmann als Kriegsakademiker sprach außerordentlich anschaulich und fesselnd über das Erlebte, über die neuzeitlichen Kampfesmethoden und über die militärische Lage.

Wenn er in Wärme geriet, erhellte sich sein bronzenes, scharf geschnittenes Gesicht und seine sonst so ernst blickenden Augen leuchteten auf.

Stahl trat diesem vornehmen Mann, den er flüchtig als Reserveoffizier schon gekannt hatte, in wenigen Tagen näher, und so ergab es sich, als sie beide einmal allein vor dem Kamin saßen, daß von Bergen nicht nur als der aktive Offizier sprach, sondern auch auf menschliche und persönliche Dinge zu sprechen kam. Er erzählte von seiner Karriere, vom Kommando zum Generalstab und deutete an, daß ihn hier in der Beförderung irgendein Ereignis zurückgeworfen und gekränkt hätte.

„Sehen Sie, mein Lieber, es ist der schönste Mannesberuf, Soldat zu sein, die Pläne und die Wünsche fliegen so hoch — — aber irgendwie hat es wohl nach Ansicht der Maßgebenden bis zum letzten nicht gereicht. Aber hier, für die Truppe, da reicht es, das weiß ich, hier fühle ich mich den reinen Theoretikern glatt überlegen. Aber Träume sind Schäume, was sorge ich

mich schließlich, mein lieber Stahl; ich werde ja doch nicht durchkommen."

„Um Gottes willen, Herr Hauptmann! Warum solche Gedanken?"

„Ja, mein Lieber, es gibt Ahnungen, die nicht trügen. Ich weiß das aus meiner Familie. Demnächst erwischt es mich."

Stahl wollte antworten, aber irgend etwas im Wesen des andern verschloß ihm den Mund. —

Als die Leutnants Rose und Stahl in stiller Meditation wieder einmal auf ihrem Stroh lagen und über die drei Aggregatzustände der menschlichen Verdauung philosophierten, kam der Feldwebel Bach, der Russe, geschlichen und nahm vorsichtig dienstliche Haltung an: „Der Herr Oberst läßt die Herren Leutnant Rose und Leutnant Stahl sofort zu sich bitten."

Stahl und Rose sahen den guten Russen mitleidig an. Rose schüttelte den Kopf, Stahl zitierte aus Götz von Berlichingen.

Feldwebel Bach trat von einem Fuß auf den andern: „Die Herren müssen mitkommen, ich bin auch befohlen."

Leise fluchend, um sich vor allzu großen Erschütterungen zu bewahren, gingen die drei in abgekürztem Tempo zum Regimentsquartier, wo ihnen der Oberst mit sehr freundlichen Worten und einem Glas gewärmten Rotwein, den sie dankbar begrüßen, das Eiserne Kreuz überreichte.

Die drei Kreuzträger hatten eine starke Freude. Es rieselte Stahl warm durch. Er freute sich stark und ehrlich. Er fühlte, daß er diese Auszeichnung verdient hatte, aber er empfand, daß sie ihn weiter verpflichtete.

Am andern Morgen, als sich ihr Gesundheitszustand etwas gefestigt hatte, hatten Stahl und Rose noch einmal eine verstärkte Freude an ihrem Eisernen Kreuz. Sie betrachteten es noch einmal liebevoll und steckten es dann in den Brustbeutel. Denn für einen Feldgrauen geziemt sich das Geklunker vor dem

Bauche herum nicht. Das schwarz-weiße Band im dritten Knopfloch genügt.

Und dann reckte sich Stahl und sagte:

„Es ist Ihnen doch hoffentlich klar, lieber Rose, daß wir jeder Standespersonen, Ritter sind. Wenn es uns glückt, noch die nächste höhere Klasse, das EK. I, nach Hause zu bringen, treten die Posten vor uns heraus und präsentieren, und wir brauchen auch keine Steuern mehr zu zahlen. Das findet ja nun hier draußen nicht statt, aber andererseits bin ich als neugebackener eiserner Kreuzritter nicht mehr in der Lage, krank zu sein. Befehl: Dünnpfiff aus."

Stahl erhob die Stimme: „Gefechtsordonnanz Voigt", und als der Gerufene eintrat: „Mein lieber Sohn, ich bin wieder gesund. Aus diesem Grunde holen Sie mal sofort die drei Offizierskoffer her."

Als der Kompanieführer Redern zurückkam von einer Besprechung beim Regimentskommandeur, fand er zu seiner Belustigung seine beiden Offiziere dabei, ihr Äußeres instand zu bringen. Die Bagagekoffer waren geöffnet, die Reserveuniformen herausgeholt, Rose und Stahl prankten in blütenweißen, reinen Hemden und hatten sich durch den Kompaniebarbier die ungepflegten Bartstoppeln zum kühnen Ansatz eines Spitzbartes schneiden lassen.

„Was ist denn in euch gefahren?"

„Sehr verehrter, lieber Herr Kompaniechef, wir haben beschlossen, von jetzt ab Spitzbart zu tragen und raten Ihnen dringend, diesem feudalen Brauche beizutreten.

Er wird Euer Hochwohlgeboren sicher auch ausgezeichnet zu Gesichte stehen, und richtig auffrisiert werden die drei schneidigen Offiziere der MGK. aussehen, daß sich die drei Musketiere des alten Herrn Dumas vor Neid im Grabe herumdrehen oder höchst beifällig lächeln."

Nicht nur in der Spitze der MGK., sondern bei der ganzen deutschen Truppe hob sich die Stimmung und der Gesundheitszustand wieder.

Post und Liebesgaben fingen an, regelmäßig einzutreffen. Man selbst konnte sich wieder sammeln und einmal einen anständigen Brief nach Hause schreiben, und dem alten Kompaniekomiker, dem Reservisten und Bergmann Viktor Stein, kehrte Mundwerk und Humor ebenfalls zurück.

Auch bessere Befehle kamen, und wenngleich Richard Redern dem Russen gegenüber seiner Verachtung gegen den Papierkrieg Ausdruck gab, so las man doch andererseits mit berechtigtem Stolze, daß jetzt nach den gemachten Erfahrungen Schutzschilde bei allen deutschen Maschinengewehrkompanien dienstlich eingeführt würden.

„Das haben wir nicht mehr nötig", sagte Stahl.

„Nein, mein Lieber", erwiderte Redern, „es gibt jetzt staatliche, und wir müssen unsere behelfsmäßigen natürlich zurückgeben."

„Was, Sie wollen unsere schönen, bewährten Schilde zurückgeben? Die neuen staatlichen sind sicher schlechter. Da können Sie sich drauf verlassen. Und wer weiß, ob sie so praktisch sind."

„Das ist ganz egal, lieber Stahl, Befehl ist Befehl."

„Na, schön, Sie oller Kommißbock. Ihr alten aktiven Knochen könnt eben doch vom Exerzierreglement nie los.

Fahret also wohl, ihr Kinder meines Geistes und der Konstruktion von Dr. Streit. Wo werdet ihr vielgeprüften landen? — Verflucht noch mal, sicher nicht im Armeemuseum oder im Zeughaus, sondern sicher auf irgendeiner Rumpelkammer, oder ihr werdet eingeschmolzen und verhacktstückt.

Na, mit uns können sie's ja machen. Aber eines kann ich Ihnen sagen, lieber Richard, wenn ich eines Tages in den Himmel komme und Petrus fragt mich: welche guten Werke folgen

dir nach, mein Sohn?, dann weise ich bescheiden auf meine Schutzschilde, die strahlend und neu neben mir erglänzen und Petrus wird sagen: rinn!"

„Möglich", meinte Redern nachdenklich, „es geschehen auch heute noch Zeichen und Wunder. Aber wenn er Sie erst näher kennt, dann wird er versuchen, Sie auch bald wieder los zu werden."

Noch besser aber war die Meldung, die der Befehlsempfänger brachte, daß das ganze Armeekorps von der Aisne fortgenommen werden sollte, und daß es wieder auf Einsatz und Vormarsch ginge.

Wind und Regen begleiteten den Abmarsch.

Bergauf, bergab geht es durch die Nacht zum Biwak. Wind und Regen haben zugenommen. Das Biwak ist alles andere als behaglich, aber die Truppe ist neubelebt und die Leute sprechen, wie auf dem Marsch auf Paris, wieder nur vom Vormarsch. Und trotz aller Alarme hat man sich an der Aisne doch gut ausgeruht.

Der nächste Morgen ist grau. Am Nachmittag bricht das Regiment wieder auf und marschiert bis zu den Dörfern Maucourt und Quesmy.

Die MG.-Zugführer erhalten unerwartet ein behagliches Bürgerquartier. Sie essen abends an einem weißgedeckten Tisch ein Essen, das wieder eine Hausfrau bereitet hat, und als Redern früher ins Bett gegangen ist, weil er einen merkwürdig schmerzhaften Druck unter der letzten rechten Rippe fühlt, sitzen Rose und Stahl noch die halbe Nacht in bequemen Sesseln am Kaminfeuer und haben ein langes philosophisches Gespräch.

Sie gehen den ganzen Feldzug durch und lassen die Ereignisse noch einmal passieren. Sie kommen sich menschlich näher und versprechen sich, in guter Kameradschaft bei ihrer MGK. durchzuhalten.

Der nächste Marschtag erreicht am Abend Monchy. Auf diesem Wege durchschreiten sie das Städtchen Ham und sehen beim Überschreiten des Bahngleises eine Lokomotive. Alles war erstaunt. So etwas gab es also noch.

Ein langer Marsch führt weiter über Peronne, das vom Angriff her noch gut bekannt ist und in dem jetzt friedlich deutsche Feldbäckereien Kommißbrot fabrizieren. Dann geht es die gerade Marschstraße auf Bapaume zu, vor dem Biwak bezogen wird.

Die MGK. erhält einen Hof, der voller Geflügel ist, und es dauert nicht lange, so sitzt alles umher und rupft Hühner und Gänse, und dem nicht sehr begeisterten Hofverwalter wird ein Requisitionsschein über 36 wohl behandelte „poules" in die Hand gedrückt.

Der Hühnerschmaus am Abend war großartig, und Rose bemerkte: „Wenn nach Heinrich dem Vierten schon jedem ollen französischen Pisang sein Huhn im Topf zusteht, dann ist es einem MGK.-Mann erst recht billig."

„Von billig wollen wir hier überhaupt nicht reden", warf Stahl dazwischen, „eher von preiswert. — Und Sie, lieber Richard, was stochern Sie eigentlich so lange in dieser fabelhaften Hühnerbrühe herum? Es ist Ihnen wohl noch nicht fein genug?"

Redern schüttelt den Kopf: „Ihr wißt doch, meine Darmgeschichte, sie hört nicht auf, sich zu melden."

„Na, der Stabsarzt hat doch beim besten Willen und trotz genauester Untersuchung nichts feststellen können. Mensch, Richard, Sie Riesenbulle."

Redern stand auf und sagte halblaut im Weggehen: „Es muß etwas anderes sein."

11. Kapitel.

Die Arras-Schlacht.

Endlich ist wieder einmal ein richtiger strahlender Herbsttag, und das altertümliche Städtchen Bapaume, durch das das Regiment Altmark jetzt marschiert, macht einen doppelt freundlichen Eindruck. Es ist vollgestopft von Soldaten. Als die Kompanie auf dem Marktplatz hält, sieht Stahl, daß auf den verschiedenen Straßen alles in Richtung Arras marschiert. Die Truppen machen einen vorzüglichen Eindruck. Frisch und stramm ziehen sie an dem Denkmal vorbei, auf dessen Stufen Stahl hockt und auf dessen Sockel der bronzene französische General Faid'herbe steht, der schon 1870/71 einmal eine Schlacht bei Bapaume gegen die Deutschen geschlagen hat.

Stahl hat das Gefühl, daß man entscheidenden Tagen entgegengeht, und benutzt den längeren Halt, um die ganze Kompanie noch einmal gründlich durchzumustern.

Die Führung des Regiments hat der Major Klinge übernommen. Der bisherige Kommandeur ist mit der Führung einer Brigade in einer anderen Division betraut worden.

Als Stahl sich auf dem freien Platz umsieht, glaubt er seinen Augen nicht zu trauen, als er Personenautos und Lastautos mit den Anschriften von Firmen seiner Vaterstadt entdeckt, die von Bekannten gesteuert werden. Als er sie anspricht, erkennen sie ihn zuerst nicht, weil das sonst glatt rasierte Gesicht seit der Aisne von einem dichten schwarzen Vollbart umrahmt wird.

Die Autos hatten Liebesgaben gebracht und konnten den Truppen Zeitungen geben, die allerdings acht Tage zurücklagen und noch begeistert von der Schlacht vor Paris berichteten. Weiß die Heimat noch nichts vom Rückzug auf die Aisne?

Der Marsch ging weiter durch Bapaume und berührte Favreuil, dessen Schlößchen Stahl eine Weile interessiert betrachtete, nicht ahnend, daß er dieselbe Stelle unter recht veränderten Umständen im Jahre 1916 wiedersehen würde.

Bis Fontaine geht es weiter. Der klare Tag hat angehalten. Blauer Himmel und blanke Sonne lassen die Truppe nach dem Aufenthalt in der Aisne-Niederung wieder frisch werden. Die Marschtage haben die Sehnen gestrafft, und kein Mensch denkt mehr an Müdigkeit und schlechte Verdauung. Die Truppe hat den ganzen Tag Kanonendonner vernommen, das beflügelt das Marschtempo.

Stahl fühlt die innere Spannung. Kurz vor Ecoust läßt der Divisionskommandeur das Regiment an sich vorbeimarschieren.

Als die drei MG.-Offiziere an ihm vorbeireiten, fühlt Stahl das Auge des Generals forschend auf ihnen ruhen. Der General winkt: „Der Führer der MGK.!"

„Hier, Euer Exzellenz!" Redern reitet aus der Reihe auf ihn zu.

Nach einer Weile kommt er mit ernstem Gesicht nach. Auf Roses besorgte Frage antwortet er: „Exzellenz hat soeben von mir verlangt, daß einer meiner Herren, also Sie oder Stahl, aus der Kompanie ausscheidet, um die führerlose MGK. der Harzer zu übernehmen. Da Sie der Dienstälteste sind, Rose, habe ich Sie namhaft gemacht."

Rose grüßt dienstlich. Alle drei schweigen.

„Wann?" fragt Rose.

„Sofort, augenblicklich."

„Nun, dann also beim nächsten Halt."

„Jawohl, lieber Rose."

Schnell wurde das Dienstliche mit dem ausscheidenden Kameraden besprochen. Das große Gepäck behielt die Kompanie so lange, bis es bei einer Gelegenheit zur anderen Kompanie

gebracht werden konnte. Seine Pferde wünschte Rose mitzunehmen, ebenfalls seinen Reitburschen. Redern stimmte dem zu. Kaum war alles erledigt, als das Halt schon da war. Redern ließ die Kompanie antreten und teilte die Versetzung Roses mit. Rose richtete einige herzliche Worte an alle, besonders aber an seinen Zug. Er gab jedem die Hand, und einen Augenblick sah es so aus, als ob verschiedene Leute, die sonst immer mit Rotz und Scheiße um sich schmissen, etwas Staub in die Augen bekommen hätten. Die Kompanie rief dreimal scharf dem Scheidenden ein Hurra nach, und Rose galoppierte davon, ohne sich umzusehen.

Beim Weitermarsch ritt Stahl allein an der Spitze der Kompanie.

Er hatte Zeit seinen Gedanken nachzugehen. Und trotz des hellen Herbsttages, trotz einer inneren Angriffslust und gehobener Stimmung war er doch im Grunde der Seele traurig.

Das wollte auch nicht weichen, als er im Hofe von Fontaine Essenausgabe, Tränken und Füttern befahl.

Er ließ die Züge antreten, ließ Munition gurten und ordnete erhöhte Bereitschaft an.

Wie immer erklärte er seinen Leuten die Lage, soviel er selbst davon wußte.

Beide Armeen, die deutsche wie die feindliche, waren an der Aisne in einer Linie ineinander verbissen. Nun war bei beiden das Bestreben, um den freien westlichen Flügel herumzugreifen, und um dieses zu ermöglichen verlängerten die Franzosen und Engländer unaufhörlich ihren linken Flügel im selben Maße wie dieses die Deutschen mit dem rechten taten. Stahl war der Meinung, daß sie vor schweren Schlachten ständen.

Die Dämmerung sank hernieder. Redern kam zurück und gab den Befehl, dem 2. Bataillon als Reserve zu folgen. Er selbst sei beim Regimentskommandeur. Stahl wäre für die

Kompanie und den Einsatz verantwortlich. Die Kompanie rücke vorläufig hinter dem Regiment in Richtung auf die Straße, die nordwestlich von Guemappe nach Henin führe.

Stahl nahm die reine Gefechtskompanie in die erste Staffel und ließ in angemessenen Abständen Reservemunitionswagen und Küche sowie endlich die leichte Bagage als Schluß folgen.

Er schärfte sämtliche Befehle nochmals gründlich ein und übergab die Führung der Gefechtskompanie in seiner Abwesenheit Jäckel, alles andere Bach.

Stahl sieht, wie die Bataillone entfaltet werden. Er reitet heran und hört den Angriffsbefehl, Heninel durch Überraschung im Bajonettangriff zu nehmen.

Der Hohlweg, auf dem die Kompanie marschierte, erweiterte sich zu einem Platze, der für die Gefechtsfahrzeuge Deckung bot.

Der Reitbursche von Redern kommt zurück und holt von dessen altem MG.-Zug den langen Stoßdegen, den Redern in Belgien erbeutet hat. Er war von der Turnanstalt als glänzender Turner und Fechter bekannt im Regiment. Als der Reitbursche wieder abreiten will, hält Stahl ihn zurück, holt sich seinen Karabiner mit aufpflanzbarem Seitengewehr und reitet mit dem Burschen nach vorn.

Vor ihnen tauchen im Dunkel die Silhouetten des Kirchturms und der Dächer eines Dorfes auf, und im Schatten von Gebüsch und Bäumen findet Stahl den Regimentsführer und meldet sich zur Stelle.

In ihm brannte mit einem Male eine ununterdrückbare Angriffslust. Im Halbkreis sah er jetzt die Infanterie antreten. Die feldgrauen Gestalten verschwanden im Dunkel der Nacht, doch ein Leuchten, ein fahles Schimmern von den aufgepflanzten Seitengewehren ließ erkennen, wie die Kompanien und die Züge umfassend vorschritten.

Aufklärer und Patrouillen waren voraus und hatten die

Drähte und Stacheldrähte, die die Felder abgrenzten, zerschnitten. Die Umfassung mußte gleich vollendet sein. Im Stabe stieg die Spannung aufs höchste. Vom Kirchturm des Dorfes schlug die Uhr halb 10 Uhr. Der Schlag zitterte nachhallend. Im stillen, tiefen Frieden liegt das Dörfchen, und jäh kracht in die Stille hinein das Hurrarufen aus Hunderten von Männerkehlen. Im Nu sind die feldgrauen Gestalten über die Zäune und Büsche hinweg an die Gebäude heran und in die nächste Dorfstraße hinein. Kolben krachen gegen Türen und Tore, Fenster splittern, Türen fliegen auf und zeigen schwarze Silhouetten von erschreckten Einwohnern gegen den hellen Schein der Zimmerlampen. Kein Schuß fällt. Kein Kampfgetöse ist zu vernehmen. Jetzt rollt auch hinten auf der anderen Seite des Dorfes das entfernter klingende Hurra, und jetzt knallen einzelne Schüsse. Dann ist alles wieder still.

Der Regimentskommandeur, der Leutnant Cortez, Redern und Stahl sind nebeneinander hergestürmt und stehen am Anfang des Dorfes. Stahl sieht in der offenen Tür eines großen Gehöftes einen Mann und eine Frau entsetzt mit erhobenen Händen stehen. Die Soldaten stürmen an ihnen vorbei, die Leute sind schreckensstumm.

In Stahl läßt die Erregung schnell nach und macht einer kühl erwägenden Ruhe Platz. Hier scheint kein Gegner zu sein. Er fragt die beiden Franzosen, wo die französische Besatzung wäre. Die Leute, froh in ihrer Sprache angesprochen zu werden, überstürzen die beiden Offiziere mit einem Schwall von Sätzen, aus denen kein Mensch klug werden kann. Schließlich entnimmt Stahl, daß französische Kürassiere noch am Nachmittag im Dorfe waren. Mehr ist nicht herauszukriegen.

Der ganze Ort erweist sich frei vom Feinde. Ein Radfahrer bringt die Meldung, daß die Franzosen im Galopp abgeritten seien, als die deutsche Infanterie zum Sturm antrat.

Redern geht zum Regimentsführer. Die Infanterie sammelt, die MGK. folgt. Sie verfolgen die Dorfstraße, die senkrecht auf die Hauptstraße stößt. Die Nachricht trifft ein, daß Wancourt und Guemappe ebenfalls genommen sind. Kurze Zeit darauf meldet eine Ordonnanz, daß auch St. Martin nach heftigem Kampfe genommen und zur Verteidigung eingerichtet sei. Die MGK. bezieht Notquartiere in zwei nebeneinander liegenden Häusern. Der 3. Zug, jetzt von Jäckel geführt, übernimmt mit die Sicherung gegen den Dorfausgang St. Martin.

Redern und Stahl laden den Regimentskommandeur mit seinem Stabe zu einem guten Zug aus der Feldküche der MGK. ein. Der unfreiwillige Quartierwirt hat nichts weiter als den gedeckten Tisch und den dazugehörenden Rotwein zu liefern. Es wird noch abgewartet bis die Befehle kommen. Das Telephon zwischen Brigade und Regimentsstab wird gelegt, und der Kreis sitzt noch eine Weile beisammen. Doch bald legt sich alles, halb angekleidet, auf die Betten und Matratzen. Neben dem neuen Regimentsadjutanten Cortez steht das Telephon, das oft genug in der Nacht sein Quäken hören läßt. Ein Telephonist vom Stabe sitzt daneben, ein abgedunkeltes Lämpchen brennt, und der Mann am Telephon schreibt und wiederholt mit halblauter Stimme, was er hört.

Wenn es ihm nötig erscheint, geht er auf den Zehenspitzen an den Adjutanten heran, berichtet und fragt dieses oder jenes, und Cortez antwortet mit Nervenruhe und Sicherheit, um sofort ungestört wieder weiterzuschlafen.

Stahl beobachtet alles mit halbem Bewußtsein. Neben ihm wälzt sich Redern unruhig im Schlaf, während Klinge tief und fest atmet.

Dann verschwimmen die Bilder und Gedanken, und Stahl erwacht erst wieder, als die übrigen Offiziere schon aufgestanden und bei der Morgenwäsche sind.

Die MGK. schickt ihren dünnen, aber heißen Kaffee. Stahls Gefechtsordonnanz, der tüchtige Voigt, hat in der Nacht Eier besorgt, und es gibt für alle gebackenen Speck mit Spiegeleiern, Kommißbrot und den Deutschen ursprünglich wohl nicht zugedachtes weißes rundes Franzosenbrot. Stahl verbrennt sich wie üblich an dem heißen Trank die Schnauze, es scheint eine Schwäche von ihm zu sein. Er spuckt leise vor sich hin. Das ist der Vorgeschmack des neuen Tages.

Mit der elastischen Frische, die ihn immer auszeichnet und ihm die Herzen seiner Offiziere und Mannschaften gewann, spricht der Major Klinge von Dingen, die nicht das geringste mit dem Kriege zu tun haben. Er erzählt in anschaulichster Weise von schönen Friedensreisen und dergleichen mehr, bis die Zeit herum ist und er schnell aufsteht und sagt: „Meine Herren, wollen Sie bitte Ihre Handschuhe anziehen, der Tanz beginnt."

Draußen ist dicker weißer Nebel. Vor dem Quartier hält eine Infanteriekolonne. Im Eingang zu den beiden Höfen stehen die Gewehrführer abmarschbereit. Neben der Infanterie steht eine Abteilung Feldartillerie. Auf Befehl des Majors tritt alles an, und ein unablässiger Strom verschwindet in dem milchweißen Nebel in Richtung auf St. Martin.

Während Redern beim Stabe zurückbleibt, zieht die MGK. an der Artillerie vorbei bis zu den letzten Häusern des Dorfes. Stahl selbst geht mit seiner Gefechtsordonnanz weiter vor, wo immer noch Batterien mit Infanterie abwechselnd auf der Chaussee stehen. Fern tönt Kanonendonner, in der Nähe ist ab und zu der Flintenschuß eines Postens zu hören, auf den ein Franzose antwortet. Wenn die Kugel zu weit geht, so geht sie über die Köpfe der haltenden Kolonne hinweg. Stahl bemerkt, wie sich die Kanoniere des öfteren ducken, wenn im Nebel eine solche Biene vorbeisummt.

Er entdeckt in seiner Nähe plötzlich einen Artilleriestab. Klinge kommt mit dem Führer der Feldartillerie heran. Die Herren nehmen sofort die Karten zur Hand und folgen den klaren Erläuterungen Klinges, der den Angriffsbefehl gibt.

In der Mitte zwischen Heninel und St. Martin geht nach Norden von der Chaussee abbiegend ein gebesserter Feldweg, der sich nach etwa eineinhalb Kilometer mit verschiedenen andern Wegen kreuzt. Bis zu dieser Wegspinne wird vorgerückt. Rechts und links die Infanterie in Stellung gebracht, dazu am Hang die Artillerie. Sobald sich der Nebel hebt, wird nach Norden angegriffen, während von St. Martin aus der Parallelangriff erfolgt.

Langsam kommen die Kolonnen wieder in Bewegung, und als die MGK., der Infanterie und Artillerie folgend, bis zur Wegspinne aufrückt, erweisen sich diese Kreuzwege alle als tief eingeschnittene Hohlwege. Von hier aus scheint es sich wie ein Hochplateau gegen Arras hinzuziehen. Der weiße Nebel wogt hin und her, zu sehen ist nichts.

Infanteriepatrouillen werden nach vorn getrieben, einzelne Schüsse lassen ihr Klick-Klack im Nebel hören, eine Artilleriebeobachtung geht mit Fernsprechgerät ebenfalls nach vorn.

Über eine Stunde ist vergangen. Von den Patrouillen liegen nur die Meldungen vor, daß die Straße Wancourt—Neuville nicht zu erreichen und die Höhen von Neuville besetzt seien.

Stahl wird ungeduldig. Er bittet Redern, und als dieser nickt, den Major Klinge, selbst eine Patrouille machen zu dürfen. Klinge ist damit einverstanden, und Stahl läßt sich von seinem Zuge ein gut schießendes Infanteriegewehr und reichlich Munition holen. Er wirft den Mantel ab und geht mit Voigt den Hohlweg auf Neuville zu.

Nach hundert Metern kommen sie an die Verbindungsleute, nach einigen weiteren hundert Metern an die vor-

geschickten, ausgeschwärmten Züge und an die Artilleriebeobachtung.

Stahl erkundigt sich bei dem Infanteriezugführer, wie stark und wohin seine Patrouillen vorgetrieben sind. Er fragt nach Erkennungswort und Parole des Tages und geht dann mit Voigt weiter. Sie gehen schon geraume Zeit und erreichen endlich einige kahle Weidenstämme, an denen ein deutscher Doppelposten steht. Der Posten warnt weiterzugehen. Vorn, nicht sichtbar und erkennbar, lägen die französischen Patrouillen; sobald sie hinter den Baumstämmen hervorträten, würden sie Feuer bekommen. Als Stahl sich mit Voigt kaum zehn Meter vorgewagt hat, knallt es in der Tat ein paarmal, und haarscharf surrt an seinem Kopf die Biene vorbei.

Im Nu hat er sich hingeschmissen und sucht den Gegner. In dem Nebel aber ist nichts zu sehen, während Stahl selbst, sobald er sich aufrichtet, gegen den Himmel für den Feind ein gut erkennbares Ziel bietet. Er kriecht zurück und geht langsam zur Wegspinne zurück. Der Nebel ist merklich dünner geworden. Stahl hält es für geboten, das Tempo zu beschleunigen. Oben am Himmel zeigt ein heller Schein, wo die Sonne sich durcharbeiten will, und ein leiser Morgenwind bewegt die Nebelvorhänge wie im Theater.

Die MG.-Patrouille muß bald wieder, ihrer Schätzung nach, an die ausgeschwärmten Züge herankommen, als zur Linken von Stahl der Nebel wie auf einen Schlag sich teilt und Stahl auf 200 bis 250 m Entfernung eine ausgeschwärmte französische Schützenlinie in der gleichen Richtung wie er, aber schon schräg weiter vorwärts, gehen sieht.

Das Gewehr herunterreißen, entsichern und schießen ist eins. Ehe Voigt zum Fragen oder Handeln kommt, hält ihm Stahl die abgeschossene Flinte zum Laden hin, nimmt das Gewehr von Voigt und schickt die neuen 5 Schüsse in die französischen

Schützenlinien. Voigt hat begriffen, er lädt und Stahl schießt. Auf die kurze Entfernung sitzt jeder Schuß. Hinter sich hört er im Laufschritt nagelbeschlagene Stiefel herankommen und sieht den Doppelposten von den Weidenbäumen heranlaufen. Er hält sie an, und nun spannen ihm drei Mann die Büchsen, und er feuert stehend freihändig, die Schüsse zählend, ohne Pause, bis er 114 Schuß hinausgesandt hat.

Dann laufen die 4 Männer los und kommen an die ersten deutschen Postierungen, an denen sie vorbeisausen, um die Meldung von der Nähe des Feindes dem Major zu bringen.

Der Nebel ist jetzt ganz fein und dünn geworden. Die Strecke bis zur Wegspinne zieht sich viel weiter hin, als sich Stahl gedacht hat, und im Laufen überlegt er sich, warum die Franzosen ihn nicht geschnappt haben.

Dann sind sie an der Wegspinne, wo der Major Klinge steht und nach vorn späht. Stahl berichtet und bittet anschließend, einer schnellen Eingebung folgend, daß er mit seinem MG.-Zug vorwärtsgehen und angreifen kann.

„Herr Major, 2 MG. in den Äckern sind ein schwer zu findendes Ziel, und ich glaube, wir haben vorn großen Erfolg."

Der Major wechselt einige Worte mit Redern und sagt: „Wenn Sie es absolut nicht aushalten können, meinetwegen."

Stahl läßt den vordersten Zug freimachen und antreten. In der Hitze des Augenblicks glaubt er, daß es sein eigener Zug ist, und ist nicht sehr begeistert, als derjenige von Teubner ihm entgegenkommt.

Wohl sind alle 3 Züge der MGK. ausgezeichnet und von glänzenden Schützen besetzt, aber unwillkürlich hat natürlich Stahl zu den Leuten, mit denen er eingespielt ist, das größere Vertrauen. Er will aber Teubner auf keinen Fall kränken und zieht mit ihm los, dem Zug vornweg, um ihm die Situation zu erklären so, wie er es sich denkt.

Vorn bei den deutschen Schützenlinien angekommen, nimmt er sich zwei Gruppen mit in Erinnerung an seine Erfahrungen von Le Cateau.

Den schon bekannten Weg geht es schnell vorwärts. Als er die Weidenstümpfe zur Linken sieht, zeigt er vorsichtig aus dem Hohlweg halbrechts hinauf, wo der Rübenacker einen Buckel macht, und läßt zwischen den hoch aufgeschossenen taufeuchten Rüben die MG. 100 Schritt Zwischenraum nehmen und verteilt noch links und rechts darüber hinausgreifend seine Infanteristen mit weiten Zwischenräumen.

Der Nebel ist jetzt so gut wie verschwunden. Über der ganzen Gegend liegt noch ein fahles Grau, die Sonne ist noch nicht ganz heraus. Nach rechts von seinem Gefechtsstand aus dehnt sich in langen Wellen eine grüne Ebene, von Wegen, mit Bäumen eingefaßt, durchschnitten. Gerade vor ihnen, etwa 1 km, steigt nach einem Tal ein grüner Plan hoch, der links von der Chaussee mit Bäumen eingefaßt wird und auf dessen Höhe das Dorf Neuville mit großen Gebäuden, Fabrikschornsteinen, hohen Bäumen und grünen Hecken liegt.

Mit dem Fernglase kann Stahl deutlich erkennen, daß am Dorfrand Leben ist. Er winkt seine Gewehrführer zu sich heran und teilt ihnen mit, daß er beabsichtigt, einen aus Neuville etwa angesetzten französischen Angriff aufzuhalten und niederzukämpfen.

Drüben vor Neuville hat sich nichts geändert. Stahl beobachtet durch das Glas und überlegt schon, ob sein spontanes Vorgehen nicht unsinnig gewesen. Aber irgend etwas hält ihn davon ab, abzubauen und zurückzukehren. Er hat Voigt, der ein zweites Fernglas trägt, befohlen, die Umgebung zu mustern, und er selbst döst etwas vor sich hin, das Kleintierleben im Grase vor sich beobachtend.

„Herr Leutnant, aus dem Dorfe kommen Kolonnen 'raus."

Stahl faßt zum Glase: „Donnerwetter, ja." Aus dem Dorfe rücken aus zwei Straßen zwei Kompaniekolonnen, die sich nach rechts und links zu entfalten. Stahl winkt den Gewehrführern, die dasselbe Bild mit ihren Gläsern wohl schon gesehen haben. Nach rechts und links gibt er durch die Verbindungsleute das Ziel an und die Entfernung. Die Gewehrführer winken „Erkannt".

Stahl sieht noch einmal durch das Glas. Die ausgeschwärmten Franzosen beginnen anzutreten.

Jetzt ein Blick ohne das Glas. Das Ziel ist klar. Er hebt die Hand. Die Gewehrführer heben die Hand. „Fertig?! — — Achtung! — — Reihenfeuer!"

Stahl und Voigt sehen auf der einen Seite links neben der Kolonne, auf der anderen Seite rechts vor der Kolonne etwas wie Dreck und Sand und Grasbüschel hochspritzen. Stahl winkt „Stopfen", er ruft: „Die Garbe liegt gut, auf das erkannte Ziel Dauerfeuer!"

Bruchteile einer Sekunde, Rasseln der Maschinengewehre, und drüben sieht Stahl die blauen und roten Reihen wanken, stutzen, kehrtmachen und sich an den Dorfeingängen ballen.

Die Gewehre hämmern weiter. Drüben sind die Kolonnen auf den Dorfstraßen und hinter den Hecken verschwunden. Aber dunkle Punkte und dunkle Haufen zeigen, wo die MG. gearbeitet haben.

Stahl winkt „Stopfen! Durchladen!" Die Schützen schlagen den Hebel vernehmlich durch. Sie sichern die Wasserschläuche, daß der Dampf des kochenden Kühlwassers nicht die MG.-Stellung verrät, und alles liegt still und stumm und wartet.

Es vergehen 5 Minuten, es vergehen 10 Minuten. Drüben beim Dorfe treten die Franzosen wieder an.

Im Laufschritt quillt es aus den Hecken und Straßen hervor und entfaltet sich zum zweitenmal.

Zum zweitenmal winkt Stahl „Dauerfeuer", und wieder peitscht die MG.-Garbe hinüber, von sicherer Hand geleitet. Dieses Mal ist der Feind bewußt aus dem Dorf herausgebrochen. Man sieht, wie Führer die Linien antreiben und versuchen, nach den Seiten Zwischenraum zu gewinnen und dort die Linie vorwärts zu reißen. Jetzt hat das rechte MG. irgendeine Hemmung, und verdammt, bei dem Versuche, die Hemmung zu beseitigen, löst sich der in die feuchte Erde eingegrabene Wasserschlauch, und prustend fährt eine Dampfwolke hoch. Stahl springt nach rechts. Feuchte Erde hat schon inzwischen den Dampfschlauch wieder abgedrosselt. Die Hemmung ist beseitigt, und die beiden Gewehre orgeln wieder ihre harte Melodie. Der Erfolg ist offensichtlich noch größer. Die dunklen Punkte auf dem grünen Plan sind viel zahlreicher geworden, und auch die neuen Kompanien strömen zurück und verschwinden hinter dem Grün des Dorfes.

Stahl läßt das Feuer stopfen und befiehlt, daß seine Infanteriegruppen das Schützengefecht aufnehmen.

In Neuville muß der Franzose jetzt auch erkannt haben, wo der unsichtbare Feind liegt, denn er belegt den ganzen Hang mit Schützenfeuer.

Stahl brüllt und flucht, daß endlich unter ihm die Infanterie das Feuer aufnehmen soll, damit der Feind über ihre Stärke im unklaren bleibt.

Als das befohlene Feuer trotzdem ausbleibt, springt er im schnellen Entschluß hinunter in den Hohlweg und niest die Schützen gründlich an. Dann packt ihn eine tolle Idee. Er sagt: „Kinder, ihr seid verrückt, ihr wißt ja gar nicht, wie schlecht die Franzosen schießen, ich werde es euch mal zeigen."

Er steigt auf seinen grünen Hang und wandert aufgerichtet hinter der Schützenlinie auf und ab. Drüben muß die stehende Figur in voller Mannesgröße wohl doch erkannt worden sein.

Das Feuer wird lebhafter, aber der törichte, leichtsinnige Stahl wird nicht getroffen. Dafür setzt aber die Bestrafung in anderer Weise ein.

Es heult heran. Stahl kann sich gerade noch in die nassen Rübenblätter werfen. Über ihrer Stellung sitzen 4 Sprengpunkte von Schrapnells, die ihre Ladung ausblasen.

Stahl kriecht zwischen seine beiden Gewehre an seinen alten Fleck. Er fühlt, wie der Tau durch die Hosen und durch die Ellbogen bis auf die Haut ihn durchnäßt hat. Er beobachtet wieder. Die nächste Schrapnellgarbe kommt heran und streut schon bedenklich tiefer ihre Bleikugeln, und die dritte, verdammt noch einmal, die bringt ihm schon einen Verwundeten.

Nichts rührt sich in der Schützenlinie. Die französische Artillerie hat ihr Ziel wohl nicht scharf erkannt, sie geht von Schrapnells auf Granaten über, aber sie rückt über das linke Gewehr hinaus. Dann liegt die nächste Lage 100 m weiter, dann geht sie im Bogen um die beiden MG. herum, dann sitzt die Lage am Hohlweg, und dann hört es Gott sei Dank auf.

Stahl hat eine gräßliche Spannung und fühlt sich nicht sehr fröhlich. Erst, als er nach rechts hinüberkriecht und sieht und hört, daß die Verwundung des Schützen nur ein leichter Fleischschuß ist, ist er wieder ruhig. Er überlegt, ob er die Stellung hält oder in den Hohlweg geht, der mehr Deckung bietet. Er entschließt sich zu letzterem, läßt beide Gewehre lagern, und als sie „Fertig" winken, springt er mit beiden Gewehrbesatzungen den Hang hinunter in den kleinen Hohlweg.

Die französische Artillerie hat aber gut beobachtet. Kaum sind sie beschäftigt, in den feindlich gelegenen Rand die MG.-Stände mit dem Spaten einzuschneiden, als die nächste Lage Granaten knapp über den Hohlweg weg in den Hang geht. Jetzt arbeiten die Schützen auf Deubel komm 'raus, die Ge-

wehre einzubauen und die Erde rechts und links zum kleinen Wall aufzuwerfen und mit herausgeschnittenen Grasstücken zu befestigen. Es kommen noch einige Artillerielagen. Aber Stahl hat Glück, durch den Hohlweg sind sie nicht zu fassen. Er befiehlt für die Infanterieschützen und für 1 MG. den feindlichen Dorfrand als Ziel, den unteren Rand der grünen Hecke aufsitzen lassen, und läßt das Feuer eröffnen. Bewegungen in der Hecke zeigen ihm, daß das Feuer richtig sitzt, und das von französischer Seite wieder aufgenommene Schützenfeuer beweist, daß der Feind sich durch das deutsche Feuer beschäftigt und gefesselt fühlt.

Stahl glaubt seine Aufgabe beendet. Er läßt vorsichtig abbauen, und kriechend und gebückt gehend gelingt es, außer Sicht und Beobachtung des Feindes zu kommen. Im Marschmarsch, er faßt selber mit an den Schlitten, geht es zurück, und schwitzend, aber befriedigt, landet der Zug an der „Spinne".

Man scheint das Resultat des MG.-Zuges schon zu kennen, denn als er seine Meldung machen will, schüttelt ihm Redern schon die Hand, und der Major Klinge nickt ihm sehr freundlich zu. Stahl läßt die Gewehre an Ort bringen. Er setzt sich zu Cortez und Berend in ein Schützenloch und muß noch einmal berichten.

In einer Gesprächspause sieht er sich um und sieht den Artilleriemajor in der Mitte der Wegkreuzung frei stehen.

Stahl beugt sich vor: Was hat denn der Major im Gesicht? Der Major schlägt beide Hände vor die Augen und sinkt zusammen.

Eine verirrte Kugel hat ihn schräg getroffen und beide Augen ausgewischt. Es ist eine scheußliche Szene, die sich lautlos abspielt. Der Stabsarzt eilt hinzu. Eine weiße Binde wird dem Getroffenen um den Kopf gelegt, der erstaunt fragt, ob es denn Nacht geworden wäre.

Zwei Krankenträger bringen eine Bahre. Der Artillerist wird weggetragen. An der Wegspinne sitzen die Artillerie- und Infanterieoffiziere immer noch, die Kanonade hat stark zugenommen. Auf dem ganzen Halbkreis von Neuville bis St. Martin und weiter ist das Feuer entbrannt. Und die Artillerie hat in diesem Konzert das Hauptwort.

* * *

Von der Brigade kommen Befehle, daß der Angriff nicht über die Wegspinne, sondern über St. Martin vorgetragen werden solle. Also linksum, heißt das für das Regiment Altmark. Die Infanteriekompanien werden wieder formiert und marschieren zugweis in schnellem Schritt auf die Hauptchaussee hinunter, die sie heute morgen verlassen haben. Jetzt aber ist der Hang nicht mehr vom Nebel verschleiert, sondern hier und dort springen braune Erdfontänen hoch, heulen Granaten und Schrapnells. Der Hang liegt unter lebhaftem Feuer. Die Infanteriekompanien erreichen die Straße Heninel—St. Martin. Man sieht von oben, wie sie die Straße überspringen und hinter dem jenseitigen Rand scheinbar in einem trockenen Graben längs der Straße auf St. Martin zulaufen.

Jetzt ist die Reihe an der MGK., abzufahren. In guter Ordnung geht es den schrägen Hang von der Spinne hinunter. Am Straßenkreuz sieht Stahl, daß die Straße selbst ziemlich belebt ist von Einschlägen, aber leer von Menschen. Er läßt darum die Kompaniezüge einzeln im Galopp nach St. Martin hinüberfahren mit einem Abstand von etwa 100 m.

Alle drei Züge haben das Glück, ohne einen Treffer und ohne Verwundeten den schützenden Dorfrand zu erreichen. Im Dorfe läßt Stahl sofort an den rechten Straßenhang eng heranfahren.

Sobald er den Zug aufgestellt hat, erkundet er den Ort. Es

ist ein großes, wohlhabendes Dorf mit schönen Häusern, die in Gärten liegen. An der Gartenseite, die Neuville zugekehrt ist, plackert schwaches Infanteriefeuer. St. Martin selbst wird nur schwach von feindlicher Artillerie beschossen, die ihr Ziel woanders zu haben scheint.

Als Stahl zur Kompanie zurückkommt, sieht er, daß die Kompanie seelenruhig bei der Essenausgabe ist. Der Feldwebel meldet ihm, daß im zweiten Haus links an der Dorfstraße der Regimentskommandeur eingetroffen sei und sich bei der MGK. das Mittagessen bestellt habe. Herr Leutnant Stahl solle zum Regimentsstab kommen. In seiner Kneipe sitzt der Major Klinge seelenruhig und verteilt an seine Offiziere die Briefpost. Er hat einen heiteren und ruhigen Gesichtsausdruck, nickt beim Verteilen Stahl freundlich zu und läßt sich in seiner Arbeit nicht stören. Der Krieg scheint ihn auch in seiner heutigen Form wenig zu beeinträchtigen, denn er hat seinen feldgrauen Waffenrock ausgezogen, Helm und Koppel auf den Stuhl gelegt und sitzt wie im Manöveroffizierszelt in einer weißleinenen Litewka am Tisch.

Nach der Postverteilung wird gegessen, und wiederum bringt es Klinge fertig, seine Offiziere von anderen Dingen zu unterhalten als vom Kriege. Nach dem Essen spendiert er jedem noch eine Zigarre, aber als Stahl sich nun in eine Ecke setzen will, um etwas zu schlafen, sagt der Major mit der größten Liebenswürdigkeit zu ihm: „Nein, mein Lieber, wir greifen an."

„Die Lage", erklärt er, „ist folgende: Von unserem Dorfrand führt ein Weg nach Neuville herüber. Außerdem sehen Sie hier auf der Karte das Wegekreuz etwas östlich von Mercatelle, in dieser Richtung wird unser Angriff vor sich gehen. Wir müssen natürlich mit der Nachbarbrigade Fühlung nehmen, da unsere Gefechtsstreifen nebeneinanderliegen. Wir wollen jetzt zusammen hinausgehen und die Sache uns angucken."

Die Zigarre im Munde ging der Major durch das Dorf an den Nordwestrand. Stahl ließ die Gewehre freimachen und ihm folgen.

Vom Feinde war im Augenblick nichts zu sehen. Doch konnten die Infanteriekompanieführer angeben, wo sich seine Stellungen befänden. Parallel zur Dorfgrenze zog sich die Chaussee Henin—Neuville. Hinter dieser Straße mußte der Hauptgegner sitzen. Außerdem drückte er direkt von Norden nach Süden auf St. Martin. Diese Lage ergab, daß Stahl vorschlug, die Dachböden der letzten Dorfhäuser mit MG. zu besetzen und von hier aus überhöhend zu schießen.

Redern und der Major waren mit diesem Vorschlage einverstanden, und in zwei Häusern wurden mit Hilfe von Getreidesäcken und Ziegeln Schutzwehren gebaut und so viel Dachziegel vorsichtig aus dem schrägen Dach herausgenommen, daß die MG. bequem hindurchschießen konnten.

Aus der Richtung von Mercatelle sehen die Richtschützen den Gegner in dünnen Schützenlinien herankommen. Als er die Chaussee Henin—Neuville erreicht hat, beginnt das Feuergefecht. Zur gleichen Zeit feuern aus Hohlwegen vom Norden her und aus Heckenstellungen die dort eingenisteten Gegner. Das Feuer ist lebhaft, und namentlich der Gegner aus der Heckenstellung schießt außerordentlich sicher, so daß nicht unerhebliche Verluste eintreten. Alle Angriffe werden aber restlos abgewiesen.

Am Abend ist Feldpost angekommen, und beim Schein seines großen 24-Stunden-Brenners packt, auf seinem Bette und Schlafsack liegend, Stahl die ganze Post aus, die Liebesgaben und Pakete, und liest Brief für Brief als lang entbehrte Gabe.

Am frühen Morgen eilt Stahl wieder zu den beiden MG.-Zügen an der Nordostecke des Dorfes, wo sich ein lebhaftes

Feuergefecht erhebt. Der Feind greift noch einmal an und wird wieder zurückgeschlagen.

Die MG. haben von ihren Dachstellungen aus glänzendes Schußfeld und entsprechenden Erfolg.

Vom Nordostrand läßt der Regimentskommandeur eine französische Stellung am Wege Neuville—Henin stürmen. Der Zug Jäckel begleitet den Sturm in der Ebene, während Stahl den Feuerschutz von der Dachstellung aus leitet und das feindliche Feuer wirksam niederhält.

Trotzdem kostet der Sturm große Verluste, nur der stürmende Zug Jäckel hat keinen Ausfall zu beklagen. Am Nachmittag ist der Feind niedergekämpft. In der Zwischenzeit aber haben die Franzosen die Dachstellung der MG. erkannt, und es gelingt gerade noch, die Gewehre zu bergen, bevor einige Granatvolltreffer in die bisherigen Dachstellungen hineinfahren. Ein Dachstuhl fängt Feuer, und die Flammen und der Rauch bieten einen unbequemen Richtungspunkt für die feindliche Artillerie.

Stahl richtet den Dachstuhl eines weiter zurückgelegenen Hauses derselben Straße für MG.-Stände ein, und es gelingt ihm, das Feuer von 2 MG. auf einen Hohlweg zu konzentrieren, so daß die Franzosen unter starken Verlusten den Hohlweg räumen müssen. Vorsichtshalber nimmt Stahl die Gewehre herunter.

Der Regimentsstab ist Augenzeuge des Erfolges gewesen und spricht sich sehr begeistert darüber aus. Der Regimentsadjutant Cortez will gerade mit Stahl noch einmal von dem guten Beobachtungspunkt des Daches die Gegend überschauen und ist im Begriff, die Bodentreppe hinaufzugehen, als die feindliche Artillerie einen doppelten Volltreffer in den Boden setzt, dessen Explosionsdruck die leichte Bodentür aus den Angeln hebt, daß Cortez und Stahl die ganze Treppe schneller

wieder herunterfliegen, als sie sie gerade halb hinaufgegangen sind. Die feindliche Artillerie schickte noch einige Salven in die Dachstühle, aber es war das übliche bekannte Schlußmanöver der Franzosen, die dann mit Artillerie arbeiteten, wenn ihre Infanterie abgeschlagen oder auf dem Rückzuge war.

Die Tätigkeit der MGK. in St. Martin war erledigt. Sie wurde mit allen 3 Zügen nach Henin hinübergeschickt, dessen Kirche und östliche Dorfhälfte von den Franzosen noch gehalten wurden.

Auch der Einsatz der MGK. bringt die Kirche nicht in die Hand der deutschen Stürmer. Vizefeldwebel Jäckel zeichnet sich in diesem Dorfgefecht besonders aus. Hinter einer langen Parkmauer stehen Alpenjäger und weisen im nordöstlichen Teil des Dorfes alle Angriffe ab. Jäckel umgeht diese Stellung, schleppt in schwerer Arbeit über Hecken, durch Gärten und durch Gebäude seine MG., bis er in den Rücken der Alpenjägerstellung gelangt.

Eine große Hundehütte wird quer gelegt, eine GM. darauf gestellt, und dieses Stativ gibt gerade die richtige Höhe, um über eine niedrige Mauer die Alpenjäger zu fassen. Während diese gerade ein scharfes Feuergefecht gegen einen frontalen deutschen Sturmangriff führen, schießt Jäckel persönlich mit einem einzigen Patronengurt, in wenigen Sekunden die Mauer abfegend, die ganzen Alpenjäger zusammen.

Aber das Kernstück der feindlichen Verteidigung, die Kirche, ist immer noch in der Hand des Feindes. Auf dem Turme sind MG. eingebaut, und scheinbar befindet sich auch eine Artilleriebeobachtung dort.

Man kommt auf den Gedanken, eine Feldkanone herzuholen, und ein Leutnant der Feldartillerie bringt eine Kanone bis in den Straßenkampf. Sie wird mit der Mündung nach dem

Feind von Infanteristen unter Assistenz von Redern und Stahl nach vorn geschoben.

Die Kanone steht frei und allein auf der Straße. Infanterieschüsse halten die Schutzschilde ab, und hinter diesen arbeiten der Artillerist, Redern und Stahl und ballern nun unter lautem Hurra der Mannschaften ein paar Volltreffer in den Turm, dessen Beobachter und MG.-Schützen damit erledigt sind.

Sie jagen noch ein paar Schüsse in das Kirchendach und in das Hauptschiff, aber die zähe Besatzung der Kirche gibt nicht nach.

Ein Nebenhaus, in dem sie französische Schützen vermuten, fängt Feuer, als ein paar Granaten hineingesetzt werden. In der einsetzenden Dunkelheit wird noch einmal ein Infanterieangriff versucht, aber er kommt nicht durch, und wieder kostet es der Infanterie einen Kompanieführer.

Der Abend ist hereingebrochen, das brennende Haus beleuchtet die Straße fast taghell und wirft von den Häuserecken schwarze Schlagschatten. Ein Pionierfähnrich kriecht auf dem Bauche an die Kirche heran mit einer gewaltigen Ladung. Die Infanterie steht zum Sturm bereit. Als die Sprengung hochgeht, stürzt alles mit dem Bajonett durch den Qualm hindurch und nimmt mit wildem Hurra den Rest des Dorfes im erbitterten Nahkampf.

Damit ist auch Henin in deutscher Hand. Redern befiehlt die Rückkehr der MGK.

Leutnant Stahl will von diesem interessanten Kampfe ein Erinnerungszeichen mitnehmen. Er läuft schnell noch einmal zur Kirche hinüber, zieht den Kirchenschlüssel ab und steckt dieses große Instrument, das beinahe wie ein Nahkampfmittel aussieht, in die rückwärtige Waffenrocktasche.

Der Führer des Fahrzeugparks, Feldwebel Bach, hat wieder

glänzend gearbeitet. In guter Deckung hält er am Ausgang des Dorfes mit seinen Fahrzeugen. Im Trabe geht es nach St. Martin zurück.

Die Kompanie fährt in ihren Hof ein und soll gerade das wohlverdiente Abendessen bekommen, als ein Treffer auf den steinernen Torpfosten mit seiner großen Steinkugel aufsetzt und Eisen und Steinsplitter über den Hof sausen. Glücklicherweise erwies es sich als blinder Alarm. Es gab keinen Verwundeten.

Stahl sah mißtrauisch seine gestrige Lagerstätte an, denn beim Einreiten in den Hof hatte er bemerkt, daß genau dort ein Volltreffer der französischen Feldartillerie auf die äußere Mauer des Wohnhauses gegangen war, an der innen an der gleichen Stelle sein Bett stand. Er hatte geringes Vertrauen, daß die Mauer noch einen zweiten Schuß aushielt, aber es bestand die berechtigte Annahme, daß vielleicht noch einmal ein Treffer an dieselbe Stelle kam. Während er deshalb, auf der Hofseite sitzend, sein Vesperbrot verzehrte und überlegte, wo er diese Nacht sein nun wirklich müdes Haupt betten wollte, kam eine Gefechtsordonnanz und holte ihn zum Regimentsführer.

Major Klinge sprach Redern und Stahl seine volle Anerkennung über die Tätigkeit der MGK. aus und teilte gleichzeitig mit, daß er das Regiment nach Ruhepause von einer Stunde zum Angriff auf Neuville und Mercatelle antreten ließe. Marschrichtung der Punkt Moulin an der Neuviller Chaussee.

Stahls Angriffsbedarf war trotz aller Passion vollkommen gedeckt für heute. Doch Befehl ist Befehl, und außerdem sah er ein, daß nur ein unverzügliches Nachstoßen den vollen Erfolg bringen konnte.

* * *

Die Fahrzeuge der MGK. rückten bis zur Nordecke des Dorfes vor, wo ihre Dachstellung gewesen war, und blieben in der eingeschnittenen Straße stehen. Die Gewehre wurden freigemacht, die Züge folgten mit weiten Zwischenräumen der vorausgehenden Infanterie, die langsam in dünnen Schützenlinien in Richtung auf Moulin vorging. Jäckel führte den 1. MG.-Zug, Stahl war zum Regimentsstab befohlen.

Beim Vorreiten durch die Dorfstraßen gab der Major kurzen Überblick über die Lage. Henin war vollkommen in ihrer Hand. Das Nachbardorf Boiry war genommen und die Hauptchaussee Arras—Bapaume fast erreicht.

In seiner gewohnten Art wechselte der Major nach Erledigung des Dienstlichen rasch das Thema. Er sprach über Friedrich den Großen und den Ansatz der berühmten Schlachtordnung von Leuthen. Mit wenigen Worten stellte er die klassische Schlacht plastisch hin und schloß mit heller Stimme: „Unverzagt drum, meine Helden . . ."

Stahl erinnerte sich später noch oft der eigenartigen Szene. Das ausgebrannte schwarze Dachgebälk starrte in den Nachthimmel, brennende Häuser warfen ihren roten Schein auf die Reitergruppe. Der Major saß frisch im Sattel. Sein volles, kräftiges Gesicht war lebhaft und seine grauen Augen sahen scharf auf die vorrückende Truppe hin.

Das alles war ohne jede Pose, aber kraft- und geistgeboren und riß die jungen Offiziere unwillkürlich mit.

Die feindliche Beobachtung hatte trotz der Dunkelheit die Entfaltung zum Angriff erkannt. Artilleriefeuer und vereinzeltes Schützenfeuer setzten wieder ein.

Stahl beurlaubte sich vom Regimentsstab und schloß sich dem Vorgehen der Truppe an, die einen leichten Hang hinaufging und dadurch dem feindlichen Feuer entzogen war. Die Grasfläche der Dorfweide wechselte noch auf dem Hange mit

Zuckerrübenfeldern ab, und hier in den hochgeschossenen Rüben sah Stahl mit einem Male Stellungen von Alpenjägern so geschickt angelegt, daß er sie von der Dachstellung aus nicht bemerkt hatte. Wenige Schritte weiter stand er vor einem verwundeten Alpenjäger, der in seinem Schützengraben lag und erwartungsvoll die Deutschen anstarrte.

Die dunkle Uniform, die eigenartige Pudelmütze hatte Stahl schon in Peronne gesehen.

„Feldwebel Jäckel und der Herr Oberlehrer, ach, kommt doch mal her. Ihr könnt hier mal eure Bildung anwenden. — Seht mal, habt ihr schon eine solch geschickte Feldstellung bisher gesehen? Das ist Geländeausnutzung. Und nun wollen wir mal diesen Bergführer fragen, was die sich dabei gedacht haben."

Stahl fragte den Alpenjäger, von welchem Truppenteil er sei und ob er vielleicht von Beruf Bergführer wäre.

Das Gesicht des offenbar etwas ängstlich eingestellten Mannes, der sicher von phantastischen Greueltaten der Deutschen gehört hatte, belebte sich, und er erzählte, daß er zwar Bergbewohner aber Lehrer wäre, und daß die Alpenjägerformation sich fast zwar nur aus Bergkindern, aber doch aus allen Berufen zusammensetzte.

Der Mann sprach sehr intelligent und vernünftig, und Stahl sagte ihm einige tröstende Worte, daß die deutschen Krankenträger ihn sicher binnen kurzem bergen würden.

Die vordersten Schützen hatten die Höhe erreicht. Der linke Flügel war über die Chaussee hinweggegangen, die Mitte berührte die Stelle, die auf der Karte als le Moulin eingetragen war, und Stahl, der bisher vergeblich nach der Mühle geschaut, fand neben der Chaussee nur noch die Mahlsteine und die große Drehachse sowie etwas Gebälk einer sicher vor Jahren schon niedergelegten Windmühle.

Das feindliche Feuer verstärkte sich und wurde nun auch von französischen Maschinengewehren unterstützt. Unweit der Chaussee mußten sich französische Verteidigungslinien befinden, die einige hundert Meter nördlich Moulin die Chaussee scheinbar kreuzten. Alles mußte sich hinlegen. Das Feuergefecht begann.

Viel war nicht zu erkennen. Hier und da sah man in der Dunkelheit Schüsse aufblitzen, und am scharfen Pfeifen der Kugeln konnte man merken, daß man dicht am Gegner war.

Man grub sich ein. Ein Schützengraben „für kniende Schützen" wurde ausgehoben, und in die Stirnseite gruben sich die Feldgrauen ihre erweiterten Schützenlöcher.

Das 3. Bataillon hatte die ganze Gefechtsbreite des Aufmarsches eingenommen. Alle drei MG.-Züge waren bei ihm.

Stahl ging die ganze Bataillonsbreite ab und fragte nach dem Feinde, konnte aber keine sichere Nachricht bekommen.

Der letzte Flügelmann rechts lag im Chausseegraben selbst. Lose Patrouillen hielten mit dem 1. Bataillon Fühlung, doch war zwischen dem 1. und 3. Bataillon, was Stahl auffiel, eine erhebliche Lücke.

Er teilte dies dem Führer des letzten Flügelzuges mit und wies mit einer gewissen Besorgnis darauf hin, daß seiner Meinung nach der Flügelzug des Kameraden in der Luft hinge. Der aber lehnte lächelnd alle Bedenken ab. Stahl benachrichtigte den Kameraden, daß er jetzt eine Patrouille machen und von dem Ausfall dem Kameraden Bericht geben würde.

Stahl und Voigt nahmen ihre Karabiner von der Schulter, und einem instinktiven Gefühl nachgebend, kreuzte Stahl die Chaussee und ging unter den dichten Bäumen, die immer noch fast ihr volles Laub hatten, langsam in Richtung auf Neuville zu.

Der weiche Fußweg machte ihre Schritte unhörbar, und obwohl noch kaum 100 Meter von dem letzten deutschen Schützen

weg, tat Stahl noch ein übriges und stieg mit Voigt in den trockenen, rechten Chausseegraben hinab.

Stahl hatte das unbedingte Gefühl, auf den Gegner zu treffen, und ermahnte Voigt wiederholt, nur zu flüstern. Der Schütze brachte dies aber nur schwer fertig und verfiel immer wieder in lautes Sprechen.

Stahl horcht scharf und macht den Mund auf, um besser zu hören. Voigt vergißt wieder, daß er flüstern soll, und Stahl legt ihm die flache Hand auf den Mund, denn es ist ihm, als hätte er auch noch andere Stimmen gehört. Vorsichtig und geduckt schleicht die Patrouille weiter und kriecht den Hang der Böschung rauf, den Kopf über die Chaussee streckend.

Nichts ist zu sehen.

Der Himmel ist dunkel, er hat sich trotz des Abendrotes bewölkt, und nur hin und wieder, wenn die Wolken ihn freigeben, schaut der fast volle Mond sich das merkwürdige Treiben an. Jetzt gibt gerade eine Wolke den Mond etwas frei, und Stahl und Voigt sehen, keine 10 Schritt weiter hinter den Stämmen der dicken Chausseebäume auf der anderen Seite schwarz und scharf abgehoben, zwei französische Posten in Mänteln stehen. Voigt reißt sofort das Gewehr hoch, das Stahl wieder runterdrückt. Beide warten, bis der Mond wieder verschwunden ist und kriechen dann auf der rechten Chausseeseite weiter vor, bis sie genau dem französischen Doppelposten gegenüberstehen. Sie kauern im rechten Graben und schauen zu den Feinden hinüber, die von ihrer Nähe keine Ahnung haben.

Die beiden Franzosen trappeln hin und her, und ab und zu hört Stahl aus ihrer halblauten Unterhaltung ein Wort, das er ungefähr versteht. Abgerissene Begriffe und Worte „le feu — les Allemands —“

Die Straße steigt nach Norden empor und schneidet sich ziemlich tief in die Äcker ein. Sie bildet einen der vielen Hohl-

wege des französischen Wegenetzes in dieser Gegend. Stahl und Voigt liegen noch still da. Es juckt ihnen in den Fingern, die Flinten an die Backe zu nehmen, aber sie geben der Vernunft nach und warten.

Hinter den beiden Posten sieht Stahl ein Lichtpünktchen herankommen.

Dieses Lichtpünktchen schwankt hin und her vor einer Gruppe von etwa zehn dunklen herannahenden Gestalten. Es ist eine Verstärkung oder eine Ablösung, und Stahl hält es für geraten, zurückzugehen und Meldung zu machen.

Vorsichtig lassen sie sich die Böschung heruntergleiten und schleichen mit angehaltenem Atem zurück. Als sie den 1. Flügelzug wieder erreichen und Stahl den Wachtposten anruft, findet er diesen zu seinem Schreck tief schlafend. Der ganze Flügelzug sitzt in seinem Graben und schläft, und auch der Offizier hat den Kopf schräg nach vorn hängen und merkt nicht, wie Stahl und Voigt vor ihm stehen und ihn anstarren.

Stahl rüttelt den Kameraden wach, klärt ihn über die Nähe des Feindes auf und bittet ihn um schärfste Wachsamkeit. Als er den Kameraden etwas geringschätzig und ungläubig lächeln sieht, fügt er hinzu, daß er den Major des 3. Bataillons um Verstärkungen bitten und veranlassen würde, daß die Lücke zum 1. Bataillon unbedingt geschlossen würde.

Der Infanterist bedankt sich, nimmt aber die Sache nicht tragisch.

Stahl geht an der Schützenlinie weiter auf Moulin zurück. Er trifft auf das erste Maschinengewehr des 3. Zuges, dessen Posten er zu seiner Empörung auf dem Gewehr sitzend schlafend findet. Er haut dem Posten eine runter, daß der Schütze über das Gewehr wegfliegt.

„Du verfluchter Himmelhund, und dich habe ich Dussel zum Gefreiten eingereicht. Daraus wird nichts, mein Junge, das

wird jetzt ein anderer. Na — hör man, dir will ich die Flötentöne beibringen."

Stahl flucht noch eine fröhliche Serie herunter. Der abgerutschte Aspirant hat die Müdigkeit vergessen und ist durchaus fähig, die Lage aufzunehmen, die ihm Stahl erklärt.

Stahl befiehlt, das MG. 100 Meter weiter nach links zu verlegen und macht den Gewehrführer darauf aufmerksam, daß ebensogut ein Angriff die Chaussee von rechts herunter erfolgen könnte wie frontal quer gegen die Chaussee. Dem zweiten Gewehrführer erklärt er dasselbe und verpflichtet beide Gewehrführer, unabhängig von der Infanterie selbständig zu wachen.

Stahl und Voigt eilen nun die Schützenlinie weiter und kommen endlich zum Major des 3. Bataillons, der hinter dem linken Flügel sich mit seinem Adjutanten eingegraben hat. Redern liegt mit seiner Gefechtsordonnanz daneben.

Es dauert eine ganze Weile, bis Stahl die drei Offiziere wachgerüttelt hat.

Schlaftrunken hat sich Redern aufgerichtet und hört ebenfalls den Bericht an.

Stahl bittet, daß der rechte Flügelzug über die Straße zurückgebogen wird und daß noch Verstärkungen rechts eingesetzt werden. Der Major schweigt.

Redern sagt mit müder Stimme: „Stahl, seien Sie doch nicht so nervös. Haben Sie denn Quecksilber im Hintern?" Eine scharfe bittere Antwort hat Stahl auf den Lippen. Aber nein, dann hat ja Redern recht.

Da sagt der Adjutant: „Wenn ich Herrn Major vorschlagen darf — ich glaube, Stahl hat recht."

Der Flügel wird zurückgebogen. Stahl verabschiedet sich, um die Sache selbst anzuordnen, und hört noch, wie Redern ihm nachruft: „Mensch, stören Sie nicht überall die Ruhe und legen Sie sich lieber selber schlafen."

Stahl aber kann das nicht. Er ist jetzt wirklich selbst todmüde, aber er hat keine Ruhe, bis er den Flügelzug benachrichtigt und seine beiden MG. geprüft hat, deren Posten nun hellwach sind.

Es treibt ihn noch einmal über den Flügelzug hinaus feindwärts zu gehen, wohin der Infanteriezugführer jetzt zur Verbindung mit dem 1. Bataillon eine Patrouille geschickt hat.

Stahl und Voigt starren feindwärts und sehen einige Schatten über die Chaussee huschen. Stahl ruft dreimal: „Halt, wer da? Parole?" Es antwortet niemand. Stahl reißt das Gewehr hoch und gibt auf die verschwindende letzte Gestalt einen Schuß ab. Dann ist wieder Ruhe. Endlich geht er, selber nun vor Müdigkeit fast im Gehen einschlafend, zum Major zurück, wickelt sich in eine Decke, haut sich neben Redern hin und schläft im Augenblick tief.

Geschieße und Rufe lassen ihn hochfahren. Scharfes Gewehrfeuer hat auf dem rechten Flügel eingesetzt. Ein kurzes stoßartiges Feuer deutscher MG. Das Infanteriefeuer stirbt plötzlich ab, und tiefe Stille tritt wieder ein.

Stahl ist aufgesprungen, und sie alle, der Major, der Adjutant, Redern, die Gefechtsordonnanzen stehen zusammen und lauschen in die Nacht hinein. Sie hören Stimmen und Schritte, aus dem Dunkeln heraus kommen zwei scharfe Stimmen. Es ist der Major Klinge, neben dem der Hauptmann von Bergen ankommt.

Beide Herren sind erregt. Stahl hört noch den Schlußsatz: „Wenn Herr Major befehlen, dann allerdings!" und Klinges metallene Stimme: „Ich habe befohlen, Herr Hauptmann!"

Klinge und von Bergen kommen heran, und Klinges ruhige, vollkommen wieder im Gleichgewicht befindliche Stimme sagt:

„Meine Herren, ich habe den Angriffsbefehl gegeben. Das 1. Bataillon ist schon im Vorwärtsschreiten und soll die Höhen vor Neuville noch in der Dunkelheit gewinnen. Das linke

Flügelbataillon nimmt Richtung auf Mercatelle und versucht, dieses zu erreichen. Das 1. Bataillon nimmt die Mitte. Angriffspunkt die Mühle nordöstlich Mercatelle. Vor dem Orte Mercatelle drehen wir ein und erhalten rechte Flankenverlängerung und Unterstützung vom Regiment Börde. Das Bataillon von Bergen wird zuerst antreten."

Jetzt kommt das Bataillon des Hauptmann von Bergen heran. Stahl hört zu, wie von Bergen seine Kompanieführer zusammennimmt und Entfaltung befiehlt. Er vermißt unwillkürlich, daß die vibrierende Stimme des Hauptmanns Anweisung gibt, Posten oder Patrouillen vorzutreiben, während es ihm erst später einfällt, nachdem das Bataillon angetreten ist, daß sämtliche vier Kompanien nebeneinander ohne Ausscheiden einer Unterstützung vorgehen. Das Bataillon Bergen ist voraus.

Stahl hat seinen eigenen Zug und den Zug Jäckel in der Hand. Der Zug Teubner ist mit dem Bataillon Bergen gegangen, wie ein Reserveschütze ihm meldet.

Stahl flucht vor sich hin, und der Reserveschütze sagt: „Ja, Herr Leutnant, wenn Sie selber dagewesen wären, dann wäre der Zug nicht mitgegangen, aber der Hauptmann hat dem Zug Teubner einfach befohlen, ruhig zu sein und mitzukommen."

Stahl ist dieses gar nicht recht. Militärisch und befehlsmäßig hat Bergen wahrscheinlich seinerseits recht. Was Stahl dagegen zu sagen hätte, ist auch mehr gefühlsgemäß, und hier, verdammt noch einmal, hier sitzt es.

Stahl hat seit Stunden das Gefühl, daß irgendein schweres Ereignis nicht auf ihn, sondern auf sie alle wartet. Er beschließt darum, seine beiden MG.-Züge zusammenzuhalten und gegen deren Verwendung ohne Rederns ausdrücklichen Befehl sich auf das äußerste zu wehren. Er läßt seine beiden Züge 50 Meter Zwischenraum nehmen, die Gewehre hintereinander. Sie kom-

men im Vorwärtsschreiten an die Stelle, wo vorhin der rechte Flügelzug zurückgebogen war. Die Stellung ist leer. Aber in der Stellung sieht Stahl deutsche Verwundete und Tote, und als er schnell den Flügelzug abläuft, findet er zu seinem Schrecken auch den Offizier tot im Graben liegen. Das war also der Feuerüberfall vor einer Stunde, und das war die tragische Schuld des Nachlassens der Wachsamkeit auf dem rechten Flügel.

Stahl ist sehr ernst geworden. Sie schreiten vor und finden auf wenige hundert Meter eine Stellung und dann eine zweite. Durch Stahls Grübeln geht etwas wie der unklare Begriff „Aufnahmestellung, Rückendeckung", und er befiehlt, daß der Zug Jäckel in diesen beiden verlassenen feindlichen Gräben verhalten solle, bis er den Befehl zum Nachkommen erhalte. Die Staffel für den Munitionsersatz solle Jäckel hinter sich dahin legen, wo der Flügelzug die Chaussee berührte.

Stahl läßt die beiden MG. seines Zuges mit so viel Zwischenraum gehen, daß gerade noch Augenverbindung bleibt. Vor sich hört er die Schützenreihen in doppelter Linie durch die nassen Zuckerrübenblätter sich klatschend den Weg bahnen und hört die halblauten Befehle, das Klappern des Koppelzeuges und hin und wieder unterdrückten Ausruf.

Er hat zwischen sich und dem vorwärts schreitenden Bataillon zwei Verbindungsleute. Sobald die Verbindungsleute knien, läßt er auch seinen MG.-Zug eine Atem- und Tragepause machen. Vor ihnen ist alles still. Südlich hört man Gewehrfeuer, und ebenso in Richtung auf Neuville. Artillerie läßt sich nur fern hören, und ebenfalls sehen sie im Südwesten Feuer.

Durch die tiefe Stille dringt ein Hornsignal, das Stahl nicht kennt. Er macht seine Gewehrführer Veder und Angern darauf aufmerksam, und sie überlegen, ob dieses französische Signal vielleicht schon bei Arras sein könnte. Es müsse wohl

ein Ruhesignal sein, denn als es jetzt allen wieder hörbar wird, klingt es ihnen zwar unverhältnismäßig nah, aber klagend und melancholisch.

Sie nehmen wieder auf und stolpern durch das Dunkel nach vorn. Das Gefühl des Drohenden verstärkt sich für Stahl, und hinzukommt eine Melancholie, die das französische Signal in ihm erweckt hat.

Eine scharfe französische Stimme ist vor ihnen.

Stahl hört erstaunt ein Kommando auf französisch und sieht im Dunkeln eine lange Feuerlinie vor sich über die Ebene rollen. Eine scharfe Salve schlägt an sein Ohr, Flintenkugeln pfeifen an ihnen vorbei oder schlagen neben ihnen in die Zuckerrübenblätter und dann rast ein Schützenfeuer über sie hin, als ob ein Orkan von Eisen entfesselt wäre.

„Hinlegen!" schreit Stahl, aber es liegt schon alles. Über sie weg, so nahe, daß Stahl zu fühlen meint, es zupft ihn am Rücken, braust das Gewehrfeuer. Jetzt hat auch eine Kugel seinen Rucksack gestreift, und jetzt beginnt Stahl Weiteres zu hören. Stöhnen, Ächzen und Schreien.

Er hebt den Kopf und sieht, wie langsam und wieviel unregelmäßiger das deutsche Feuer antwortet. Aus dem Aufblitzen der Schüsse schließt er, daß eine lange französische Grabenstellung mit dichter Schützenbesetzung auf sie feuert, und er ahnt, daß das Bataillon unvorbereitet in diesen Höllenrachen hineingestiegen ist.

Jetzt hört Stahl auch halb zur Rechten endlich das Tacken eines deutschen MG., und jetzt links auch.

Das Feuer bricht ruckartig ab, wird wieder aufgenommen, bricht wieder ab, und dann nach langer Pause hören die gespannt Horchenden noch einmal ein schwaches Tak-Tak.

Stahl überlegt. Soll er nach vorn, soll er seinen Zug hineinwerfen?

Es wäre das Selbstverständliche dem Gefühl nach, aber — Material und Schützen sind erledigt, wenn er nur einen Sprung macht.

Das Feuer rast unvermindert über ihn hinweg. Er sieht keine Möglichkeit, nach vorn zu gehen, und er hält es auch für sinnlos. Wenn es aber sinnlos ist, nach vorn zu gehen, dann ist es auch falsch, hier auf der deckungslosen Ebene zu bleiben. Er hört, wie seine Schützen mit dem kurzen Spaten arbeiten und sich notdürftig eingraben und Kopfdeckung schaffen. Er kriecht zum Gewehrführer Veder, und sie rufen sich Angern herüber und halten zu dreien Rat. Alle drei kommen überein, daß es nötig ist, den Zug aus der Feuerlinie zu bringen, und unmöglich, in das Schießen vor ihnen einzugreifen.

Das deutsche Feuer klingt zwar dünner als das französische, aber doch regelmäßig. Die deutsche Linie muß ihren ersten Schrecken überwunden haben, und was noch Arm und Beine hat, das hat den Kampf aufgenommen. Aber warum schweigen die MG. von Teubner so gänzlich?

Noch ist das Feuer zu stark, um zurück zu können. Als Stahl sich aufrichtet, geht ihm ein Treffer durch die Helmspitze. Er muß wieder runter. Er liegt und grübelt, die Natur, der Magen und Darm melden sich. Rückerinnerungen an die Aisne. Aber jetzt ist nichts zu wollen. Doch die unterdrückte Natur rächt sich, und er empfindet eine Migräne in sich aufsteigen und einen irrsinnigen Kopfdruck. Er liegt wieder still. Dann trinkt er aus der Flasche im Brotbeutel einen ordentlichen Zug Kognak, der ihn etwas erleichtert.

Das französische Feuer wird etwas ruhiger.

Stahl hat den Kopf auf das Handgelenk gelegt und horcht und grübelt. Unteroffizier Veder ruft ihn an. Er hebt den Kopf und sieht, daß es nicht mehr so dunkel ist, und er denkt, daß Veder recht hat, sie müssen zurück. Sein eigenes Befinden

ist greulich. Migräne auserlesenster Ausgabe. Doch was hat das hier zu sagen. Er zwingt seine Gedanken zusammen, bespricht sich mit den MG.-Führern, und dann wird, so schwer es ihm auch fällt, der Rückzug angetreten.

Es ist kein reines Vergnügen, in den Kohlblättern, auf dem Bauche und auf allen vieren 50 Meter zu kriechen, wenn man dazu an den Traggurten und an den Schlitten Gewehre und Munition hinterherzieht. Nach 50 Metern sieht Stahl, so geht das nicht, und er befiehlt, daß erst ein MG. vorsichtig geduckt zurückgetragen werden soll.

Kann der Feind beobachten und schon etwas erkennen oder ist's der Zufall, ein scharfes Feuer beginnt, und Stahl kommandiert „marsch, marsch!" Sie rasen, was die Kräfte hergeben, durch die dämmernden taunassen Felder zurück. Atempause. Alles schnauft und pustet. Dann wieder „Sprung auf, marsch, marsch!" Jetzt neben Stahl eine Stimme: „Herr Leutnant, ich bin getroffen", neben Stahl fällt ein Mann nieder, den Stahl wieder hochreißt, und jetzt merken sie, daß das Gelände unter ihnen sanft abfällt und daß die Bienen nicht mehr um Schulter und Kopf zwitschern, sondern ein Stück drüber weg.

„Knien!"

Der Atem keucht. Stahl ruft: „Wer hat was?" „Hier!" und noch einer „Hier!"

Ein Reserveschütze hat eine Beinverletzung, die aber leicht erscheint.

Der stellvertretende Richtschütze Zabel aber hält Stahl beide Arme hin, und im Halbdunkel sieht Stahl einen Blutstrom spritzen.

Handgelenkschuß, Aderschuß.

Stahl greift in die rückwärtige Waffenrocktasche. Faßt erst auf den Kirchenschlüssel von Neuville. Herrgott ja, auch das,

wie lange schon her! und dann faßt er die starke Hanfschnur, macht eine Schlinge und bindet dem Zabel die Pulsader ab. Die Verwundeten werden gestützt, der Zug nimmt wieder Gerät auf und sie gelangen gebückt und in langen Sprüngen aus der Senke wieder in bestrichenes Gebiet. Sie kommen aber unbeschädigt bis zu den verlassenen französischen Stellungen durch.

Stahl ruft: „Jäckel!"

Kein Jäckel antwortet.

Weiter im Karacho bis zur Chaussee.

Im Chausseegraben wird abgesetzt. Auf der anderen Chausseeseite sieht Stahl zwei Strohdiemen. Er läuft hinüber und erleichtert sich.

Im Chausseegraben hält Stahl mit seinen Männern Beratung ab. Man verabschiedet die Verwundeten, die ihre Tragegurte zurücklassen und in Richtung auf St. Martin weggeschickt werden.

Stahl, Veder und Angern fragen sich: was ist los? Stahl nimmt an, daß das Bataillon von Bergen und der Zug Teubner sehr, sehr schwer gelitten haben werden. Ein Gefühl des Zornes, der Erbitterung, der Trauer ist in allen.

Stahl beschließt, hierzubleiben. Die Gewehre werden ihnen gemeldet. Sie setzen sich neben das Gerät, schlagen ihre Zeltbahnen um und dösen in den grauen Tag hinein.

Stahl sieht Offiziere kommen. Es ist der Kommandeur des 1. Bataillons. Auch er sieht die Situation für sehr ernst an und bringt deshalb sein Bataillon noch mehr nach vorn in Stellung. Sein rechter Flügel ist mit dem Nachbarregiment in Verbindung.

Der Major fragt, was Stahl zu tun gedenke, und Stahl antwortet, daß er glaube, hier den höchsten Punkt des Geländes an der Chaussee erreicht zu haben und beabsichtige, bei

hellem Morgen alle die Ziele zu beschießen, die er fassen könne. Der Major nickt, und Stahl setzt sich wieder zu seinen Schützen. Als er etwas ausgeruht hat, übergibt er den Zug Veder und geht selbst mit seiner Ordonnanz, die Verbindung mit dem 3. Bataillon aufzunehmen.

Er trifft es im Begriff, sich einzugraben.

Auch hier wird ihm üble Kunde. Beim Vorrücken hat der Bataillonskommandeur einen Halsschuß bekommen, ist schon abtransportiert. Das Kommando hat Hauptmann Neumann übernommen. Bei diesem meldet er sich und berichtet ihm dasselbe wie dem Major Schwabe.

Der Tag ist endlich grau und neblig herangekommen. Fröstelnd und übernächtig sehen sich alle an. Sie sind dreckig und naß. Sie haben schwarze Ringe unter den Augen. Die Gesichter sind gelb und haben scharfe Falten, und sie sind hungrig und haben kalte Füße von den nassen Stiefeln.

Sie gehen in dem Hohlweg auf und ab, schlagen die Arme und trampeln auf, um wieder das Blut durch den Körper zu jagen. Stahl mahnt die Leute, das Essen nicht zu vergessen, und alles hockt wieder nieder und kaut erst lautlos und dann mit steigendem Appetit den Inhalt der Brotbeutel. Sie trinken kalten Kaffee. Dann läßt Stahl die Kognakflasche herumgehen, von der jeder einen kleinen Medizinschluck zum Erwärmen bekommt.

Der Gefechtslärm geht beim 1. Bataillon wieder los. Die MG.-Schützen klettern den steilen Hang an der Chaussee hinauf und sehen, wie Schützenlinien auf das Dorf Neuville vorgehen.

Jetzt knallen auch unweit von ihnen an der Chaussee selbst zwei MG. mit Erfolg in die zurückweichenden französischen Linien. Das muß der Zug Jäckel sein.

Soweit von hier aus zu sehen ist, liegt Jäckel am rechten Chausseehang noch überhöhender wie sie selbst. Stahl läßt deswegen das Gerät aufnehmen, und sie wandern die Chaussee

nordwärts, bis sie in die Höhe der feuernden MG. kommen. Es ist tatsächlich Jäckel, der hier die Nacht verbracht hat.

Stahl beobachtet, daß Jäckels Feuer gut liegt. Er sieht, wie die beiden MG. die zahlreichen Hecken, hinter denen die Franzosen Schutz suchen, auspinseln, und er sieht als Zuschauer wieder, welch eine vernichtende Feuerkraft und Wirkung in einem richtig geleiteten MG. stecken.

Die Franzosen sind vor Neuville verschwunden und halten zäh den Dorfrand.

Stahl hat dasselbe Bild ungefähr wie vorgestern morgen an der Wegespinne, nur daß er jetzt den Ort breiter vor sich liegen hat. Er erkundet nunmehr auf der anderen Seite der Chaussee den höchstgelegenen Punkt, von dem er zur rechten Hand das Dorf Neuville, im Grunde die mit Bäumen besetzten Chausseen, schräg vor sich das Dorf Mercatelle und im Halbkreis eine lange französische Feldstellung sehen kann.

Wenige zwanzig Meter vor dieser Feldstellung liegt das, was vom Bataillon von Bergen noch übrig ist.

Von der scharfen vorbereiteten französischen Grabenlinie hebt sich die unregelmäßige deutsche Parallele trotz der hochgeschossenen Rübenfelder merklich ab. Mit dem Fernglas erkennt man, daß noch Leben in den deutschen Linien ist. Man hört und sieht auch, daß ein schwaches Feuergefecht von den Feldgrauen geführt wird, aber man sieht auch lange graue Reihen still nebeneinander oder übereinander liegen.

Ein grimmiges Rachegefühl spricht aus den Mienen aller MG.-Schützen.

Stahl überlegt, ob er den französischen Graben überhöhend ausschießen kann. Ihre sorgfältigen Beobachtungen aber ergeben, daß nur an ganz wenigen Stellen, dort, wo keine Deutschen liegen oder die deutsche Linie aus Toten besteht, ein Über-

schießen möglich ist, ohne Gefahr, durch tiefe Streuung die eigenen Leute zu treffen.

Vorderhand ist nichts zu tun. Beinah mechanisch, um die Zeit auszufüllen, sagt Stahl: „Entfernung schätzen. Unteroffizier Veder, halb rechts das Dorf Neuville. Entfernung?"

„1500, Herr Leutnant."

„Unteroffizier Winkelmann, halb rechts das Dorf Neuville, von dort eine Chaussee auf das Dorf nach links gehend, nach Mercatelle, in der Mitte der Chaussee eine Mühle. Wie weit?"

„1400, Herr Leutnant."

„Veder, unten vor uns links die französischen Stellungen vor von Bergens Bataillon?"

„Etwa 1000 Meter, Herr Leutnant."

Stahl hat die noch zu seiner Verfügung befindlichen vier Gewehre vereinigt. Das Gerät ist nachgesehen, und sie warten der Dinge, die da kommen sollen.

Endlich kommt der Major Klinge mit seinem Stab, und Stahl macht seine Meldung.

Stahl beobachtet Klinges Gesicht, als er von Bergen spricht. Das Gesicht ist ruhig und beherrscht wie immer, nur etwas ernster.

Auf dem Gefechtsfelde ist verhältnismäßig Ruhe eingetreten. Das 1. Bataillon führt einen zähen Kampf vor dem Dorfe Neuville. Rechts und links der Chaussee noch weiter nördlich stehen die ersten Züge des Bataillons Schwabe und halten den Dorfeingang selbst unter Feuer. Östlich von ihnen liegt das zerschlagene Bataillon von Bergen, und südöstlich das 3. Bataillon, von dem sie augenblicklich nichts sehen können.

Langsam ist es Mittag geworden. Französische Artillerie beschießt die Chaussee Neuville—Henin, in der sie die Hauptader des deutschen Angriffs und des deutschen Nachschubs erkennt. Ihre Granaten kämmen die Ränder des Hohlweges, der aber

glücklicherweise so tief ist, daß die Schützen in Etagen übereinander sich ihre Löcher haben umbauen können. Ab und zu aber erreicht von einer entfernten Batterie doch ein Geschoß mehr den Grund der Straße, und dann gibt es hier und da von den Sprengstücken Verwundete.

Der Major Klinge, der Regimentsadjutant, Redern und Stahl sitzen nebeneinander. Sie sitzen zwischen den Infanteristen und besprechen halblaut den Stand des Gefechtes. Kein Mensch kümmert sich um die heulenden Stahlvögel, die über sie hinwegziehen, bis mit einemmal links und rechts vom Major zwei Leute aufschreien. Die rückschlagenden Splitter einer Granate haben einem Mann den Fuß im Stiefel glatt weggeschlagen, und das Blut spritzt aus dem unteren Teil des Knobelbechers heraus und über die Offiziere hinweg. Auf der anderen Seite hat es eine Brustverletzung gegeben, die glücklicherweise nur leicht ist, den Danebensitzenden aber hat es schwer gehascht, und als Stahl zuspringt und ihm den Rock herunterreißt, da quillt es aus dem Rücken von rotem Lebenssaft und Schaum, und zum erstenmal sieht Stahl eine Lunge arbeiten. Der Regimentsarzt und der Bataillonsarzt, die in ihren Nischen in der Nähe hocken, springen sofort hinzu. Die drei Verwundeten werden verbunden, und Stahl sieht voller Erstaunen, wie der Mann, der seine eigene Rückenwunde nicht sehen kann, sich eine Zigarette erbittet und losraucht. Die Krankenträger bringen die drei in der Richtung auf St. Martin fort.

Als Stahl ihnen sinnend nachschaut, sieht er von seinem erhöhten Standpunkt hinten auf der Chaussee etwas Bewegliches auftauchen. Es kommt schnell näher. Staub wirbelt auf, und jetzt schlagen auch hinter dem sich nähernden Etwas Granaten in die Chaussee, die aber immer zurückbleiben. Jetzt sieht Stahl etwas blitzen, und nun erkennt er einen Radfahrer, der

tief auf die Lenkstange geneigt, mit einem wahren Endspurt eine Höhenwelle herunterkommt.

„Herr Major, da gibt es ein tolles Rennen zwischen Radfahrer und Granaten."

Alles ist aufgesprungen. Der Radfahrer hat den tiefen Chaussee-Einschnitt erreicht, wo ihn die Granaten nicht mehr fassen können, und schon ruft er etwas. Alles zeigt auf Major Klinge, und der Radfahrer steht schweißtriefend und schwer atmend vor ihnen.

„Gefechtsordonnanz Schreiner vom Regimentsstab mit dem Mittagessen für den Herrn Major zur Stelle."

„Menschenskind", sagt der Major, „das ist ja großartig, aber wer hat denn den Vogel, dich in diesem Saufeuer hierher zu hetzen." Schreiner grinst. „Zu Befehl, Herr Major, nein, den Vogel und die Pulle Rotwein habe ich mitgebracht." Und dann wickelt er aus seinem Rucksack wahrhaftig ein gebratenes Huhn aus und holt Äpfel, ein Kommißbrot, zwei Flaschen Rotwein und ein Paket Zigarren heraus.

„Donnerwetter! Ich danke Ihnen, lieber Kamerad Schreiner. Das soll Ihnen nicht vergessen werden."

Der Angriff gegen die Zuckerfabrik von Neuville schreitet fort, und der deutsche Druck verstärkt sich.

Die beiden MG. von Jäckel greifen ein, und der Gegner hat große Verluste. Das feindliche Artilleriefeuer nimmt ebenfalls zu.

Als Stahl durch das Fernglas ihren Gefechtsstreifen mustert, entdeckt er, daß vor dem Dorfe Mercatelle, vor einem Strohdiemen ein höherer feindlicher Stab das Gefecht beobachtet. Es ist aber viel zu weit, um mit dem MG. hinlangen zu können. Als Stahl die für die MG.-Waffe erreichbaren Ziele von der überhöhenden Hangstellung der Reihe nach noch einmal durchgeht, sieht er auf der Straße von Neuville nach

Mercatelle Bewegung. Er beobachtet durch das Glas Reiter, Fahrzeuge, scheinbar eine MG.-Kompanie, und dann zählt er ab: eine Kompanie, zwei Kompanien, drei Kompanien, und mehr und mehr quillt es in langer Kompaniekolonne aus Neuville heraus.

Hinter der Straße geht ein langer, grüner Hang über einen Kilometer schräg hoch, bis zum Rücken dieses Hanges ist das Gelände genau einzusehen. Stahl winkt schnell seine beiden Gewehrführer Veder und Winkelmann rauf, zeigt auf die Kolonnen als Ziel. Die beiden erfassen sofort die Situation, springen herunter, alarmieren ihre MG.-Besatzungen, die Infanterie packt mit an, und die Gewehre fliegen nur so auf die Chausseeböschung hinauf. Ein Schütze benachrichtigt den MG.-Zug von Jäckel, daß er, wenn irgend möglich, mit eingreifen solle, und die Reserveschützen schleppen die Munition heran.

Alle Ferngläser richten sich auf die Mühle, in deren Mitte in den dunkeln Ziegelmauern zwei helle untereinandersitzende Flecke erscheinen.

„Stopfen!"

„Die Entfernung ist richtig. Auf das angesprochene Ziel Chaussee zwischen Mühle und Neuville richten."

Die Gewehrführer nicken „Fertig".

„Der linke Zug Stahl beschießt von der Mühle anfangend nach rechts gehend bis über die Mitte der Kolonne und wieder zurück. Der rechte Zug Jäckel beschießt vom Ausgang Neuville bis über die Mitte der Kolonne und wieder zurück. Fertig."

Alles ist angespannt und starrt auf dieses Riesenziel. Die Gewehrführer nicken „Fertig".

„Auf das angesprochene Ziel Achtung — Dauerfeuer."

Hinter den MG. ist nichts mehr zu hören.

Vier schwere deutsche MG., mit erstklassigen Schützen besetzt, rasseln und hämmern ihren Stahl in den Feind.

Durch die beschossene Kolonne geht ein Zittern. Durch die Ferngläser sieht man, wie es in der Kolonne aufeinanderprallt.

Die MG. mähen hinein. Ohne Pause. Die Gurte fliegen nur so. Das Wasser kocht. Kein Mensch achtet darauf. Öl wird nachgegossen, und ohne Pausen hämmern die vier MG. weiter.

Auf der Chaussee ist ein wildes Durcheinander entstanden.

Man sieht, wie die Pferde ausbrechen und den Hang hinaufrasen. Man sieht Pferde fallen und um sich schlagen. Die blauen und blaugrauen Punkte und Haufen vergrößern sich, und jetzt strömt in unregelmäßiger Flucht alles den Hang nach Norden hinauf.

Die Gewehre hämmern weiter. Der Richtschütze nimmt mehr Tiefenstreuung, und in dem eisernen Hagel bedeckt sich der Hang genau wie die Straße mit blauen und grauen Punkten.

Über Stahl ist eine wilde Erregung gekommen. Seine Schützen anzufeuern, hat er nicht nötig. Er sorgt für Munitionsersatz, er beobachtet das Ziel und reißt sich mit aller Kraft zusammen, um ruhig zu bleiben. Denn das da unten ist ein Ziel, wie es in den kühnsten Träumen sich ein MG.-Führer nicht gedacht hat, und da unten vor Neuville feiert die Schießausbildung der MG. Triumphe, die sie ihrem alten guten Führer, dem Hauptmann Seebach, verdankt.

Noch immer rast das Feuer. Stahl sieht den Major und Redern am Hange stehen und mit ihren Gläsern die Arbeit der MG.-Kompanie beobachten. Er entnimmt aus ihren Bewegungen, daß auch sie durch dieses für unmöglich gehaltene Ereignis erregt sind. Drüben auf der Chaussee scheint es jetzt still zu werden. Der Strom aus dem Dorfe hat nachgelassen, und was unten noch lebt und sich bewegen kann, das hat wohl Deckung gefunden.

Stahl winkt „Stopfen".

Die vier MG. hören auf einen Schlag mit ihrem harten Trommeln auf. Auf den tollen Schießlärm folgt eine sonderbare Stille.

Alles richtet sich auf, und alles sieht sich an. Stahl geht auf Major Klinge zu, grüßt: „Ich glaube, Herr Major, das Bataillon von Bergen ist gerächt."

Klinge schüttelt ihm die Hand und nickt: „Fabelhaft, glänzend gemacht."

Alles ist entflammt, und über den Hang gucken die Köpfe von hundert Infanteristen, die dieses Feuer und diesen Erfolg staunend mit beobachten.

Stahl hat aber von seinen französischen Gegnern gelernt, und er rechnet damit, daß dieses Feuer nicht unerwidert bleiben wird und daß es sich vielleicht nur um Sekunden handeln kann, um noch einem übermächtigen Artilleriestraffeuer zu entgehen.

Er ruft so laut und scharf er kann: „Entladen, lagern, Gerät hinunter in den Hohlweg, alles anfassen!" Kaum hat er den Befehl heraus, als Abschuß hinter Mercatelle und wildes Pfeifen ihm anzeigen, daß er recht geahnt. Haarscharf über die Köpfe der Stehenden weg saust die erste Lage Granaten und in den gegenüberliegenden Hang. Alles faßt zu und reißt das Gerät hinter die Böschung. Kaum sind sie weg, da fegt die nächste Lage auf den Hang, sie alle mit Erde und Grasklumpen bedeckend. Lage auf Lage, und nun nicht mehr von einer Batterie nur, sondern von mindestens dreien, haut ohne Pause auf ihre Stellung.

Die Sprengstücke schwirren durch die Luft. Die Granatzünder heulen und tanzen ihre unberechenbaren Kurven, und dicht neben Stahl schlägt ein solches Zünderstück einem Mann den Schenkel kaputt. Die Zeit dehnt sich unter diesem Feuer. Die Erregung der MG.-Leute läßt nach. Eine Abspannung setzt ein,

und die Besatzung des Hohlweges läßt mit Fatalismus die Schießerei über sich ergehen.

Dann läßt auch dieses Gewitter nach. Stahl horcht auf. Die Pausen zwischen den Einschlägen werden länger. Jetzt feuert nur noch eine Batterie, und jetzt ist endlich Ruhe.

Er klettert den Abhang hinauf und beobachtet nach allen Seiten. Das lange weite Feld zwischen ihm und Mercatelle ist verhältnismäßig ruhig. Das Infanterieschießen hat nachgelassen. Drüben bei Neuville sind die ersten Deutschen in die Zuckerfabrik eingedrungen, und es tobt deutlich ein Häuserkampf. Die feindliche Artillerie hat ihr Ziel geändert und schießt bereits in die Zuckerfabrik von Neuville hinein. Vorn senkrecht vor ihm ist der Druck der Franzosen ebenfalls schwächer geworden. Er glaubt durch sein gutes Fernglas da, wo er die beiden MG. von Teubner vermutet, Bewegung zu sehen.

Er ruft Redern herauf, und der bestätigt ihm seine Beobachtung.

Links von ihrem Standpunkt aus zieht sich eine Hecke mit einem trockenen Graben auf die Stelle zu, wo unten die französische und deutsche Linie, jetzt erstarrt, sich gegenüberliegen.

Stahl spricht die Möglichkeit aus, zum Entsatz jetzt hinunter zu können, und Feldwebel Jäckel sowie einige andere Schützen erbieten sich sogleich freiwillig zur Erkundung.

Sie gehen ein Stück den Hohlweg zurück, und dort, wo sich der Hang etwas senkt, schlagen sie einen Haken und gelangen unbeschossen bis an die Hecke. Ein Stück pirscht sich Stahl mit vor, so daß er einen guten Überblick hat, während Jäckel, Voigt und die übrigen Schützen mit guter Geländeausnutzung sich zu dem Zug Teubner hinunterarbeiten. Dann kann Stahl sie nicht mehr sehen.

Es dauert lange, bis sie wiederkommen, und dann bringen sie eine Kunde, die das Gefürchtete erheblich übertrifft.

Stahl führt die Patrouille zum Regimentsstab zurück und muß nun auch zu seinem Schrecken sehen, daß sein guter Voigt, sein kühler, ruhiger Gefechtsbegleiter, dabei einen Armschuß erwischt hat.

Feldwebel Jäckel meldet: „Unten ist fast alles tot oder verwundet. Die Unverwundeten und die Leichtverwundeten beschießen auf nächste Entfernung die Franzosen. Sie haben sich alle eingegraben und benutzen teilweise die Toten rechts und links als Deckung. Von Teubners MG.-Zug habe ich den Unteroffizier Böhme gesprochen. Böhme verteidigt mit dem Infanteriegewehr sein MG. Beide MG. sind vollkommen zerschossen. Der Vizefeldwebel Teubner, die beiden Gewehrführer, die Richtschützen und fast alle anderen Schützen tot. Der Unteroffizier Fricke, die Schützen Stumme, Wachsmuth, Gerloff, Zabel, Homuth, König und Strecker verwundet. — Böhme hofft, wenn die Dunkelheit hereingebrochen ist, das Gerät und die Verwundeten mit Hilfe von Reserveschützen bergen zu können. Von den Infanterieoffizieren ist der Hauptmann von Bergen wohl als erster gefallen. Von den übrigen Offizieren können die Patrouillengänger nichts aussagen."

Diese Bestätigung einer bangen Ahnung legt sich allen schwer auf und beeinträchtigt das Gefühl des Erfolges, den die beiden MG.-Züge soeben erstritten haben.

Außer der Gefechtsordonnanz Voigt ist noch ein anderer Reserveschütze bei dem Patrouillengang verwundet worden. Als die beiden Schützen sich nun bei Stahl abmelden, um zum Verbinden zu gehen, da wird es Stahl sehr schwer, sie zu entlassen. Namentlich von Voigt trennt er sich nur schwer. Da beide voraussichtlich in die Heimat kommen müssen, so schreibt er schnell noch eine kurze Zeile nach Haus, die er Voigt für die Feldpost mit auf den Weg gibt.

* * *

Stahl kann seinen Betrachtungen nicht lange nachhängen. Der Kampf wird sicher die MGK. bald wieder beanspruchen, und Stahl hat die große Sorge, daß der Munitionsersatz herankommt, denn die 4 MG. haben fast alle ihre Gurte leergeschossen.

Diese Sorge erweist sich leider als nur zu berechtigt.

Als Stahl zum Regimentsstab zurückgeht, trifft er den Major Klinge mit Cortez und Redern.

„Hören Sie zu, Stahl, soeben hat die Brigade uns den Befehl geschickt, daß auf der ganzen Linie angegriffen und Mercatelle im Sturm genommen werden soll. Um 4 Uhr soll angetreten werden. Das wäre also in einer Stunde. Aber ich halte das für verfrüht. Unser Regiment hat enorme Verluste gehabt. Ich muß unbedingt die Verbände erst wieder ordnen lassen, und dann ist der Abschnitt von Boiry bis rechts von Mercatelle für uns zu breit bei unseren schwachen Kräften.

Ich habe also antworten lassen, daß es vor Anbruch der Dunkelheit nicht ginge. Was meinen die Herren dazu?"

Sie sind alle der Ansicht des Majors, und Stahl fügt noch hinzu: „Außerdem, Herr Major, haben wir nur 4 intakte MG., die sich aber fast verschossen haben. Wir müssen Reservegurte rankriegen oder wenigstens Patronen, um behelfsmäßig hier gurten zu können."

Die Nachmittagspause wird benutzt, um den Kompanien etwas Ruhe zu geben und, soweit es möglich ist, die Bataillonsverbände zu ordnen.

Der Zug Jäckel wird dem Bataillon Schwabe zugeteilt, dessen Marschrichtung die Stelle ist, an der gestern nacht das Bataillon von Bergen vergeblich anrannte.

Das Regiment Altmark erhält zu seiner Unterstützung zwei Kompanien vom Regiment Börde und ein Bataillon vom Regiment Harz zugeteilt. Der Zug von Stahl wird auf den

linken Flügel des Regiments zur Unterstützung der beiden Kompanien vom Regiment Börde gesandt. Er soll sich mit diesen beiden Kompanien westlich von Moulin an der großen Straße Boiry—Mercatelle treffen.

Auf Bitten des Regimentsführers Major Klinge erfährt das Regiment eine weitere Verstärkung dadurch, daß dem linken Flügel ein Zug Feldkanonen, zwei leichte Geschütze beigegeben werden, um die Barrikaden der Dorfeingänge sturmreif machen zu können.

Nachdem der Angriff und die Zeiten noch einmal festgelegt sind, meldet sich Stahl bei Major Klinge und bei Redern ab, um sein entferntes Ziel zu erreichen.

Unterwegs, als sie die Chaussee hinunter das Maschinengewehrgerät tragen, hört man Fahrzeuge anrollen.

Sollten das etwa die Gefechtsfahrzeuge der MGK. sein?

Das wäre eine Leistung. Aber unmöglich wäre es nicht, denn die beiden Feldwebel Bach und Wieland haben es bisher in allen Gefechten fertiggebracht, mit ihren Fahrzeugen, mit Munition und Essen die Gefechtskompanie auch unter den unglaublichsten Umständen aufzufinden.

Stahl läßt das Gerät absetzen.

„Halt, wer da?"

Aus der Dunkelheit antwortet die unverkennbare Stimme des Russen: „Hier Feldwebel Bach mit den Gefechtsfahrzeugen der MGK. Altmark."

Bach und Wieland, die beiden Prachtkerle tauchen aus der Dunkelheit auf. Sämtliche MG.-Wagen und Munitionswagen sind zur Stelle und dahinter dampft tatsächlich auch die Feldküche.

Nun hat der Zug Stahl Gelegenheit, sich etwas auszuruhen, das glänzende Essen in Ruhe zu genießen und außerdem das schwere Gerät an Ort zu bringen.

So weit es geht, fahren die Fahrzeuge mit vor, um den Schützen die schwere Mühe des Tragens abzunehmen. Dann macht der Zug die Gewehre frei, um an den befohlenen Einsatzpunkt zu rücken.

Dabei treffen sie den Regimentsführer und Redern, die ihnen mitteilen, daß der Angriff auf Mercatelle auf den nächsten frühen Morgen verschoben sei und daß Stahl mit seinem Zuge noch einige Stunden Zeit zum Ausruhen hätte und am besten so lange bei ihnen bliebe.

Der Regimentsstab hat eine alte Sandkuhle als Stabsquartier erklärt.

Es ist bitterkalt. Immer 3 und 4 Schützen legen sich eng zusammen, um sich einigermaßen zu wärmen. Bis jetzt hat Stahl von Abspannung nichts gemerkt. Nun faßt auch ihn die Erschöpfung an, und wie er mit seiner neuen Gefechtsordonnanz Korb und einem Reserveschützen eng aneinandergepreßt liegt, gegen den Hang der Kiesgrube gestemmt, da muß er alle Kräfte und Energie zusammenreißen, um nicht einer traurigen verzweifelten Stimmung anheimzufallen.

Im Halbschlummer hörte er, wie der Bataillonskommandeur von den Harzern kommt und wie irgendeine Anordnung des Majors Klinge diesen Herrn in Harnisch bringt. Dann liegt er weiter im Halbschlummer, bis die ersten Zeichen der Dämmerung sichtbar werden. Er weckt seinen Zug und sieht, daß seine Schützen genau so krumm und lahm und kaputt wie er selber sind. Sie laufen im Kreise herum, um sich warm zu machen und Stahl macht Kniebeugen, weil ihm seine Füße wie Eisklumpen erscheinen. Außerdem rumort es ihm in Darm und Magen.

Wenn jetzt ihm jemand von dem Großen und Erhebenden des Krieges etwas erzählt hätte, so würde er ihn glatt über den Haufen geschossen haben. Aber diesen nüchternen Männern der

Tatsachen um ihn herum kamen solche Ideen gar nicht. Für sie gab es nur Befehl und Angriff; weil das Pflicht war, wurde es eben gemacht.

Stahl ordnete seinen Zug und meldete ihn beim Regimentsstab ab. Er mußte wohl etwas müder als sonst gesprochen haben, denn der Major fragte ihn herzlich: „Fehlt Ihnen etwas, Kleiner, wollen Sie nicht mehr mitmachen? Es ist das erstemal, daß ich Sie nicht frisch und bei guter Laune sehe?"

„Zu Befehl, Herr Major, es wird weiter mitgemacht, aber ich habe scheußliches Bauchweh."

Stahl ließ seine Leute abwechselnd tragen, faßte selber mit ans Gewehr und als das Blut wieder durch die Adern ging, und der Schweiß, das Öl der Knochen, beim Tragen wiederkam, war der Lebensmut wieder da.

Er unterhielt sich leise im Gehen mit seiner neuen Gefechtsordonnanz, dem Gefreiten Korb. Er kannte ihn als guten Sportsmann, hatte manches Mal mit ihm Hockey gespielt und hoffte, in ihm einen guten Ersatz für seinen Voigt gefunden zu haben.

Aus dem Dunkeln sah der Zug die Silhouetten hoher Chausseebäume auftauchen, und Spatenklirren zeigte an, daß sich hier eine Gruppe eingrub. Stahl traf die Kompanie von Hauptmann Rauch, der mit seinem Bataillonsarzt und seiner Gefechtsordonnanz selbst dabei war, in dem Chausseehang sich seine Gefechtsstände einzubauen. Stahl wurde sehr freundlich von den beiden Herren als Verstärkung ihrer Kampfkraft begrüßt.

Die Kompanie von Rauch hielt beide Straßenseiten besetzt. Der Feind war noch in Mercatelle. Stahl besprach mit dem Hauptmann, wo die beste Stellung für die beiden MG. wäre, und sie kamen überein, abzuwarten, bis die beiden Kanonen kämen, um sich dann zusammen mit den Artilleristen zu ver-

ständigen. Es dauerte nicht lange, so trafen die Geschütze ein, die nicht ohne Schwierigkeiten in die trockenen Gräben der Chaussee von den Kanonieren und Mannschaften gezogen wurden. Dicht neben den Geschützen baute Stahl auf jeder Seite an einem starken Chausseebaum seine MG. ein.

Zum Glück war der Frühmorgen neblig und von schlechter Sicht, sonst hätte diese Arbeit sicher nicht ohne Störung seitens der Franzosen ausgeführt werden können.

Als es heller wurde, entdeckte Stahl, daß der Hauptmann Rauch auf seinem Waffenrock auf der linken Brust das Eiserne Kreuz I. Klasse trug. Stahl sah stumm das schlichte Kreuz an.

Eiserne Kreuze waren im Herbst 1914 noch etwas sehr Seltenes. Ihm selbst war die Verleihung des Eisernen Kreuzes II. Klasse wie ein Wunder vorgekommen, und vor ihm stand nun ein Kamerad, ein Kompanieführer des Schwesterregiments Börde, geschmückt mit dem sagenhaften Eisernen Kreuz I. Klasse.

Stahl beglückwünschte den Hauptmann, den er seit der Szene am Ourcqbach nicht wieder gesehen hatte, herzlich.

Der alte Afrikaner lachte erfreut.

„Danke vielmals, mein lieber Stahl, ich habe es erst gestern aus der Hand des Divisionskommandeurs bekommen. Es ist hübsch, daß Sie mir Glück wünschen. Wir scheinen uns immer zu treffen, wenn etwas Erfreuliches geschieht. Ich habe Ihnen das Wiederbringen meines alten Talismans nicht vergessen."

Lächelnd zog Rauch aus dem alten Reitstiefel seinen Reitstock aus Nilpferdhaut mit der Silberkugel.

„Hier ist der Zauberstab, mein Lieber. Die Wette und das versprochene Festessen nach Krieg und Sieg gilt noch."

„Famos, Herr Hauptmann. Das muß ich aber einmal sofort mit meinem Kodak festhalten. Bitte, recht freundlich."

„Recht freundlich ist gut, na ich werde mir auch Mühe geben, auf dem Bilde fabelhaft auszusehen, und dann kann ja Seine Majestät der Kaiser auf diese Weise das nachgeliefert bekommen, was ihm gestern entgangen ist."

„Wieso, Seine Majestät der Kaiser?"

„Jawoll", nickte Rauch, „dort drüben, dahinten auf den Höhen beobachtet Seine Majestät seit gestern den Fortgang unserer Schlacht vor Arras. Stellen Sie sich vor, Stahl, eigentlich sollten unser Regimentskommandeur und der Ihnen auch bekannte Hauptmann Mertens und ich aus den Händen von S. M. das Kreuz erhalten. Na, vielleicht ist es gut so. S. M. stellt sich vielleicht unter uns dreien drei Idealgestalten vor. Herrgott, ich bin schon keine Schönheit, aber wenn der erst Mertens und von Falkenhagen gesehen hätte, ich glaube, er hätte gedacht, drei Nußknacker vor sich zu haben."

Stahl grinste: „Wenn S. M. zuguckt, Donnerwetter noch mal, da muß natürlich Mercatelle mit besonderem Schmiß genommen werden."

Bisher war das Feuer schwach gewesen, und nur die Postierungen westlich der Chaussee und die Spitzen von Rauchs Kompanie schossen sich mit dem Gegner herum. Jetzt setzte das Feuer lebhafter ein, und gerade, als Stahl seinen Apparat wieder wegstecken wollte und sich dabei umdrehte, bekam er einen Schlag an die Hüfte.

Er hörte das bekannte Bsss einer nahen Gewehrkugel. Von einem Stein von Rauchs Schulterwehr sprang die Kugel ab. Rauch bückte sich, hob das etwas krumm gewordene französische Kupfergeschoß auf und gab es lächelnd und mit einer Verbeugung Stahl. Der griff zu und schmiß es sofort wieder hin. Es war so heiß, daß er es ohne Handschuh nicht in der Hand halten konnte. Als es etwas abgekühlt war, steckte er es zu dem Kirchenschlüssel von Henin.

Dann empfahl er sich mit einem seiner bekannten saftigen Kernsprüche und begab sich schleunigst in den Schutz seiner MG.

Die Sonne begann jetzt Herr des Morgennebels zu werden. Das französische Feuer wurde lebhafter. Artilleriegeschosse rauschten über sie hinweg. Gewehrkugeln klatschten in die Zweige der Chausseebäume.

Stahl besprach sich mit dem Artilleristen, und es schien ihnen nunmehr die Zeit gekommen, die Geschütze und die MG. einzusetzen.

Vor Mercatelle sah man jetzt in der Helligkeit des Morgens eine Barrikade errichtet. Hinter der Barrikade waren Bewegungen, und rechts von der Barrikade war ein größeres Haus, scheinbar die übliche Chausseekneipe. Rechts und links der Chaussee schienen noch weitere Barrikadenstellungen zu sein. Durch das Fernglas sah man Leute hin und her eilen.

Das Feuer der beiden Geschütze und der beiden MG. brachte Leben in die beiden Barrikadenverteidiger und ließ ein wildes Feuer aus Mercatelle aufflammen. Als Schuß auf Schuß in die Barrikade und die Häuser der Chaussee fuhren und als das Dauerfeuer der MG. alle sichtbaren Stellungen abtastete, erscholl rechts von der Chaussee ein scharfes Hurrarufen, so daß die beiden Geschütze und MG. ihr Feuer auf die linke Seite der Chaussee legten, um nicht den eigenen Sturm zu gefährden.

Das Hurra sprang auf die Kompanie von Rauch über, und auf der Straße und neben der Straße stürmte plötzlich alles nach vorn, auf den Dorfeingang los.

Da hielt es auch Stahl nicht mehr länger aus. Zu dem Artilleristen gewandt, sagte er schnell: „Ich muß meinen MG.-Zug sofort weiter vorn einsetzen. Leben Sie wohl, vielen Dank. Lassen Sie es sich gut gehen."

„Unteroffizier Veder, Sie übernehmen den Zug und folgen mir sofort nach. Ich werde mit Korb vorauslaufen."

Stahl und Korb brausten los. Unbeschwert von Tornistern und als gute Läufer überholten sie die meisten Infanteristen. Schnell waren sie an der Barrikade und unerwartet in einem lebhaften Handgemenge.

„Himmeldonnerwetter, da sind ja noch Franzosen!" Karabiner hoch und auf den nächsten Franzosen losgeknallt.

Zwischen dem Laden und nächsten Schuß glaubte Stahl mit halbem Auge zu sehen, daß Korb rechts einem Franzosen das Bajonett in die Brust stieß und wieder 'rausriß. Das ging alles blitzschnell. Wie in einem Wirbel wurden Deutsche und Franzosen durcheinander weitergerissen. Bis rechts brausendes Hurra übermächtig erscholl.

Das Bataillon Schwabe hatte Mercatelle ebenfalls erreicht. Die Franzosen warfen schreiend die Waffen weg: „Pitié, pitié!!" Die letzten Schüsse krachten, das Dorf war genommen.

Stahl riß den Helm herunter und holte tief Atem. „Korb, Mensch, das haben wir geschafft."

Der Gefreite Korb, schlank und zäh, stand neben ihm und lachte ihn an. Ein wirres Durcheinander von Feldgrauen der verschiedenen Kompanien war um sie herum. Dazwischen sahen sie gefangene Franzosen, die unruhig hin und her trippelten, und weiter sahen sie den Kommandeur ihres I. Bataillons, den beliebten Papa Schwabe, mit wehendem Mantel und selbst das Sturmbajonett noch in Händen.

Stahl begrüßte die Herren des I. Bataillons und schickte Korb zurück, um Veder mit dem MG.-Zug nachzuholen.

Der Major befahl, die 4 Kompanien seines Bataillons zu ordnen und mit der 1. und 2. Kompanie bis zum jenseitigen Dorfrand durchzustoßen.

Während die Kompanien sammelten, blieb Stahl beim Bataillonsstabe, um auf seinen Zug zu warten. Man kam langsam wieder zur Ruhe und zum Nachdenken. Stahl sah auf seine Armbanduhr: „Was denn, schon drei nachmittags? Der ganze Krempel hat sich doch im Handumdrehen abgespielt. Und das soll jetzt sieben Stunden gedauert haben? — Merkwürdig, dieselbe Sache wie bei Le Cateau. Damals dachte man, es ist Mittag und es war sechs Uhr abends, als wir die Engländer hatten. Was rast die Zeit im Gefecht."

Ein starker Hunger machte sich bei ihm und seinem Zuge geltend.

Stahl ließ bis in die Mitte des Dorfes vorrücken und die beiden MG. absetzen. Einige gewandte Schützen übernahmen das Requirieren und kamen bald mit eingemachten Konserven, Marmeladentöpfen, weißem Franzosenbrot und mit einem Topf frischer Butter zurück. Außerdem behauptete ein Schütze, eine freundliche Französin hätte sich bereit erklärt, für alle Kaffee zu kochen.

Es kam aber nicht zum Kaffeeholen, denn mit einem Male schien der Dorfkampf wieder aufzuleben. Eine wilde Infanterieschießerei tobte los.

Machten die Franzosen einen Gegenstoß?

Das Feuer im Dorfe ließ jedoch schnell wieder nach, die letzten in den Gehöften befindlichen Verteidiger gaben sich gefangen.

Der Hauptteil der Franzosen zog sich weiter nördlich zurück auf eine breite Geländewelle, wo sie sich westlich Beaurains festsetzten.

Der deutsche Angriff kam vorläufig zum Stehen.

Inzwischen war auch der Zug Jäckel herangekommen, und bald trafen auch der Regimentsführer Major Klinge mit seinem Stabe und Redern ein.

Der Major war mit dem Gelingen des Gefechtes sehr zufrieden. Das befohlene Angriffsziel war erreicht.

Redern begrüßte seine MGK. begeistert.

„Famos, lieber Stahl und lieber Jäckel. Wir haben den Einsatz eurer beiden Züge beobachten können. Der Regimentskommandeur hat sich sehr anerkennend über die MGK. ausgesprochen. Vorläufig bleibt ihr hier halten. Ihr erhaltet weitere Befehle durch den Radfahrer."

Während Stahl in der Abendsonne mit Jäckel und seinen Gewehrführern auf Stühlen saß und den Frieden des Sonnenunterganges genoß, erschien Bach mit den Fahrzeugen.

Stahl ließ die Kompanie in einen großen Bauernhof einrücken und Essen ausgeben.

Die Küche hatte großartig gearbeitet. Das zusammengekochte Kohlgericht, sprich: Irish steff, schmeckte zu dem leichten weißen Landwein, den die Schützen aus den Kellern von Mercatelle in großen Sektflaschen herausbeförderten, großartig. Es waren solche Weinvorräte da, daß die zusammengeschrumpften Vorräte der MGK. herrlich ergänzt werden konnten gegen freigiebigst ausgestellte Requisitionsscheine, die in den von den Bewohnern verlassenen Gebäuden mangels Möglichkeit persönlicher Übergabe auf den Tisch gelegt wurden.

Nach Anbruch der Dunkelheit brachte der Radfahrer der MGK. den Regimentsbefehl, auf der Chaussee bis zum nächsten Dorfe, Beaurains, vorzurücken und in Deckung vor dem Orte zu warten.

Stahl führte die Kompanie durch das wellige Gelände dorthin und übergab sie Jäckel. Er selbst ging mit Korb bis an das Dorf heran, in dessen erstem Hause links der Chaussee er den Regimentsstab und Redern antraf.

Der deutsche Angriff hatte sich in einem großen Halbkreis gegen Arras herangearbeitet. Beaurains war eins der letzten

Dörfer vor der Festung. Das Dorf wurde noch stark verteidigt, nur der südliche Dorfrand war genommen.

Je näher die MGK. an Beaurains herangefahren war, um so mehr war sie wieder in den Bereich des Gefechtes gekommen, und zu weit gehende Infanterieschüsse und Granaten gingen über sie hinweg.

Das Dorf sollte heute nacht noch unbedingt genommen werden, um dann den Stoß auf Arras selbst zu führen. Man hatte in diesen Tagen gelernt, was es hieß, ein wohlbefestigtes Dorf nur mit Infanterie anzugreifen, und hatte begriffen, daß dieses unnötige Verluste brachte. Deshalb hatte der Regimentsführer, Major Klinge, einen Zug Artillerie zu seiner persönlichen Verwendung angefordert.

Zwei Feldhaubitzen, geführt von einem alten Mitschüler Stahls, dem Leutnant der Reserve Linde, trafen ein.

In dem kleinen Dorfzimmer wurde Kriegsrat gehalten. Der Major Klinge erklärte auf Grund einer Skizze die Lage. Eine Petroleumlampe beleuchtete notdürftig die ausgebreiteten Karten auf dem Tisch, um den der Major mit einigen Kompanieführern, der Regimentsadjutant Cortez, Redern, Stahl und der Artillerist Linde standen.

Nachdem der Angriffsplan festgelegt war, erhielt Linde einen Zug Infanteristen, die die Haubitzen in ihre Stellungen zogen. Mit der Bespannung war es nicht möglich, im Dorfe weiter vorwärts zu kommen, weil starkes Gewehrfeuer die Straße entlang peitschte.

Auf ganz kurze Entfernung schickten die Haubitzen ihren Gruß in die Häuser, aus denen unaufhörlich die Blitze der französischen Gewehrschützen aufzuckten. Zwei Strohdächer fingen Feuer und warfen ihr grelles Licht auf die nächtliche Kampfszene. Das Feuer der Haubitzen schaffte der Infanterie etwas Luft. Gehöft um Gehöft ging es vorwärts.

Stahl setzte seinen MG.-Zug ein.

Es war ein wildes Getöse, Abschuß und Einschlag der Haubitzen lagen fast zusammen. Die Franzosen antworteten aus den Häusern und von einer Barrikade her mit wilden Raffalls.

Über die Barrikaden hinweg versuchte die feindliche Artillerie die Dorfstraße und die deutschen Angreifer zu fassen. Ihre Granaten und Schrapnells aber lagen zum Glück zu hoch und fuhren heulend und krachend in die Dachstühle. Die deutschen Infanteristen gingen unter lebhaftem Schützenfeuer von Gehöft zu Gehöft vor, und die beiden MG. von Stahl richteten ihr Feuer auf die Fensterreihe der Häuser, aus denen man das französische Mündungsfeuer aufblitzen sah.

Die Flammen der Dachstuhlbrände zuckten auf und nieder. Die eine Seite der Straße war grell beleuchtet, die andere lag in um so tieferem Schlagschatten.

Bis kurz vor die Barrikade drang der deutsche Angriff vor, dann kam er trotz der Artillerieunterstützung nicht weiter.

Die Kompanien hatten starke Verluste.

Eine Gefechtsordonnanz holte Stahl zum Major Klinge zurück. Der Major war der Auffassung, daß trotz aller Anstrengungen nachts Beaurains nicht zu nehmen wäre. „Meine Herren, ich werde den Angriff einstellen lassen. Die erreichte Linie wird befestigt und auf alle Fälle gehalten. Ich werde sofort den Herrn Divisionskommandeur um Unterstützung bitten und vorschlagen, das Dorf durch Umgehung im Flankenangriff zu nehmen. Vor Tagesanbruch wird dieses nicht zu machen sein. — Ihnen, lieber Linde, danke ich für Ihre erfolgreiche Unterstützung. Wollen Sie sich mit Ihrem Zuge und ebenso die MGK. in die Deckung zurückbegeben. Am besten bis zu diesem Gehöft — der Major wies auf die Karte — an der Chaussee südlich des Dorfes."

Die Maschinengewehre wurden zurückgezogen. Über die von grellen Flammen beleuchteten Dorfstraßen ließen sie sich jedoch nicht sofort tragen. Es mußte gewartet werden, bis die Brände nachließen, und Stahl saß deshalb mit dem Adjutanten des I. Bataillons einträchtig auf dem Sitzbrett eines Ortes, den man sonst nur allein aufzusuchen pflegt.

Endlich war es so weit, daß man zurück konnte. Alles war froh, aus dem Schlamassel heraus zu sein, dessen Kampfeslärm hinter ihnen schwächer und schwächer wurde.

Stahl befiehlt höchste Alarmbereitschaft, läßt das Gerät reinigen, und dann sinkt alles bis auf die Wachtposten in den tiefen Schlaf der Erschöpfung.

Auch Redern ist diese Nacht bei der Kompanie. In einem kleinen halboffenen Schuppen hat der Feldwebel Bach für die beiden Leutnants Stroh aufschütten lassen. Beide liegen in ihre Decken und Mäntel gewickelt und glauben, kaum eingeschlafen zu sein, als der Feldwebel Bach und die Gefechtsordonnanz der MGK. sie weckt.

„Die MGK. erhält den Befehl, sofort nach Beaurains vorzurücken und sich beim neuen Regimentsführer Major Schwabe vor Beaurains zu melden."

„Was ist los?" fragt Redern. „Wiederholen Sie den Befehl nochmal."

Der Gefreite Villaret wiederholt: „Die MGK. erhält den Befehl, sofort bis Beaurains vorzurücken. Die Leutnants Redern und Stahl haben sich unverzüglich beim Regimentsführer, Major Schwabe, am Dorfeingang zu melden."

Eine eisige Hand greift Stahl ans Herz. Er und Redern sehen sich erschüttert an, als der Befehlsempfänger unter anderen Regimentsbefehlen verliest, daß in der Nacht der Regimentsführer, Major Klinge, während er die Umfassung des Dorfes leitete, durch Herzschuß gefallen ist.

Sie können es kaum fassen, daß dieser geborene Führer, glänzende Mensch und tapfere Soldat nicht mehr ist.

Sie trinken schnell einen Becher Kaffee in der Feldküche, und während Redern nach Beaurains vorausgaloppiert, führt Stahl, wie befohlen, die Kompanie nach.

Da es in der Nacht nicht gelungen ist, Beaurains ganz in die Hand zu bekommen, muß der Sturm noch einmal angesetzt werden.

Die Chaussee liegt wieder unter Feuer. Deshalb muß Stahl schon ziemlich weit vor Beaurains die Gewehre freimachen lassen und geht, da das Feuer von links herüberkommt, im trockenen Graben rechts von der Chaussee vor.

Rechts vorn sieht er ein Bataillon des Regiments in Bereitstellung, vor sich die ersten Häuser von Beaurains, als er im Graben einen toten deutschen Offizier findet, über den eine Zeltbahn gedeckt ist. Er hebt sie hoch und prallt zurück; es ist der Major Klinge. Das starke, kräftige Gesicht ist unverändert, die Augen sehen nur etwas starr in den Himmel. Er ist vollkommen angezogen, und von einer Wunde ist nichts zu sehen. Unter dem straff sitzenden Waffenrock zeichnet sich die innere Brusttasche scharf ab, in der die gefüllte Brieftasche sitzt. Stahl knöpft den Waffenrock auf, zieht die Brieftasche hervor, sieht sich den Major noch einmal genau an, deckt ihn wieder zu und läßt Jäckel die Züge weiterführen.

Er selbst geht zum Bataillon vom Regiment Börde hinüber, sucht sich den Arzt und übergibt ihm die Papiere von Klinge mit der genauen Privatadresse und bittet, für die richtige Übersendung sorgen zu wollen. Dann eilt er hinter seinem Zuge her, kreuzt die Chaussee und trifft an der gleichen Stelle und dem gleichen Hause, wo er gestern abend noch mit Klinge als Regimentsführer sprach, den neuen Regimentsführer Major Schwabe. Er meldet sich bei ihm

und bei Redern und bekommt seinen Auftrag und den Lagebericht.

Der Auftrag für die MGK. lautet, die Infanterie im Angriff südöstlich von Beaurains zu unterstützen und alsdann von der Flanke her Beaurains mit zu stürmen.

Stahl geht mit seinem Zuge los.

Er schreitet durch die Züge der Infanterie, zwischen denen die toten Deutschen und Franzosen dicht gemäht liegen. Er kommt an eine Wegkreuzung, wo eine Granate mit einemmal verschiedene Franzosen gefaßt hat. Der eine Körper zeigt nur noch den blutigen Halsstumpf, und im Vorbeigehen hört er, wie eine Stimme trocken sagt: „Ich habe nun schon den janzen Morgen den Kopf gesucht und kann ihn nicht finden."

Er kommt hinter eine Hecke, wo die zweite Linie liegt, die sich schon im feindlichen Infanteriefeuer befindet. Er sieht sich genau mit seinen Gewehrführern das Gelände an und erreicht dann mit Korb vorausspringend die vorderste deutsche Angriffsstellung.

Eine kleine, kaum meterhohe Böschung benutzend, liegen hier die Feldgrauen. Die Franzosen haben die beiden laufen sehen, aber trotz lebhaftem Schützenfeuer kommen sie glücklich beim Leutnant Schüll an. Stahl liegt neben ihm und fragt nach Ziel und Entfernung, um seinen Zug einsetzen zu können.

Er merkt nicht, daß der junge Kompanieführer ihn fragend ansieht, sondern er hat das Glas 'rausgenommen und beobachtet mit seiner Gefechtsordonnanz genau das Vorfeld. Vor ihm links vom Park ist eine vom Feind besetzte Chaussee. Hinter ihr erhebt sich ein Hang, der von Hecken und etagenförmig übereinanderliegenden französischen Schützengräben durchzogen ist.

Infanteriefeuer aus diesen Gräben liegt auf den deutschen Linien, während das feindliche Artilleriefeuer weit über sie hinweg als Störungsfeuer nach hinten geht.

Wenn es vorwärtsgehen soll, heißt es also zuerst die stark besetzte Chaussee nehmen. Halbrechts vor Stahl liegt ein kleines Haus, ein Gärtnerhaus. Von diesem aus ließe sich überhöhend durch MG.-Feuer die Chaussee fassen. Während zur gleichen Zeit die Infanterie antreten müßte.

Er teilt seinen Vorschlag dem neben ihm knienden Kompanieführer mit. Er will dessen Ansicht hören und dann seine Gewehrführer heranwinken. Unwillkürlich sieht er dem jungen Kompanieführer in die Augen, die ihn erschreckt angucken und voll Tränen sind. Bestürzt sieht dieses Stahl, und noch bestürzter hört er die Frage: „Ja, können Sie denn dies alles aushalten, ich, ich kann nicht mehr."

„Ja, lieber Schüll, wie meinen Sie denn das? Auch ich bin hundemüde und kaputt, aber selbstverständlich hauen wir das Gesochs hier raus."

Der andere schweigt zuerst und dann bekommt er einen Weinkrampf. Stahl ist die ganze Sache schrecklich.

Vor allen Dingen aber darf kein Mann etwas merken. Darum schickt er seine Gefechtsordonnanz etwas weiter nach links mit der Weisung, genau den Feind zu beobachten. Er selbst wendet sich wieder zu dem Kameraden und spricht ihm zu und sagt, daß auch er solche Anwandlungen kenne, daß er vielleicht nicht geschlafen habe und überhungert sei, und er gibt ihm seine Feldflasche, die mit dem schönen weißen Landwein gefüllt ist.

Beide trinken daraus, und Stahl zieht außerdem noch ein Butterbrot hervor und will es dem andern anbieten. Der dankt, lehnt ab und sagt: „Das ist es ja nicht, lieber Stahl, aber ich kann nicht mehr. Ich habe nicht die Nerven für dieses Gemetzel. Ich komme nach meiner ersten Verwundung gestern wieder direkt aus der Heimat hierher, mache diesen Sturm mit, verliere so viel meiner Leute. Klinge fällt, und vor mir steht

immerzu das Gesicht meiner Mutter beim Abschied. Mein Bruder ist gefallen, während ich mit meiner leichten Armwunde bei der Mutter daheim war, und als ich noch vor 3 Tagen von ihr Abschied nahm, da weinte sie und sagte, sie sähe auch mich nicht wieder und ich, ich habe das bestimmte Gefühl, daß ich falle."

Stahl schluckt etwas herunter. Er sieht in das hübsche, etwas zu weiche Jungengesicht. Er sieht den Kameraden noch vor kurzem in der Garnison, heiter lächelnd, tanzen und im Kasino als frischen Tischgast sitzen. Er sieht ihn jetzt neben sich und sagt: „Lieber Rudi, das sind doch Nerven. Ich kann Ihnen das nachfühlen. Aber wissen Sie was, geben Sie mir Ihre Kompanie in die Hand, betrachten Sie sich mal heute und morgen als Zuschauer, und Sie werden selber sehen, morgen sind Sie ein anderer Mann und haben die Sache überwunden."

Schüll drückt ihm krampfhaft die Hand und nickt und sagt: „Ich schäme mich so vor mir selbst, aber ich kann nicht."

Stahl ruft Korb heran und sagt dann laut, so daß es die weiter entfernt liegenden Schützen hören: „Lieber Schüll, wenn Sie krank sind, so müssen Sie hierbleiben, bis Ihnen besser ist. Ich werde dann Ihre Kompanie mit führen." Er gibt nach rechts und links bekannt, daß die Kompanie auf seinen Befehl hört, weil MG. mit eingesetzt werden.

Den Leuten klingt das sehr begreiflich. Seit den letzten Tagen, ja schon seit Le Cateau steht die MGK. überall in hoher Gunst.

Als Veder und Winkelmann herangekommen, werden die Ziele und Entfernungen festgelegt. Während das linke MG. ein ruhiges Feuer auf die Chausseestellung vor ihnen eröffnet, pirscht sich Stahl mit seiner Gefechtsordonnanz und mit Veder hinter das Gärtnerhaus, dessen Haustür peinlicherweise feind-

wärts liegt, und steigt in dessen erste Etage. Von dort aus hat man eine umfassende Aussicht und sieht in die feindliche Stellung hinein.

Stahl hat den gegebenen überhöhenden MG.-Stand gefunden und läßt vorsichtig 2 MG. heraufbringen.

Die Zielabschnitte sind eingeteilt, die Ziele erkannt und überraschend hämmern die MG. überhöhend los.

Es gelingt ihnen, die feindliche Stellung vernichtend zu fassen. Die französischen Schützen verlassen in wilder Flucht die Chaussee.

Als Stahl nach einer kurzen Gefechtspause den nächsten Graben unter Feuer nehmen will, haben beide MG. Hemmungen. Das kann schon vorkommen, aber bei seiner gut eingespielten Bedienung ist es immer schnell behoben.

„Also weiter, Kinder, wir haben keine Zeit."

Tak, tak, sagt das eine Gewehr, tak, tak, sagt das andere Gewehr und wieder schweigen die beiden Knarren.

Die Gewehrführer werden ungeduldig, die Richtschützen werden ungeduldig, und auch Stahl wird ungeduldig. Sie ziehen einen neuen Gurt ein. Dasselbe Theater wiederholt sich. Stahl versucht es selber, aber die Gewehre wollen nicht. Vor ihm liegen die handgreiflichsten Ziele und vor sich sieht er den weglaufenden Gegner, ohne ihn fassen zu können. Das ist ja zum Kotzen! Eine Serie von Flüchen geht los. Dann reißt er sich energisch zusammen und sagt: „Na, Kinder, nun noch einmal mit der Ruhe." Aber mit der Ruhe geht's auch nicht.

Jetzt verliert auch Stahl die Gemütlichkeit.

„Geht's nicht im Guten, dann geht's eben im Bösen, ihr Armleuchter", und nun ist der gelernte Infanterist und jetziges MG.-Mitglied Korb Zeuge von einem Zwiegespräch in unverfälschtem MG.-Deutsch zwischen dem Zugführer und den beiden Gewehrführern, zwischen den Gewehrführern und den

Richtschützen und zwischen den Richtschützen und den andern Schützen.

Es ist nichts zu machen, voller Zorn befiehlt Stahl: „Lagern, entladen, bringt die Scheißknarren runter."

Eine etwas betöpperte Prozession verläßt den Raum und ist noch nicht unten angelangt, als zwei Volltreffer genau da einschlagen, wo noch vor wenigen Sekunden an den MG. verzweifelt gearbeitet wurde. Im Nu schmeißen sie die Gewehre auf die Rückseite des Hauses, und denselben Augenblick saust eine zweite Ladung in den Giebel, Staub, Dreck und Splitter fliegen ihnen um die Ohren.

Bleiche Gesichter sehen sich an. Der Unteroffizier Veder fragt leise: „Und wenn wir nun keine Hemmung gehabt hätten, Herr Leutnant?"

„Dann hätten die Artilleristen drüben eine gehabt."

Trotz der Hemmungen ist die Chaussee vom Feinde gesäubert. Die MG.-Schützen springen mit der Infanterie zur Chaussee vor, nehmen die Stellung und graben sich ein. Veder läßt durch die Reserveschützen und Munitionsträger neue Munitionskästen heranbringen, und nun schießen die verdammten Knarren mit einem Male wieder.

Währenddessen ist rechts von ihnen der Angriff im Dorfe selbst, an dem Jäckels Zug beteiligt war, siegreich beendet. In wilder Flucht verschwinden die letzten Franzosen hinter den Geländewellen nach Arras zu.

Die Häuser werden durchsucht, und noch eine große Menge französischer Jäger und Infanteristen gefangen.

Stahl überträgt die Führung seines MG.-Zuges dem Unteroffizier der Reserve Böhme und sucht mit seiner Gefechtsordonnanz Korb den Zug Jäckel im Dorfe auf.

Jäckel läßt die letzte genommene Barrikade am Nordende des Ortes gegen Arras zu wiederherstellen und befestigen. Er

berichtet stolz von dem trefflichen Schießen seiner MG. und daß man während des ganzen Dorfkampfes nur zwei Leichtverwundete gehabt habe, die beim Zuge bleiben können.

Ein Radfahrer vom Regiment bringt den Befehl, daß alle Kompanieführer sich zum Regimentsstab zu begeben hätten.

Der Regimentsführer, Major Schwabe, schüttelt seinen Offizieren freudig erregt die Hände. Dann gibt er die Lage an Hand der Karte bekannt.

„Der Herr Divisionskommandeur hat dem Regiment Altmark seine Anerkennung ausgesprochen. Die angegebenen Gefechtsziele sind erreicht. Die deutsche Linie umfaßt im Halbkreis Arras. Die Division befiehlt, daß das Dorf Beaurains möglichst gut und schnell befestigt wird, um als Stützpunkt beim weiteren Vorgehen zu dienen."

„Ich bestimme", fährt der Major fort, „daß das erste Bataillon den linken Gefechtsabschnitt bis zum Dorfrand übernimmt. Das dritte Bataillon das Dorf selbst einschließlich Park, mit den Nachbarregimentern wird durch Offizierspatrouille Fühlung aufgenommen. Die MGK. steht zur Verfügung des Regimentskommandeurs. — Das zweite Bataillon ordnet seine Verbände, seine Führung übernimmt Hauptmann Strauß."

Redern und Stahl sehen sich an, und Stahl sagt leise zu ihm: „Gerechter Himmel, ausgerechnet Strauß."

„Was wollen Sie machen, lieber Stahl, Strauß ist der nächste Dienstälteste. Der nach von Bergen als Bataillonskommandeur! Na, ich bin froh, daß ich nicht im zweiten Bataillon bin, und daß auch die MGK. ihren Geschäftskram mit dem dritten machen muß."

Stahl muß unwillkürlich an den Vorgänger von Strauß denken. Was war von Bergen für ein ritterlicher, feiner Kamerad, was für ein schneidiger, scharfer Bataillonskommandeur

und dabei doch, wie väterlich besorgt um seine Leute. Und nun folgt ihm dieses Ekel. Stahl kann ihn schon vom Frieden her nicht ausstehen. Seine Kompanie hat nie etwas zu lachen gehabt und erst die armen Reserveoffiziere, die in der Kompanie von Strauß üben mußten. Wie er ihn jetzt so stehen sieht, überlang und hager in seiner schlottrigen Uniform, da denkt Stahl nochmal: Armes zweites Bataillon! Ja, gerechter Himmel, gibt es denn überhaupt noch ein zweites Bataillon? — Nein, es gibt nur noch Trümmer davon. Das zweite Bataillon liegt eigentlich immer noch zwischen Neuville und Mercatelle.

Vor sich sieht er noch einmal deutlich die Chausseehöhe. Im Grunde liegen im weiten Bogen die Reste des Bataillons von Bergen und dazwischen der vernichtete MG.-Zug Teubner. Und vor sich sieht er noch einmal den grauenerregenden Anblick, als der Rest der zweiten Kompanie mit dem Feldwebel Latour an ihm vorüberschlich.

Die MGK. kommt in einem großen Gehöft, einer Brauerei und Likörfabrik, unter. Der tüchtige Bach ist mit den Fahrzeugen eingetroffen, und Stahl befiehlt als erstes Gewehrreinigen, Munitionsgurten und Appell der ganzen Kompanie.

Das ist ein ernster Appell.

Die MGK. hat nur noch zwei Züge. Der Zug Teubner ist vernichtet. Seine beiden MG. sind vollkommen zerschossen, und von den Schützen rufen nur wenige: Hier!, als der Feldwebel die Namen von Teubners MG.-Schützen der Reihe nach aufruft.

Beim Appell wird auch untersucht und festgestellt, warum heute in Stahls eigenem Zug die dauernden Hemmungen beim Schießen waren. Und nun kommt es heraus, daß es beim Gurten an den Fahrzeugen an frischer Munition gefehlt und der tüchtige Waffenmeister Dicksch seine Munition aus den Patronentaschen der verwundeten und toten Infanteristen

ergänzt hat. Diese Patronen hatten in den Taschen offensichtlich kleine Einbeulungen und Hülsenveränderungen erlitten und konnten das empfindliche MG.-Schloß dadurch nicht glatt durchlaufen.

Die Likörfabrik gefällt nicht nur der MGK. Viele ungerufene Gäste, Infanteristen, Artilleristen und Kavalleristen haben sich eingefunden und sind ungeladene aber eifrige Vertilger vom edlen Naß.

Stahl läßt die Destillerie mit sanfter Gewalt räumen. Jeder darf noch eine Flasche nehmen, und dann werden die Hoftore geschlossen und ein großes Schild zeigt an: Stabsquartier der MGK. Altmark. Eintritt nur für Familienangehörige. (Widrigenfalls Dauerfeuer.)

Das respektiert ein jeder, der nicht Analphabet ist.

Die ganze MGK. hat wirklich einmal ein solches Quartier verdient. Es ist ein gutes wohlhabendes Bürgerhaus. Stahl läßt Tische decken, weißes Tischzeug auflegen, die reichlich vorhandenen Porzellanteller und Suppenterrinen aufstellen. Vor jeden Teller kommt ein anständiges Weinglas, der Keller liefert herrlichen Bordeaux und noch besseren Sekt, und die Feldküche liefert die gewohnte dicke Gemüse- und Fleischsuppe. Das mundet den Fahrern und den Schützen herrlich, und Stahl stößt mit seinen Leuten an auf das alte Glück der MGK. und auf gute Kameradschaft.

Das gastliche Haus aber liefert noch mehr. Der Hausherr hat, obwohl abwesend, in seinen Schränken Zigarren und Zigaretten zur Verfügung gestellt; und wie Stahl behauptet, mit persönlicher Widmung „seiner lieben MGK.".

So sitzen sie um die sauberen Tische. Die Landsknechte im zerschlissenen Feldgrau und lehmbekrustet. Die wind- und wettergebräunten Gesichter sind bartumstoppelt, und zwischen den Zähnen hängt die Zigarette oder die Zigarre.

Not und Sorge, Tod, Kampf und Verluste sind vergessen. Der Geist der Kameradschaft und Gemütlichkeit sitzt bei ihnen zu Gast, und der alte Mut triumphiert ob aller Scheiße.

Jäckel sitzt neben Stahl. Mit einemmal zeigt er hinter Stahl: „Herr Leutnant, stört Sie denn der Franzose nicht im Zimmer?" Stahl fährt herum: „Richtig." Durch die Tür sieht er im Nebenzimmer unter der Fensterbank einen toten französischen Unteroffizier auf dem Teppich liegen. „Herrgott ja, lieber Jäckel, den hatte ich vorhin wohl schon gesehen. Aber wissen Sie, man hat in diesen Tagen und Wochen so viel stille Männer gesehen, daß einen einer gar nicht mehr stört. Aber Sie haben recht —"

Der Franzose wird in einen Teppich gehüllt und auf den Hof getragen.

Dann sitzt die Korona noch manche Stunden weiter, ruht aus, raucht und trinkt und läßt die fernen Lieben in der Heimat leben.

Am Abend befiehlt das Regiment, die beiden MG.-Züge wieder wie am Vormittag einzusetzen. Stahl schickt Jäckel und Böhme, wie angeordnet, zum Regimentsstab. Dort wird die Lage und der weitere Angriff besprochen. Da der Regimentsstab nicht die rechten Verpflegungsmöglichkeiten hat, so übernimmt Stahl die Verpflegung, und dieselbe dicke Suppe mundet dem Regimentsführer mit seinen Herren genau so gut am Abend, wie sie am Mittag den Schützen schmeckte.

Nach dem Abendessen geht's beim Regimentsstab früh zur Ruhe. Der Regimentsführer bekommt sein kleines Zimmer allein, während Redern, Cortez und Stahl mit dem Bataillonsarzt im Eßzimmer auf schnell zusammengetragenen Matratzen in ihren Schlafsäcken liegen.

In einem kleinen Hause in der Hauptstraße nahe dem Nordausgang von Beaurains hatte der Regimentsstab sein Quar-

tier aufgeschlagen, der Telephontrupp dann sofort die Leitungen gespannt und die Verbindung mit der Brigade und Division, auch mit den Bataillonen hergestellt. In einer abgedunkelten Zimmerecke sitzt der Telephonist, und das Quäken des Telephons, das halblaute Sprechen des Mannes und die abgeblendete matte Beleuchtung der kleinen Karbidlampe geben mit den tiefen Atemzügen der Schläfer und mit dem Schnarchen von Cortez ein eigenartiges Stimmungsbild. Von draußen hört man das Plänkeln des Infanteriefeuers. Pak, pak, pak, pak, pak tönt es ohne Pause, und pfeifende Granatenbahn und Einschlag sind zu gewohnte Dinge, als daß man sich darüber aufregen kann, wenn es nicht allzusehr in die eigene Nähe geht.

Am nächsten Morgen ist wegen des Weiterangriffs noch kein Befehl eingetroffen. Die Stellungen werden vom Regimentskommandeur und vom Führer der MGK. besichtigt.

Darüber geht der Vormittag hin. Zur Mittagszeit liefert die MGK. für den Regimentsstab wieder das Essen.

Der tüchtige Doppelzug Feldküche ist bereits verzehrt, als zunehmendes Artilleriefeuer und Schnellfeuer an der Parkseite den Regimentsstab und die MG.-Offiziere bewegt, hinauszugehen, um nach der Lage zu schauen.

Als sie nach einer halben Stunde zurückkommen, sieht das behagliche Quartier etwas verändert aus. Eine Granate hat auf dem Fensterrand aufgesetzt und ist als Volltreffer mitten auf dem Mittagstisch gelandet.

Suppe und Kohl und Tischzeugfetzen sind im Raume zerstreut. Der Telephonapparat hat sein Leben aufgegeben und ist auf den Schrank gewandert.

Der Telephonunteroffizier Seemann ist durch einen glücklichen Zufall heil davongekommen und legt mit großer Seelenruhe schon wieder seine neue Leitung.

Der Regimentsadjutant streicht sich das Kinn: „Hm, allerhand Achtung, das müßte unser Malermeister Röttger sehen. Das ist mal was genial Hingehauenes. Eine wirklich impressionistische Darstellung von C'est la guerre."

Während der Regimentskommandeur und seine Tafelrunde noch diese verwandelte Dekoration betrachten, kommt eine Gefechtsordonnanz gelaufen: „Herr Major möchten schnell zum Leutnant Röttger kommen. Leutnant Röttger ist soeben durch Granatsplitter im Rücken schwer verwundet."

„Richtig, Röttger ist ja nicht mehr unter uns," sagt Major Schwabe, den Kreis der Herren musternd, „schnell hin zu ihm."

Sie finden den Verwundeten in einem Nachbarhause, wo der Bataillonsarzt den Lungenschuß verbindet.

Röttger glaubt, daß er seinem Ende entgegengeht und bittet als eifriger Katholik um Herbeiholen seines Geistlichen.

Der Bataillonsarzt Dr. Probst aber, rein irdisch eingestellt, beruhigt ihn lächelnd und meint: „Bis zur Seligkeit sind wir noch weit entfernt, mein Lieber. Das gibt 'ne glatte Heilung. In acht Wochen können Sie wieder Bataillonsadjutant spielen."

An Stelle des erwarteten Angriffsbefehles gibt die Division dem Regiment eine neue Stellung südwestlich Beaurains zwischen der Eisenbahn, die nach Arras führt, und der Chaussee, die die Höhe 107 überschneidet. Für den Regimentsstab war als Unterkunft ein Chausseehaus mit großen Kellereien vorgesehen. Aber die vielen Toten und Verwundeten darin und die ausgelaufenen Weinfässer verpesteten das Haus so sehr, daß der Regimentskommandeur sich einen bescheidenen Unterstand im Freien am Hange bauen ließ, während die beiden Offiziere der MGK. es vorzogen, im freien Felde auf einer Strohschütte herrlich und tief zu schlafen.

Da Nachrichten vorlagen, daß die Franzosen erhebliche Verstärkungen heranzogen und weil die ganze Nacht fern bei Arras Zügefahren und Lokomotivpfeifen zu hören war, so wurde bei wiederkehrender Dunkelheit zum erstenmal im Kriege vor der Stellung ein Hindernis gebaut. Die Abriegelung der Chaussee nach Arras und nach Agny übernahm der Leutnant Stahl. Er ließ die Telegraphenstangen umlegen und benutzte den starken Draht, zwischen den beiderseitigen Chausseebäumen hin und her ein Drahthindernis zu spannen. Als die Arbeit fertig war und er müde zu seinem Freiluftquartier zurückkehren wollte, war er hungrig geworden und aß im Gehen ein französisches Weißbrot, das mit einigen Scheiben gekochter Zunge belegt war, die ihm sein Proviantrupp gestiftet hatte. Stahl achtete im schnellen Gehen nicht auf die Hindernisse, übersah einen schon etwas in Auflösung begriffenen Pferdekadaver und lag plötzlich mit seinem Zungenbrot auf einem weichen Hindernis, das gräßlich stank. Appetit und Zungenbrot waren parti. Dafür aber hatte er ein Parfüm eingetauscht, das verschiedene Tage ihn treulich begleitete.

Es war aber nicht das einzige Abenteuer dieser unruhigen Nacht. Das erste Bataillon und der Hauptmann Neumann waren von ihrer Stellung noch einmal nach Beaurains gerückt, um Schanzmaterial zu besorgen. Stahl und Redern standen vor den Chausseehäusern und sahen das Bataillon merkwürdig beladen ankommen. Jeder Mann trug eine schwere Last auf dem Rücken, der eine Balken, der andere Pfähle, der dritte Latten, der vierte eine ausgehängte Zimmertür, und andere aus den Feldern losgelöste eiserne Dreikantpfähle.

Auf die Chaussee, auf der das Bataillon seine Lasten heranschleppt, legt der Franzose plötzlich ein Störungsfeuer. Das Bataillon macht auf der Stelle kehrt und wichst in wilder Panik wie verteufelt mit seinem Gerät den Weg nach Beaurains zu-

rück, während in langen Sätzen schreiend und fluchend Hauptmann Neumann mit seinem Adjutanten hinterher bürstet.

Redern und Stahl schlafen im Freien in ihren Schlafsäcken wundervoll und tief. Der Vollmond gießt sein weißes Licht über das Land, und nichts stört die Ruhe der beiden MGK.-Leute. Am Morgen sind ihre Schlafsäcke zwar etwas bereift, aber warm und frisch liegen die beiden unter ihren Decken, bis daß eine unerwartete Beschießung ihren Abschnitt trifft und sie so lange auf ihrem Strohbündel in der Deckung des Schräghanges liegenbleiben müssen, bis der französische Artillerist der Feuerleitung auf der anderen Seite sich beruhigt hat.

Der nächste Tag bringt wieder nicht den erwarteten weiteren Angriff auf Arras, aber die Nachricht, daß die zweite Kavalleriedivision das Regiment in der Nacht ablösen werde und daß das Regiment nach Süden marschieren müßte. Der Tag vergeht tatenlos. — Bei Einbruch der Dunkelheit erscheint ein Hauptmann von einer Maschinengewehrabteilung und läßt sich durch Leutnant Stahl das Gelände erklären. Nachts um 11 kommt er wieder mit einem Pulk Husaren. Mit dem Hauptmann der MG.-Abteilung zusammen geht ein Husar, der eine Mannschaftsmütze ohne Schirm, einen grauen Wollschal und langen Mantel trägt. Die Drei, gefolgt von ihren Gefechtsordonnanzen, gehen zusammen und unterhalten sich, bis Stahl mit einemmal hört, wie auf eine Frage des Husaren der Hauptmann antwortet: „Jawohl, Königliche Hoheit."

Stahl bleibt stehen und fragt: „Verzeihen Sie, meine Herren, seit wann tragen denn die Kgl. Hoheiten die Rekrutenmütze ohne Schirm?" worauf sich lachend der lange Husar noch einmal als Prinz Friedrich Karl von Preußen vorstellt. Es gab ein sehr angeregtes Gespräch auf dem Schlachtfelde vor Arras, als herauskam, daß Leutnant Stahl schon zweimal gegen den Prinzen in einem Hockeywettspiel gestanden hatte.

Um Mitternacht stand das Regiment abmarschbereit. Der Marsch ging die ganze Nacht durch nach Süden bis Ayette, wo man um 4 Uhr morgens eintraf. In einem Estaminet konnten die beiden MG.-Offiziere auf zwei Bänken eine Dreiviertelstunde schlafen, dann rückte das Regiment weiter in der Richtung auf Douchy bis in einen Wald.

In einem kleinen Jagdhäuschen hatte der Regimentsstab gerade sein Quartier genommen, als der Befehl eintraf, das Dorf Monchy zu nehmen.

Das Regiment und die MGK. werden am Südwestrande des Waldes bereitgestellt. Eine kurze Artillerievorbereitung erfolgt, dicke, schwarze Erdfontänen stehen vor Monchy. Das Regiment greift in langen Schützenlinien an.

Die MGK. kommt nicht zum Einsatz, sondern folgt in zweiter Linie dem Angriff.

Während die östliche Hälfte des Dorfes genommen wird, bleibt die westliche noch in französischen Händen. Die ganze Nacht geht das Infanteriefeuer weiter. Aber auf beiden Seiten herrscht wohl große Ermüdung, und es gibt in der Nacht keine Angriffe.

Die MGK. ist in das Dorf eingerückt, ist die Hauptstraße hinuntergefahren und hat einen großen Bauernhof als Quartier genommen. Dieser liegt auf der östlichen Straßenseite. Alles ist todmüde. Auf der westlichen Straßenseite brennen Häuser und beleuchten alles hell. Ihnen gegenüber angesichts des Feuers hat sich Stahl auf die Steinstufen eines Bauernhauses gesetzt. Neben ihm liegt ein Haufen metallischer französischer MG.-Ladestreifen, und neben ihm steht eine Batterie recht trinkbaren französischen Weißweines, den ihm seine Gefechtsordonnanz überbracht hat. Hinter ihm steht feuerbereit ein MG. Stahl ist stumm und müde. Er mag nichts mehr denken, und ab und zu nimmt er einen französischen Ladestreifen und wirft ihn mit einem Schwung des Handgelenkes

über die Straße in das brennende Haus. Dann knattert es, wie wenn man zu Sedan früher die Frösche springen ließ, und neben ihm schreckt der Major jedesmal auf und sagt schließlich: „Lassen Sie doch diese gräßlichen Scherze."

Am nächsten Morgen um 6 Uhr ist Alarm. Die Franzosen haben die Kompanie des Leutnants Caro, ohne einen Schuß zu tun, überfallen. Es hat Tote gekostet, und im Bajonettkampf sind die Leutnants Caro und Robert gefallen. Der Gegenstoß schmeißt die Franzosen wieder hinaus. Aber noch andere Abenteuer werden berichtet.

Der Hauptmann Rochow hat im Keller gesessen, während die Franzosen ihm das Haus über dem Kopf ansteckten. Wie durch ein Wunder ist er davongekommen.

Die Kräfte des Regiments sind bis auf das äußerste angespannt, und als die Nachricht von einem neuen Angriff der Franzosen eintrifft, hat der Regimentskommandeur wenig mehr einzusetzen. Zudem muß das Dorf endgültig genommen werden.

Die Leutnants Redern und Stahl erbieten sich zu einem Erkundungsgang und stellen fest, wo die Franzosen noch sitzen. Stahl schlägt vor, den Feind mit MG.'s hinausräuchern zu lassen, und der Regimentsführer stimmt dem zu. Sie erhalten sofort Feuer, das aus einem großen Bauernhof kommt, der im nördlichen Teil des Dorfes in die Landstraße hineinspringt. Hinter dem großen Scheunentor müssen die französischen Schützen stehen, die mit unbequemer Sicherheit die Straße beherrschen. Stahl läßt ein MG. mit Schutzschild hinter einer Hausecke fertig machen. Er erklärt der Bedienung seinen Plan, das MG. mit Schutzschild unerwartet um die Ecke auf die Straße zu werfen und dann mit einem schnellen Punktfeuer den Torweg und die dahinter sitzenden Schützen zu bearbeiten.

Die Gewehrbedienung ist sofort Feuer und Flamme für den Plan. Das MG. fliegt um die Ecke, die Schützen liegen dahinter und die französischen Schüsse peitschen wirkungslos von dem schrägen Schutzschild ab. Man sieht das MG. etwas pendeln. Das Ziel ist erfaßt, der Gurt saust durch und hinter dem feindlichen Scheunentor ist absolute Ruhe eingekehrt.

Die weitere Besetzung des Dorfes wird dadurch vereinfacht, daß Redern und Stahl von Haus zu Haus gehen und die Franzosen auffordern, sich zu ergeben. Wer nicht mitmacht, sondern verstockt in den Kellern sitzen bleibt, wird durch ein einfaches und preiswertes Verfahren herausgeräuchert. Man braucht nur den Brenner einer Petroleumlampe abschrauben, das Petroleumbassin auf ein mit Stroh gefülltes Oberbett gießen, anzünden, in den Keller hinunterwerfen und die Kellertür eine Weile zuhalten. Die meisten Kellerbewohner erklären sich darauf sogleich bereit, auch ohne Anrufung des Mietsamtes die Kellerwohnung aufzugeben.

Das Dorf ist endgültig genommen. Als die MG.-Leute zum Regimentsstab zurückkehren, hört man ihren Bericht mit Freude. Während sie das Abenteuer des Morgens besprechen, kommt von rechts vom Dorfe her ein Radfahrer angebraust, der aus der Richtung Berles einen übermächtigen Angriff meldet. Infanteriereserve ist kein Mann mehr in der Hand des Regimentsführers. Stahl weiß, wie dünn die Kompanien durch die Arrasschlacht geworden sind. Die einzige Reserve sind noch die beiden MG.-Züge, und er schlägt vor, mit der MGK. den französischen Angriff aufzufangen.

Major Schwabe stimmt zu. Stahl alarmiert beide Züge und geht an den Nordwestrand des Dorfes. Richard Redern schließt sich an.

Als sie durch das mit Bäumen bestandene Dorfstück eilen, treffen sie auf einige umherirrende Franzosen, die im Morgen-

nebel mit durchgebrochen sind. Es sind riesengroße Kerls aus der Normandie. Sie sind aber schnell bereit, auf etwas scharfe Anrede sich gefangen zu geben, und einer von ihnen erzählt mit großer Zungenfertigkeit, daß er schon 40 Jahre alt und verheiratet sei, 4 Kinder besäße und um Erbarmen bäte. Stahl sagt zu Redern: „Verheiratet, 4 Kinder. Na, dann ist der Mann vom Schicksal schon reichlich bestraft. Ab mit euch in die deutsche Gefangenschaft, wo du es sicher besser hast als bei deiner keifenden Alten zu Hause."

Es ist aber keine lange Zeit zu faulen Witzen. Vorn auf der Westseite des Dorfes wird das Infanteriefeuer verdammt lebendig. Die beiden eilen und sehen, wie von Berles aus, das höher wie Monchy liegt, starke feindliche Schützenlinien sich gegen Monchy vorarbeiten. Die eine dünne deutsche Linie liegt unter starkem Feuer. Die Franzosen setzen auch MG. ein, und ihre Artillerie streut die deutsche Linie und den Dorfrand ab.

Durch überhöhendes MG.-Feuer einzugreifen, ist nicht möglich. Es heißt also wohl oder übel, die MG. in den flachen deutschen Graben durch das Feuer nach vorn zu tragen.

Stahl erklärt seinen beiden Gewehrführern schnell die Lage und seine Absicht, die beiden MG. nach vorn zu werfen. Wenn es geht, durch Einzelsprünge der Schützen, damit die Franzosen nicht aufmerksam würden. Dann warten, bis der Sturm losginge und durch MG.-Feuer den Angriff abschlagen.

Er verabschiedet sich von Redern. Er will als Erster mit einem Kasten Munition vorausspringen. In Abständen sollen der erste Gewehrführer, dann der Schutzschildträger, das MG. selbst und schließlich die übrigen Schützen mit der Munition folgen. Das zweite MG. soll erst in Tätigkeit treten, falls ihre Linie vorn überrannt wird.

Stahl springt los. In weiten und hohen Sätzen. Er hat gerade wieder einmal eine Art Dreisprung gemacht, als er

einen Schlag am rechten Bein fühlt und nach vornüber fliegt. Er landet hart. Er beguckt sein Bein, kann aber nichts finden, bis er bemerkt, daß ihm der rechte Hacken vom Stiefel weggeschossen ist. Er nimmt seinen Munitionskasten wieder unter den linken Arm, seinen Führerschild unter den rechten und erreicht die Infanteriestellung.

Vorn sieht es windig aus. Der Graben ist kaum einen Infanteriespaten tief, und als er rechts und links nach dem Führer ruft, heißt es: „Wir haben keinen Offizier mehr."

Stahl läßt nach rechts und links durchgeben: „Maschinengewehre kommen."

Er weiß, daß dieses in mancher Not für manchen ein Schluck aus der Pulle ist.

Neben ihm springt elastisch, kühl und sicher wie immer, seine Gefechtsordonnanz, der Gefreite Korb, in den Graben.

„Korb, legen Sie die Ziele und die Entfernungen fest."

Korb, ruhig und gelassen, schätzt und beobachtet, während Stahl nach rückwärts sieht, bis Unteroffizier Veder sein MG. heran hat.

Stahl und Korb schätzen die nächste französische Stellung etwa auf 700 Meter. Der Hang nach Berles zu steigt. Ihre eigene Höhenzahl auf der Karte liegt ungefähr 127, während drüben 150 ist. Vor dem Dorfe wölbt sich eine Geländewelle, über die man nicht hinwegsehen kann. Aber der Angriff droht ja nur rechts bei ihnen, und Stahl vertraut auf sein altes Glück.

Die MG.-Schützen haben ihren Geländeabschnitt erhalten und erkannt. Stahl hat rechts und links die Infanterie das richtige Visier nehmen lassen und wartet der Dinge, die da kommen.

Der Gegner legt starkes Schützenfeuer auf die schwache deutsche Linie. Die französische Artillerie setzt ihnen ein paar Lagen vor die Nase und beschießt dann das Dorf. Die fran-

zösische Infanterie erhebt sich und tritt in dichter Linie zum Angriff an. Das hat Stahl erwartet.

Er hat nach links und rechts durchgeben lassen, daß das MG.-Feuer das Signal zum Schützenfeuer sei, und wenn die MG. stoppten, müßten auch die Infanteristen aufhören zu feuern.

Stahl hebt die Faust, die aufmerksamen MG.-Führer heben die ihre. Stahl schlägt die Faust herunter: „Dauerfeuer!"

Die erste französische Sturmlinie prallt auf eine unsichtbare Wand, wankt, schwankt und ist umgeblasen, die zweite, von Panik ergriffen, will fliehen, macht kehrt und wird ebenfalls umgelegt. In wenigen Minuten ist das Resultat klar: „Stopfen."

Die MG. laden durch, und die Infanteristen stellen langsam ihr Feuer ein. Stahl gibt nach rechts und links durch: „Keine Bewegung! Still im Graben liegen, nichts zeigen!"

Alles folgt diesem Befehl. Doch da, halt, was ist los? Rechts hat irgendeinen Mann die Furcht gepackt, er steht im Graben aufrecht und schanzt und schippt wie wild. Bei der bekannten scharfen Artilleriebeobachtung gibt der aufgeregte Schipper für die Franzosen einen gefährlichen Anhaltspunkt. Stahl ahnt Übles. Es dauert auch nur ganz kurze Zeit, und die französische Artillerie kämmt ihr Geländestück, und diesmal schon erheblich näher, ab. Sie bricht, Gott sei Dank, wieder ab, und Stahl gibt nach rechts und links wieder durch: „Ruhig bleiben, nicht schanzen!"

Der wilde Schipper aber muß seine Nerven verloren haben. Er arbeitet wieder wie verrückt, und Stahl kriegt fast die Krämpfe vor Wut. Er gibt nach rechts durch: er würde den Kerl niederschießen, wenn er nicht aufhörte.

Der Mann schanzt weiter. Stahl verläßt die Geduld. Er hakt sein Koppel ab, schmeißt es Korb zu, nimmt einen Infanterie-

spaten in die Zähne und kriecht zu dem schanzenden Infanteristen hin. Er nimmt den Infanteriespaten und schlägt den Mann mit aller Kraft ins Kreuz, so daß er, ohne einen Ton zu sagen, in seinen Graben fällt. Die Infanteristen nicken stumm.

Stahl kriecht zurück. Kaum ist er in seinem Loch angekommen, da geht das Artilleriefeuer der Franzosen zum zweitenmal los. Und dieses Mal gabeln die Batterien sich ein.

100 Meter, racks, racks liegt die schwarze Wolke vor ihnen. Dann 50 Meter vor und hinter ihnen. Dann 25, dann 10, dann 5.

Stahl und seine Leute haben sich ganz flach und lang im Graben gemacht. Seine Nase liegt auf dem hinteren Hosenteil eines Schützen. Seinen kleinen Führerschild hat er sich über das Genick gelegt, und er spürt, wie der Magen würgt, und wie er freie Magensäure zwischen den Zähnen hat und ausspuckt. 5 Meter.

Die nächste Lage muß im Graben sitzen.

Die nächste Lage sitzt 25 Meter hinter ihnen.

Stahl schielt nach dem Feinde. Die nächste und übernächste Lage liegt wieder hinter dem Graben. Die Einschläge entfernen sich immer weiter dorfwärts. Langsam richtet sich Stahl auf. Von seiner Gewehrbedienung neben ihm tauchen die Köpfe auf. Seine Schützen schielen zu ihm hinüber, und er selber guckt angelegentlichst geradeaus, hinüber zum Feinde.

Der feindliche Angriff ist erledigt, die Aufgabe der MGK. erfüllt. Stahl wartet noch eine Weile, baut dann langsam seine Gewehre wieder ab und verschwindet, wie er gekommen, im Dorfe.

Redern hat aus den Dorfhecken den Hergang beobachtet. Der Zug wird mit Hallo empfangen, und ein gehöriger Umtrunk dient zur Nervenberuhigung und zur Erfrischung.

Nach der Essenausgabe am Mittag ruht Stahl auf seinem Strohbündel aus. Am Nachmittag macht er einen Erkundungsgang durch das Dorf, und als er zurückkommt und immer noch ohne Unterlaß die Granaten über das Dorf heulen und krachend einschlagen, kommt ihm die Erwägung, ob die vollbespannte MGK. wohl richtig in diesem großen Gehöfte stände. Er äußert Redern gegenüber seine Bedenken. Redern teilt die Bedenken nicht und will auch die Fahrzeuge zur Verfügung haben.

Auf dem Hofe der Ferme werden die Fahrzeuge der MGK. vom Dreck und Lehm Frankreichs gereinigt und gewaschen. Bei dem klaren, sonnigen Herbstwetter trocknen sie schnell wieder.

Die Fahrzeuge sind zum Teil freigemacht und die Pferde ausgespannt. Es ist 5,30 Uhr nachmittags, und der Hof gibt ein Bild fast friedlicher Arbeit. Durch den großen Toreingang kommen die Radfahrer gefahren mit Meldungen für das Regiment. Rechts, in der Mitte der großen Toreinfahrt, geht es in ein Kellergeschoß, in dem die Wache ihre Ablösungen hat. Wenn man durch die große Toreinfahrt in den Hof gekommen, so ist in der linken Ecke der Eingang zum Wohnhaus, dessen Tür offen steht. Wenn man durch die Tür geht, so kommt man in einen Vorflur von wenigen Quadratmetern. Geradeaus ist die Tür zu den Kellern. Rechts zur großen Küche, links zu den Zimmern, in denen auf Strohschütten der Regimentsstab und die MGK.-Offiziere ihr Nachtlager aufgeschlagen haben. In dem Vorflur haben sich die Offiziere des Regimentsstabes, die Offiziere und Unteroffiziere der MGK. Stühle aufgestellt und plaudern und schreiben. In der Tür nach dem Hofe zu lehnen die Leutnants Redern und Cortez und sprechen mit dem Regimentsradfahrer. Vor der geschlossenen Tür zu den Schlafzimmern sitzt Stahl, links von ihm der Vizefeldwebel Jäckel, rechts

von ihm der Vizefeldwebel Böhme und wieder rechts von diesem der Unteroffizier Weiß. Der Regimentsführer hat bewußt diese tüchtigen Unteroffiziere um sich versammelt, um ihnen zu zeigen, wie er ihre Leistungen der letzten Zeit bewertet. Gemeinsame Not und Gefahr und Leistung bringt einander nahe. Die anderen Unteroffiziere tun Dienst auf dem Hofe.

Stahl beginnt auf einem Meldeblock auf den Knien eine Karte an seine Frau zu schreiben.

Er macht eine Pause, und Redern schaut lächelnd herüber: „Na?" Und Stahl nickt zurück: „Ja, ja, ich weiß im Augenblick nicht, was ich schreiben soll." Redern lacht und sagt: „Na, Mensch, dann schreiben Sie doch das alte Wort: Faß dir mal an, ob du noch da bist."

In diesem Augenblick fühlt sich Stahl emporgerissen und findet sich auf der anderen Seite des kleinen Flurs im Rückeingang liegen, Beine und Arme in die Luft gestreckt. Irgend etwas hat ihm ins Gesicht geschlagen. Die Brille ist weg, ein Brennen in den Augen. Der Raum ist von einer grauen Staubwolke erfüllt. Er kann nicht durchsehen, aber in der Mitte steht es wie eine gelbe, fahle, rote Lampe.

In den Ohren braust es ihm, er richtet sich auf, schlägt die Hand vor das linke, vor das rechte Auge, Gott sei Dank, die Augen sehen noch. Als er die Hand sieht, ist sie voller Blut, und unter dem rechten Auge läuft es warm. Unwillkürlich drückt er mit der Hand gegen das rechte Auge, das ihm gegen das linke etwas weiter hervorzustehen scheint, springt auf, reißt die Reservebrille aus der Hosentasche heraus und setzt sie zitternd auf.

Und dann ist eine lähmende Stille um ihn her.

In die Stille schlägt ein grelles Wiehern und Trampeln von Pferden hinein. Menschen stöhnen qualvoll, und als Stahl

einen Schritt vortritt, sieht er graue und blutige Leiber sich durcheinanderwinden, und als er darüber hinwegtritt, ist der Hof ein wildes Chaos. Pferde rasen herum. Die Feldwebel Bach und Wieland reißen die Pferde an den Halfterleinen zurück. Vor sich sieht er einen Mann ohne Kopf liegen, der an dem Halsstumpf wahnsinnig blutet, und drüben wird ein Pferd greulich auseinandergerissen.

Er wartet einen Augenblick. Kein Mensch sagt etwas. Er holt tief Luft und reißt die Schützenpfeife raus. Drei Triller gellen, und er schreit mit lauter Kommandostimme:

„Alles hört auf mein Kommando. Die Leichtverwundeten helfen den Schwerverwundeten. Die Verwundeten in den Keller. Die Fahrzeuge der MGK. raus aus dem Dorf."

Stahl packt mit kräftigen Armen irgendeinen aus dem Vorflur, der nicht aufstehen kann, und schleift ihn in den Keller. Sie arbeiten alle wie die Wilden. Er sieht, wie der Regimentskommandeur einen Mann in den Keller trägt, der die Arme um den Nacken des Majors legt. Der Vorratskeller ist voller Verwundeter. Es riecht nach Blut. Stahl stürzt die Treppe rauf und runter. Er weiß selber nicht wie. Er ist überall, faßt an, ermahnt und schnauzt, sieht die Fahrzeuge den Hof verlassen, manches Fahrzeug nur mit einem Pferd. Er brüllt Bach zu:

„Halten Sie Verbindung mit uns", und weg, raus aus dem unglückseligen Hofe preschen die Fahrzeuge.

Blut und stöhnende Verwundete, tote Menschen, tote Pferde bleiben auf dem Hof. Stahl ist trotz seines Umhertobens immer noch wie benommen. Sein zweites Ich handelt. Er selbst kommt erst wieder zu sich, als er in dem Vorraum steht, hinter sich ein Stöhnen hört und Böhme in der Ecke sitzen sieht.

Macht Böhme nicht dasselbe Gesicht wie damals Hauptmann Seebach bei Clary?

Jetzt ist Stahl vollkommen klar und wach: „Böhme, was haben Sie?"

„Herr Leutnant, ich muß einen Bauchschuß oder Rückenschuß haben." Böhme sagt es mit matter Stimme. Neben Böhme steht plötzlich Jäckel. Sein Kopf ist eingewickelt. Um Kinn und Ohren mit einer weißen Binde, die oben auf dem Kopfe blutigrot ist. Hinter Jäckel erscheint das hagere Gesicht des Unteroffiziers Weiß, der einen ähnlichen Wickelverband trägt. Stahl sieht sie stumm an und steigt in den Keller hinab. Da ist der Regimentsarzt Dr. Werder mit dem Bataillonsarzt bei der Arbeit, und es riecht nach Blut und Karbol wie auf dem Mensurboden. Stahl geht wieder rauf und trifft auf den Major Schwabe. Sie sehen sich beide erschüttert an und geben sich wortlos die Hand. Der Major geht mit Cortez in den Nebenraum. Sie sprechen dienstlich mit irgendwem und telephonieren dringend nach irgend etwas. In dem Vorraum sitzt immer noch Böhme auf der Erde.

„Herrgott, wo ist denn Redern?"

Stahl sagt es laut und Böhme antwortet leise: „Der Kompanieführer liegt verwundet nebenan."

Stahl geht in das Zimmer, worin sie geschlafen, und prallt zurück. Auf der Strohschütte liegt Redern — der frische, kecke Redern blutig. Ein Arzt bemüht sich um ihn, die Hose ist aufgerissen, der Rock zerfetzt, und die Gedärme hängen blutig und zerfetzt aus dem Bauche. Zwei Schützen halten ihn.

Am Tische steht ein anderer Arzt und wäscht etwas in Karbolwasser, und die rechte Hand von Redern hat nur noch zwei Finger und ist ein blutiger Stumpf.

Redern stöhnt auf, greift dann jäh mit der linken Hand nach einem Dolchmesser und versucht, sich dieses in das Herz zu stoßen. Stahl und die anderen wehren ihm. Redern ruft: „Karriere ex, alles ex."

Redern wird verbunden. Die Ärzte reden ihm zu, daß, wenn er sich ruhig hielte, auch die Bauchwunde heilbar wäre. Stahl beißt die Zähne zusammen und schweigt. Als die Ärzte Redern eine Morphiumspritze gegeben haben und hinausgehen, redet er beruhigend dem Kameraden zu. —

Redern wird ruhiger. Aber er klagt über Kälte im Leib und Hitze im Kopf, und dann klagt er über Kälte im Kopf und Fieberhitze im Leibe. Stahl hockt sich rechts von ihm in Kniebeuge nieder. Er legt seine linke Hand auf Rederns Stirn und faßt mit seiner Rechten dessen gesunde Linke. Sie sprechen beide kein Wort. Vom Hofe tönen Jammern und Stöhnen verschwommen herein. Aus dem Vorraum kommt Murmeln, und über die Dächer ziehen mit gellendem Sausen die Granaten ihre langen Bahnen. Redern stöhnt, und als Stahl in dieser ungewohnten Hockstellung ermattet und die Stellung ändern möchte, sagt Redern: „Ihr lebt noch so lange und ich nur noch so kurz. Kannst du denn nicht die paar Minuten bei mir bleiben." Stahl bleibt. Ein irrsinniger Schmerz und eine tiefe Trauer ist in ihm. Er will an die Kompanie denken. Er will etwas Bestimmtes denken, er kann es nicht zusammenkriegen. Der wundgeschossene Mann vor ihm stöhnt und will sich wälzen vor Schmerzen, und Stahl redet ihm zu mit ruhiger, leiser Stimme wie eine Mutter einem Kinde. Dann fängt plötzlich Redern wild an zu reden. Er klagt sich an. Er nennt sein ganzes Leben falsch und verfehlt, und mit wilder Stimme schüttet er vor Stahl die Beichte eines leichten Lebens aus.

Stahl ist ergriffen und will ihn beruhigen: „Lieber, guter Richard, das läßt sich alles ordnen." Aber Redern hört nicht auf.

Nur wenn Stahl seine eingeschlafenen Knie, seine todmüden Füße in der Haltung verändern will, dann stöhnt der Ver-

wundete auf und ruft: „Könnt ihr mir nicht die paar Minuten, die ich noch lebe, noch widmen?“

Die Beichte Rederns geht weiter. Er erzählt von einem Mädchen, das er zu Haus mit einem Kinde in der Heimat sitzen hat. Von einem kleinen Jungen, der so aussähe wie er selbst, der blaue Augen und blonde Haare hätte, und wie für diese beiden armen Wesen jemand sorgen müßte, und er sagt, daß er das einzige Kind einer reichen Witwe sei, daß seine Mutter Pastorenwitwe, aber eine harte Frau wäre, und daß diese nichts wüßte von dem Mädchen und von dem Kinde, und daß doch beiden geholfen werden müßte aus seinem Erbteil, das ja sonst für keinen mehr da wäre.

Stahl verspricht Redern, für das Mädchen und für das Kind einzutreten und an die Mutter zu schreiben.

Da wird Redern etwas ruhiger, doch dann bricht seine alte herrische Natur wieder durch. Er verflucht und verwünscht das Geschick: „Karriere aus, Krüppel, alles aus.“ Langsam gehen die Minuten dahin. Der Arzt kommt zurück und spricht auf Redern wieder tröstend ein. Cortez und die anderen Offiziere kommen auf leisen Sohlen. Eine Stunde, die unendlich langsam in Tropfen abgesickert ist, ist nun endlich herum. Stahl ist wie abgestorben. Eine Hand faßt Stahls Schulter. Eine Stimme tuschelt ihm ins Ohr: „Die Krankenwagen sind da.“

Redern hört das. Er will auffahren. „Das ist das Ende“, sagt er zu Stahl, und Stahl redet ihm wieder begütigend zu und sagt, daß es noch ganz andere Verwundungen gäbe, die zu heilen wären.

Die Sanitäter kommen in das Zimmer mit einer Bahre. Ganz vorsichtig wird Redern aufgeladen und auf den Hof gebracht. Da denkt er an seine Kompanie und will Bach und Wieland und alle Leute sprechen.

Aber die sind alle weg, und Stahl muß ihn auf das Wieder-

sehen, wenn er gesund ist, vertrösten. Die Verwundeten werden vorsichtig eingeladen. Redern, Böhme, Jungermann, Weiß, Marquardt, Schulz, Schulze — Herrgott es werden immer mehr, und die Wagen, die die Schützen Allgenguten, Dannenberg, Koock, Roseck, Gießler, Gutsche und noch mehr wegbringen sollen, reichen ja gar nicht. Sie geben sich alle noch einmal die Hände, und die Wagen fahren davon.

Stahl sieht den Wagen nach, richtet sich auf und geht in den Hof zurück. Da steht Jäckel, am Kopf verwundet. Stahl weiß nicht, ob leicht, ob schwer, und er sagt: „Sie bleiben hier; ich bleibe hier; wir werden gebraucht." Jetzt endlich kann sich Stahl sammeln. Er geht zum Major Schwabe und meldet sich. Der schüttelt ihm stumm die Hand. Dann geht er auf den Hof hinaus, wo 8 Pferde tot liegen und wo man den toten Melder in eine Ecke getragen.

Viel ist nicht mehr zu sehen. Es ist ganz dunkel geworden, und nur in der Küche und im Vorraum brennt Licht. Der Summer des Telephons quäkt. Stahl geht in die Telephonstube und als er über die Schwelle schreitet, tritt er auf etwas, was an seiner Stiefelsohle klebenbleibt. Es ist seine Karte, die er an seine Frau schreiben wollte und die mit seinem eigenen Blut bespritzt ist. Er steckt sie in seine Brieftasche.

Stahl geht in den Stall, der neben der Küche liegt, und sieht nach den Offizierspferden. Es ist alles in Ordnung. Er geht zu den Schützen hinüber, die sich den festen Keller rechts auf dem Hofe zum Nachtquartier ausgesucht haben. Sie sitzen alle zusammengehockt, und es ist ein erschreckend kleines Häuflein. Die Gewehrführer haben die Waffen und das Gerät reinigen lassen. Der matte Schein der kleinen Kerzenstümpfe fällt auf die zwei letzten sauber nebeneinander aufgestellten MG., neben denen, wie nach der Schnur gerichtet, die Munitionskästen und die Wasserkessel stehen. Die Schützen sind alarmbereit.

Das drückende Erlebnis liegt über allen, und Stahl sieht, daß sie froh sind, wie er zu ihnen kommt.

Der Unteroffizier ruft „Achtung!" Die Schützen springen auf, und der älteste Gewehrführer meldet den Zug Jäckel und den Zug Stahl mit dem, was noch von beiden Zügen übrig ist, zur Stelle. Stahl hält an die Schützen eine kurze, energische Ansprache und er sieht, wie das den Leuten guttut und wie sie sich wieder straffen. Dann setzt er sich zwischen sie, spricht mit diesem und jenem, raucht seine Zigarre und fühlt, wie eine Beruhigung über alle kommt. Darauf spricht er laut mit den Unteroffizieren, so, daß es mit Absicht alle hören können, über seine Gedanken des Ersatzes für die MGK., und er fordert alle auf, ihm diejenigen Bekannten von sich aus den Infanteriekompanien zu nennen oder nennen zu lassen, die sie als besonders tüchtige Kerls und schneidige Soldaten kennten. Er selbst wolle einen Regimentsbefehl erwirken, daß er sich aus den gelernten Leuten, aus Schlossern, Schmieden, Mechanikern, Tischlern die Ersatzschützen aussuchen könnte.

Damit hat er seinen Leuten etwas zum Denken und Überlegen gegeben. Sie nehmen seinen Vorschlag lebhaft auf, und als er hinübergeht zum Regimentsstab, hört er schon, wie eine lebhafte Unterhaltung über die Geeignetheit dieses oder jenes bisherigen Infanteristen für die große Anforderungen stellende Eigenschaft eines MG.-Schützen einsetzt.

„Ja, ja, mein Sohn, so einfach ist das nicht bei der hohen Intelligenzwaffe der MGK.", vernimmt er noch die helle Stimme eines Gewehrführers, als er schon die Tür in der Hand hat. Er geht in die Küche zurück. Die Burschen bringen das Essen. Der Major Schwabe, Leutnant Cortez, Feldwebel Jäckel und Stahl sitzen zusammen und essen, der Regimentsarzt mit dem Bataillonsarzt kommt hinzu, und sie besprechen das Ereignis. Sie sprechen alle Verwundeten durch. Sie

kommen auf Richard Redern. Der Regimentsarzt gibt wenig Hoffnung.

Draußen geht die Infanterieschießerei weiter. Hier und dort schlagen die Lagen der Artillerie in das Dorf. Radfahrer kommen von der Brigade und bringen die neuen Befehle. Das Regiment bleibt in Monchy. Die Kunde von dem Unglück ist schnell durch das Dorf gelaufen. Die Offiziere, die nicht draußen liegen, sprechen mit vor. Der Telephonist macht die Tür auf, sieht den Leutnant Stahl an und sagt: „Herr Leutnant möchten ans Telephon kommen."

Der Divisionsadjutant, Hauptmann Hölzer, ist am Apparat: „Lieber Stahl, sind Sie dort? Leben Sie noch? Wir haben mit Stolz und Freude von euren Heldentaten gehört. Der Divisionskommandeur, Seine Exzellenz, läßt dem ganzen Regiment seine hohe Anerkennung aussprechen."

„Ja, wir leben noch. Wir gehen auch nicht weg. Der Major, Cortez und ich, wir bleiben. Und trotz aller Scheiße, wir schmeißen die Geschichte."

„Sie sind selbst, Stahl, wie wir mit Freude gehört haben, noch mit einem blauen Auge davongekommen. Was macht das Auge, ist es schlimm?"

„Ach was, der Doktor hat Leukoplast drumherum geklebt, die Sache geht schon."

„Stahl, hören Sie, Stahl, nun zum Dienstlichen. Seine Exzellenz erwartet, daß Sie unbedingt in Monchy durchhalten."

„Selbstverständlich!"

„Ihre MGK. ist, wie wir gehört haben, so gut wie vernichtet. Artillerie hat die Division nicht mehr viel zur Verfügung. Der Einsatz von Maschinengewehren hat sich überall als stärkste Waffe erwiesen. Die MGK. muß schnellstens wieder in Funktion treten. Ich soll Sie fragen, was Sie vorschlagen. Sie haben plein pouvoir, läßt Ihnen Exzellenz sagen."

Stahl denkt angestrengt nach. Verflucht nochmal, dieses Schädelbrummen. Dieses Brennen im Auge. Die ganze Denkgrütze will nicht funktionieren.

„Sind Sie noch da, Stahl, sind Sie noch am Apparat?"

„Jawohl, Herr Hauptmann, ich überlege nur. Aber gleich..."

„Gut, diktieren Sie, ich schreibe."

Stahl diktiert:

„Ich brauche sofort die Vollmacht, aus allen Infanteriekompanien die gelernten Handwerker, insbesondere Tischler, Dreher, Schlosser anfordern zu können."

„Bewilligt."

„Ich brauche die Vollmacht, aus diesen Handwerkern mir die geeigneten Leute aussuchen und zu Schützen ausbilden zu können."

„Jawohl, Stahl, ist bewilligt. Sie können den Befehl gleich dem Regimentskommandeur als von der Division gegeben übermitteln. Was wollen Sie noch?"

„Ich brauche sofort vier neue MG. mit sämtlichem Zubehör. Wenn keine Bestände da sind, dann müssen von den Bagagen die siebenten Reservegewehre der umliegenden Regimenter her."

„Gut. Morgen haben Sie Ihre MG. Weiter!"

„Ich brauche von der Ersatzkompanie in der Garnison einen Leutnant als MG.-Zugführer, einen Feldwebel, zwei volle Maschinengewehrbesatzungen mit Gerät, mit allem Drum und Dran, mit dem ganzen Scheißdreck, der dazu gehört."

„Gut, Sie sollen auch das haben. Der Funkspruch geht sofort nachher weg. Was sonst noch?"

„Was sonst noch? So viel Fressen und Saufen, wie ihr hinten auftreiben könnt. Alkohol, Schnaps, Tabak und Zigarren. Denn meine Schützen sind ausgepumpt, und ich muß was Gutes in sie hineinstecken, wenn sie durchhalten sollen."

Stahl hört ein Lachen am andern Ende der Strippe: „Gut, mein Lieber, auch das sollt ihr haben. Und sonst noch was?"

„Nein, weiter brauchen wir nichts. Aber das Geforderte, Herr Hauptmann, besonders die Gewehre und Gurte und Munition möglichst schnell."

„Jawohl, jawohl. Sie sollen alles morgen haben. Wenn's geht, die Nacht schon. — Und dann, lieber Stahl, brauchen Sie noch was ..."

„Nee!"

„Doch, Sie brauchen noch etwas. Ein E. K. I. Das Regiment hat Sie gestern dafür eingegeben."

Stahl steht starr. Dann lächelt er trotzig und stolz: „Ein E. K. I. soll die MGK. haben? Ja, sie hat es verdient. Ich soll es tragen? Gut, auch das. — Aber womit haben wir das erkauft!" —

Stahls Lager ist in der Küche. Bevor er einschläft, hört er wieder das Granatenheulen der feindlichen Zugvögel, die sich hinter Monchy auf die Anmarschwege stürzen. Der letzte Gedanke, den er vor dem Einschlafen hat, ist: Morgen früh ziehe ich aus diesem Sauhaus raus und suche uns ein anderes Quartier.

Wieder ist eine Woche vorbei. Als Stahl in den Kalender seines Notizbuches schaut und liest Sonntag, den 11. Oktober, da wird es ihm schwer zu glauben, daß es schon eine ganze Woche her ist, seitdem sie Beaurains stürmten.

Schnell ist das Morgenanziehen erledigt. Stahl springt zu seinen Leuten hinüber.

Es wird schnell gefrühstückt. Dabei kommen die zweiten Morgenmeldungen, daß die Franzosen noch einmal angegriffen hätten, aber glatt abgewiesen worden seien.

Stahl und Jäckel machen mit ihren Gewehrführern einen Rundgang durch den Ort und gehen auch hinter der ganzen

vorderen Stellung lang, um die eigene Stellung und die feindliche möglichst genau zu kennen.

Bei der Rückkehr sucht und findet Stahl auf einer der Querstraßen des Ortes ein kleines, freundliches, fest gebautes Haus, das er für den Wohnraum des Regimentsstabes und für sich aussucht. Heute morgen beim Frühstück hat ihn der Regimentsführer offiziell mit der Führung der MGK. beliehen und hinzugefügt, er hoffe und wünsche, daß der neue Kompanieführer beim Regimentsstab wohne und sich nach Möglichkeit an den Regimentsstab anschlösse.

Das ist Stahl ein großer Trost. Besonders das Zusammensein mit dem ruhigen klugen Regimentsadjutanten Cortez. Das Gefühl einer gräßlichen Vereinsamung war gleich nach dem Aufwachen über ihn gekommen. Der Hauptmann Seebach weg, Rose weg, Redern weg. Er selbst nun allein ohne diese fröhlichen und vornehmen Kameraden und — wann würde er weggehen?

Das neue Haus hatte einen sehr tiefen, gewölbten Keller. Das Nebenhaus in derselben Straße war ein landwirtschaftlicher Hof mit großem Wohnhaus und auffallend großen, ineinandergehenden langen Kellerräumen von erstaunlich starker Wölbung.

Der Regimentsführer und Leutnant Cortez nehmen Stahls Vorschlag an und ziehen mit um. In das Nebenhaus legt Stahl seine Schützen. Dann gibt es für ihn schwere Arbeit, und mit Veder und Jäckel sitzen sie und schreiben und entwerfen den neuen Aufstellungsplan der MGK.

Auch wenn sie alle Reserveschützen von der Gefechtsbagage und ihrer großen Bagage zusammenziehen, so sieht es mit dem, was Stahl will — nämlich unbedingt wieder 3 Züge mit 6 Gewehren aufzustellen —, verdammt dünn am Gewehr aus. Also müssen neue Leute am MG. ausgebildet werden.

Die Riesenkeller unter dem Mannschaftshaus sind dafür geeignet, ja lang und groß genug, um sogar Schießübungen mit MG. darin veranstalten zu können.

Unteroffizier Veder richtet den Keller für diese Zwecke ein und läßt ganz friedensgemäß Pappscheiben malen und zeichnen, während oben im Erdgeschoßraum Stahl und Jäckel mit Winkelmann und den übrigen Gewehrführern die von den Infanteriekompanien zur Vorstellung gesandten Leute auf Brauchbarkeit prüfen.

Bei solch harter Arbeit, die die schlimmen Eindrücke vergessen macht, ist der Tag im Nu herum.

Sie sind körperlich und seelisch so überanstrengt, daß sie einfach nicht mehr können. Und weil sie gesunde Menschen sind, da reagiert ihr Körper so darauf, daß nicht ihre Nerven tanzen, sondern ein tiefer Schlaf der Erschöpfung sie umfängt.

Um 5 Uhr morgens erwacht Stahl von einer neuen Kanonade, es ist noch dunkel. Nur das Karbidlämpchen des Telephonisten erhellt eine Kellerecke. Stahl bleibt noch liegen und zählt und überprüft die Einschläge. Sie rücken immer näher und näher, und dann muß ein ganz besonders schweres Geschoß dicht neben ihm niedergegangen sein. Alles fährt hoch, sie haben alle das Gefühl gehabt, als würden sie in einer Riesenschaukel bewegt.

Als die Morgenmeldungen kommen, das Telephon ohne Unterlaß quäkt und das Trappeln der eisenbeschlagenen Stiefel der Meldeläufer kein Ende nimmt, geht Stahl hinauf und sieht nach der Beschießung. Was er findet, übertrifft alles, was er bisher gesehen hat. Rings um ihr Haus ist der Boden durchpflügt von neuen Kalibern. Und dicht neben dem Hause, Stahl sieht verblüfft darauf hin, ist ein Trichter, der für eine Pferdeschwemme ausreichen würde. So sieht also der Treffer eines Schiffsgeschützes aus.

Stahl geht zu seinem Zuge hinüber und findet alte und neue Mannschaften bei der Morgenwäsche. Alles ist wohlauf. Dann geht er zum Regimentsquartier zurück. Im Begriff einzutreten, empfindet er plötzlich einen großen Widerwillen. Er mag jetzt nicht in diesen gräßlichen Keller untertauchen mit seinem stickigen Kartoffel- und Menschengeruch, mit seiner scheußlichen Beleuchtung und mit seinem Überfülltsein.

Die Straßenseite ihm gegenüber ist nicht mit Häusern besetzt. Die eingeschnittene Straße ergibt auf der anderen Seite eine Rampe, auf der oben Gebüsch und Bäume wachsen.

Stahl steigt hinauf und setzt sich mitten in den Büschen auf einen dicken Baumstumpf.

Er sinnt. Er ist müde, zerschlagen. Er ist ungewaschen, hat seit Tagen und Nächten die Kleidung nicht vom Leibe gehabt. Er ist überanstrengt.

Ist er fertig? Er fragt es sich selbst.

„Es ekelt mich alles an — laßt mich zufrieden."

Was soll das alles? Ist das der Krieg?

Das Regiment ist wie zu Schlacke gebrannt, von 68 Offizieren sind noch elf da. Und darunter zwei Verwundete.

Die letzten Tage waren zuviel. Arras links angegriffen, Arras vorn angegriffen, Arras rechts angegriffen und nun dieses Monchy, verfluchtes Monchy, was soll das alles?

Ist man fertig, geht es ganz zu Ende, wenn die Franzosen heute noch einmal angreifen — und sie müßten doch wissen, wie kaputt wir sind —, dann fegen sie den letzten Rest vom Regiment Altmark hinweg.

Es geht bis ans Letzte, es geht bis an die Nieren.

„Aber, wenn sie kommen — ha, — wenn sie kommen?" Stahl lächelt grimmig. „Sie können kommen, durchkommen sie nicht, solange ich noch ein MG. habe."

Er grübelt weiter: „Ja, es geht hier an das Letzte, es geht

schon an die Nerven. Soll man weinen, soll man klagen, soll man beten? Was sagt der große Herrgott im Himmel zu diesem Gemetzel? Und da quasseln Berichte und Briefe von unseren ‚wackeren Feldgrauen'. Verfluchtes Pack! Heldentum? Ha — kommt selber her und macht in Heldentum! Und in Begeisterung ..."

Stahl lacht bitter. „Begeisterung — Begeisterung, die ist parti. Pflicht, Kameradschaft, Drill, Mannesmut, Ehre — Herrgott ja — ja — ach ja, damit machen wir es weiter."

Wie lernten sie vor langen Jahren in der Religionsstunde: „Und nähme ich Flügel der Morgenröte und bliebe am äußersten Meer, so würde mich doch deine Hand führen und deine Rechte mich halten."

Sind wir wirklich in der Hand des Höchsten? Ist Redern in der Hand des Höchsten, ist er selbst in der Hand des Höchsten? —

Auf der Straße unter ihm ist ein verstärktes regelmäßiges Trappen, als zöge eine Kolonne an einem vorbei. Dann scheint sie stillzustehen, als lege sie Tornister ab, und Stahl hört halblautes Sprechen.

Was soll das da unten, gibt es Verpflegung? Gibt es Munition? Gibt es neuen Ersatz? Sie könnten alles verdammt gut gebrauchen.

Stahl reißt sich zusammen, teilt das Gebüsch und sieht auf die Straße hinunter.

Infanteristen und Sanitäter tragen Zeltbahnen, aus denen die Stiefel und die Hände toter Feldgrauer herausschauen. Jedesmal, wenn sie zum Ausruhen absetzten und die Zipfel der Zeltbahnen freigeben, liegen die stillen, starr gewordenen Kämpfer im Sonnenlicht des Morgens auf der schmalen Dorfstraße. Die Träger setzen gerade vor dem Regimentsquartier wieder ab, und erschüttert sehen alle vor sich die toten Leutnants

Caro und Robert mit ihren Getreuen liegen. Die bleichen Gesichter, die Waffenröcke durchstoßen und blutig. Die Arme sind gekrampft, und die starren zerstochenen Hände scheinen noch das Bajonett zu führen. Ein Bursche trägt in einem Rucksack und in einer Zeltbahn die Reserveausrüstung und das kleine Kampfgepäck der beiden Offiziere mit. Als er es niederlegt, rollt eine neue, weiche Feldmütze heraus, und da Jäckel die seine gestern bei seiner Verwundung eingebüßt hat, so erhält er die Mütze.

Gegen Mittag, als in den großen Kellern des Nebenhauses die neuen MG.-Schützen wieder schießen lernen und andere Abteilungen den ersten Unterricht erhalten, kommt der Feldwebel Bach mit vier neuen Maschinengewehren. Er bringt Post und Essen und ein Eisernes Kreuz und bringt die niederschmetternde Nachricht, daß der Leutnant Redern gestern im Lazarett seiner Verwundung erlegen ist. —

Da legt sich noch einmal schwarze Trauer auf den Regimentsstab und auf die ganze MGK. Stahl läßt die alten und die neuen Schützen antreten und teilt ihnen den Tod ihres bisherigen tapferen und schneidigen Führers mit. Sie bringen seinem Andenken und dem der übrigen gefallenen MG.-Kameraden ein dreifaches Hurra, und dreimal schießt unten im Keller ein MG. den Trauersalut.

Dann hat das Leben wieder sein Recht. Stahl hat die Stimme wieder in der Gewalt und erklärt die Lage. Er belobt die ausgezeichneten Leistungen der Kompanie und er überreicht dem Unteroffizier Veder unter großer Bewegung der Kameraden das Eiserne Kreuz. Bis abends wird in den Kellern des MGK.-Hauses weiter instruiert, geschossen und exerziert. Ehe sich Stahl, nachdem er noch Briefe geschrieben, auf seine Kartoffelsäcke todmüde wieder hinwirft, läßt er sich noch mit dem Hauptmann Hoelzer bei der Division verbinden und

meldet: „Die MGK. steht wieder gefechtsbereit und marschbereit mit 3 Zügen und 6 Gewehren."

Das Hallen der Einschläge, das Schüttern läßt Stahl trotz Müdigkeit nicht einschlafen. Er denkt die Ereignisse des letzten Tages durch. Heute nachmittag hat er zu seiner Erholung ein paar Kameraden von den eigenen Kompanien besucht und als er abends nach Hause geht, ja, Donnerwetter, Stahl springt auf, es fällt ihm wie eine Binde von den Augen, da hat er zwei Soldaten getroffen, die jeder ein großes Franzosenbrot unter dem Arm trugen und ihm auswichen. Zum Donnerwetter, das waren ja Franzosen. Jetzt fällt ihm ein, daß trotz der Dunkelheit die Mantelform und die Hosenform ihm unwillkürlich auffielen, und daß auf seinen Zuruf die Leute unklar antworteten und in einem Hauseingang verschwanden. Stahl läßt telephonisch schnell noch seine Überlegungen an den Bataillonskommandeur weitergeben und findet endlich Ruhe.

Am nächsten Morgen kommen noch bei Dunkelheit Offiziere, Gefechtsordonnanzen und Quartiermacher einer fremden Division, und gleichzeitig läuft der telephonische Bescheid ein, daß das Regiment abgelöst wird und wieder nach Mercatelle zu marschieren hätte.

Diese Nachricht belebt die ganze Truppe. Sie vergessen ihre Nöte. Geht's auf Arras los? Der Stellungswechsel ist beim Morgennebel ohne Störung vor sich gegangen. Die hochgehende Sonne findet das Regiment schon hinter dem Walde von Douchy. Vor Ayette, wo ein Tag Ruhe und Ortsquartier vorgesehen ist.

Cortez und Stahl sind die letzten, die Monchy verlassen. Als die Truppe ohne Verluste abgelöst ist, atmen beide wie von einem schweren Alp befreit auf. Was haben sie in den wenigen Tagen alles in Monchy erlebt! Beide reiten schweigend neben-

einander her, und als letztes Schweres steht vor ihnen die Beerdigung der Leutnants Caro und Robert.

An der Ostecke von Monchy, an der Chaussee liegt hoch und die Gegend beherrschend der Friedhof. Deckungsgräben und Anmarschgräben führen durch ihn hindurch. An der äußersten Ecke sind die Gräber geschaufelt, und in weiße Tücher und Zeltbahnen eingewickelt liegen Offiziere und Mannschaft brüderlich nebeneinander. Der katholische Feldgeistliche segnet alle die toten Helden ein. Unter dem Donner und dem Salut der Geschütze fahren die Seelen der toten Helden hinauf in den Himmel und schauen auf uns herab. Ihr habt einen guten Kampf gekämpft! Warme und menschliche Worte voller Begeisterung spricht der Geistliche, der den Rücken zum Feinde gewendet hat und nicht sieht und bemerkt, daß das, was er für den Donner und Abschuß der eigenen Kanonen hält, Einschläge sind, die näher und näher kommen.

Alles steht still und erschüttert und verfolgt doch aufmerksam das Näherkommen der schwarzen und grauen Erdfontänen. Endlich hat der Geistliche geendet, noch ein letzter Segen und alles verschwindet durch die Laufgräben in den tiefer gelegenen Ort, währenddessen die Granaten weiterheulen und dicht beim Kirchhof einschlagen.

Cortez und Stahl haben die Höhenwelle zwischen Monchy und dem Walde erreicht. Vor ihnen sehen sie die Letzten des Regiments marschieren. In der klaren Morgenluft haben sie weite Sicht, und Cortez weist nach vorwärts: „Sehen Sie, Stahl, dort marschiert das letzte Bataillon."

Sie traben an. Sie erreichen aber nicht ein Bataillon des Infanterieregiments Altmark, sondern dieses schmale, kleine Häuflein sind drei Bataillone, das ist das ganze Regiment zusammen mit seiner MGK.

Mit 68 Offizieren und der vollen Kriegsstärke ist das Re-

giment in den Feldzug gezogen. Ersatz haben sie erhalten. 11 Offiziere und 900 Mann stark verläßt das Regiment das unheimliche Monchy. Die beiden Reiter biegen in Douchy zum Kirchhof ab.

Dort liegt Richard Redern begraben.

Ein sauber gemaltes Holzkreuz, ein hoher Hügel mit Blumen zeigt den beiden und Rederns Reitburschen Franke, wo der tapfere, lebensfrohe Richard zur Ruhe gegangen ist. Cortez und Stahl sind beide nicht Leute der sentimentalen Worte. Sie stehen stumm ihren Gedanken nachhängend an diesem Grabe.

Stahl nimmt ein Bild davon auf, dann nicken sie dem toten Kameraden zu, schütteln sich und dem braven Franke, dem die Tränen unaufhörlich herunterlaufen, die Hände, steigen auf die Gäule und reiten einen scharfen Galopp durch den hellen Morgen und fegen die Seele frei von trüben Gedanken.

In Ayette hat der Major Schwabe ein freundliches Haus bereitstellen lassen. Kriegerisches Leben flutet durch den Ort. Die Mittagssonne spiegelt sich in den blanken Fensterscheiben, und in der nun äußerlich wieder stattlichen MGK. herrscht fröhliches Summen und Leben. Der Major hat in ein Zimmer drei Waschfässer bringen lassen. In dem großen Kupferkessel der französischen Küche wird Wasser heiß gemacht. Der Major hat für ein warmes Bad gesorgt.

Helmuth Stahl empfindet dieses Langentbehrte als eine ungeheure Erfrischung. Ehe er in sein Bad steigt, wirft er einen Blick in den Spiegel. Allmächtiger Himmel; er sieht sich gegenüber eine wahre Landsknechtsfigur stehen. Ein dichter schwarzer Vollbart umschließt ein braunes, faltiges Gesicht. Das rechte Auge ist verpflastert, eine abgeschabte und verblichene Uniform, mit Lederstücken besetzt, ist sein Anzug, und die langen Reitstiefel mit den Schnallsporen schließen das Bild ab, das bei-

nahe ebensogut einen Wallensteinschen Reiter wie einen MGK.-Mann darstellen könnte.

Das ist ja fürchterlich. —

Gebadet und in neue Wäsche und die Reserveuniform gekleidet, sieht die Welt ganz anders aus. Und dann ist da auch unerwartet ein Barbier, der den Major bearbeitet. Da überkommt es auch ihn. Das Kollegium der drei Musketiere, die vor so unendlich langen Zeiten — Herrgott wie lang ist das her und wie weit liegt das hinter einem — an der Aisne die Tracht des Spitzbartes einführten, besteht nicht mehr.

Redern ist weit weggeritten. Rose soll auch schwer verwundet oder gefallen sein, so munkelt man in seinem alten MG.-Zug. Und er, der Letzte und Überlebende dieser drei, er fühlt, daß ein neues Kapitel beginnt. Also weg mit dem Bart, und der Barbier holt erst mit der Schere und dann vorsichtig mit dem Messer den schwarzen Fußsack herunter. Schneidet ihm die Haare, und als Stahl in den Spiegel sieht, da steht in der grauen, gut sitzenden Reserveuniform ein Mann wieder vor ihm, der ein glattes, bartloses Gesicht hat und den üblichen Offiziersscheitel der Friedenszeit.

Der Major und die beiden Leutnants sehen sich nach dieser Verwandlungsprozedur wie neue Leute an.

Gott sei Dank!

Nach dem Mittagessen hat Stahl zwei Stunden Ruhe und dann allgemeines Reinigen der MGK. befohlen. Gegen Abend ist großer Appell mit Anzug und Waffen. Stahl kommt etwas früher, als die Stunde des Appellbeginns angesetzt ist. Er geht durch die Reihen seiner Leute und wundert sich, daß eigentlich keiner recht Notiz von ihm nimmt, der gewohnt ist, fröhlichen Gruß und Gegengruß in und außer Dienst mit seinen Leuten auszutauschen.

Als die Minute des Appellbeginns herangekommen ist, die

Feldwebel und Unteroffiziere wartend vor den Schützen stehen und Stahl schnell auf den Feldwebel Bach zugeht, um sich die Meldung erstatten zu lassen, bleibt Bach sprachlos in strammer Haltung stehen und starrt Stahl wortlos an. — Der Feldwebel und die ganze Kompanie haben ihren Kompanieführer ohne Vollbart zuerst nicht wiedererkannt.

Und noch etwas später auf dem Marsche meinte ein Unteroffizier treuherzig: „Es ist doch eigentlich schade, daß der Herr Leutnant nicht mehr den schwarzen Vollbart trägt. Er stand ihm doch recht gut." —

* * *

Östlich von Mercatelle, von Süden nach Norden, läuft die große D-Zug-Strecke Arras—Paris. An dieser Bahnlinie besetzt das Regiment Altmark eine neue Stellung.

An einem Kreuzungspunkt von Bahn und Chaussee liegt ein großes Fuhrmannsgasthaus mit zwei Nebengebäuden, in denen der Regimentsstab und die MGK. auf einige Tage unterkommt, bis sie durch die französische Artillerie hinausgeräuchert werden. Im Einverständnis mit der Brigade verlegt darum Major Schwabe sein Quartier nach Mercatelle in ein kleines Bauernhaus. Das starrt wie üblich von Schmutz, und besonders auffällig sind die großen Fliegenschwärme.

„Sanitäter her", rief Ferdinand Cortez, „und sehr viel Karbol."

Mercatelle ist mit Truppen überlegt. Die Verpflegung und Nachschub für das Regiment klappen noch nicht. Selbst bei der MGK. nicht.

Und Stahl muß sich selbst daranmachen, in der MG.-Küche zu kochen. Auch mit Wein sieht es faul aus. Sie hätten nichts zu trinken beim Regimentsstabe, wenn Cortez und Stahl nicht zufällig beim Befehlsempfang im Hause des Generals 25 Flaschen Rotwein entdeckt hätten.

25 Flaschen Rotwein für einen Brigadestab ist zuviel. Mit List, Tücke und Vorsicht werden der Brigade 4 Flaschen entwendet, die durch leere ersetzt werden. Zwei Männer können unter weitem Mantel sehr gut je 2 Flaschen Wein wegtragen.

Der Verpflegungs- und Weinmangel wird aber in den nächsten Tagen behoben. Stahl trifft in Mercatelle einen Vetter, der als Oberstabsarzt sein Feldlazarett hier aufgeschlagen hat und der der MGK. aus Gesundheitsrücksichten die nötigen Rotweine verschaffen kann. Zudem holen die findigen Schützen aus manchen versteckten Kellern noch etliches hervor.

Das Einrichten des Schützengrabens, das Exerzieren und gefechtsmäßige Schießen mit seiner neu aufgestellten Kompanie füllen die Tage reichlich aus. Trotzdem ist es Stahl möglich, mit Ferdinand Cortez einen schnellen Rundritt über die Schlachtfelder Mercatelle, Henin-Neuville-Beaurains zu machen.

Der Anblick dieses weiten Schlachtgrundes ist so erschütternd und doch großartig, daß Stahl einige Tage darauf auf Richard Rederns schnellem Fuchs noch einmal alles abreitet. Zwischen der Mühle auf der Chaussee Neuville—Mercatelle trifft er auf eine Sanitätskompanie, deren Oberleutnant erzählt, daß sie auf diesem grünen Hang vor Neuville über 1200 Franzosen und 39 Pferde begraben hätten.

Stahl nickt. Das war die grimmige Ernte ihres MG.-Feuers.

Scharfer, frischer Dienst bringt die Maschinengewehrkompanie wieder in Schwung. Stahl hat die große Freude, seine MGK. belobt zu sehen, und er kann an den Vizefeldwebel Wieland, an den tüchtigen Unteroffizier Winkelmann und an seine Gefechtsordonnanz, den Gefreiten Korb, das Eiserne Kreuz überreichen.

Das sind erfreuliche Regimentsbefehle, aber es kommen auch andere, die auf den ersten Augenblick nicht so wirken. Das

Regiment erhält im Oberstleutnant von Busche einen neuen Kommandeur. Der Major Schwabe übernimmt nach Eintreffen sein altes, 1. Bataillon wieder.

Am 29. Oktober trifft der Korpsbefehl ein, daß das Regiment aus der Stellung herausgezogen wird, daß ein Detachement Jarotzki gebildet wird, und daß das Regiment nach Vis-en-Artois zu marschieren hätte. Am Freitag 7 Uhr 30 rückt das Regiment ab und trifft nach einem Marsche, der die Stimmung auf das beste belebt hat, in der kleinen Ackerbürgerstadt ein, die von Truppen wimmelt.

Doch alles kommt gut unter. Stahl hat mit dem Kommandeur und Cortez zusammen ein freundliches Bürgerhaus. Nach einem kurzen Appell sitzen die drei Herren in einem richtiggehenden Eßzimmer von schwerer Behaglichkeit und haben ein gutes Essen vor sich stehen, als die Ordonnanz Rittmeister Geyer Kroppenstedt meldet.

„Hol's der Geyer", sagt Cortez, „das bedeutet sicher was." Der Rittmeister v. Geyer überbringt dem Regiment den Angriffsbefehl auf Arras. Der Angriff findet noch heute abend überfallartig bei Anbruch der Dunkelheit statt. Also nichts und aus mit einem Quartier, und statt eines weiß überzogenen Bettes einmal wieder die alte Mutter Erde.

Alarm! Es geht in langen Kolonnen die Heeresstraße auf Arras zu. Die Batterien traben an und überholen die Infanterie. Stahl befiehlt Jäckel zu sich, und beide reiten mit dem Regimentsstabe schnell bis in die Höhe von der Straßenkreuzung 2 Kilometer südöstlich Tilloul. Hier ist ein Gasthaus mit dem vornehmen Namen Chapelle de Feuchy. Links südlich der Chaussee fährt die MGK. in dem tiefen Grund in Deckung auf. Der Regimentskommandeur geht mit seinem Stabe in das Gasthaus hinein, wo auch der Brigadekommandeur seinen Gefechtsstand vorläufig aufgeschlagen hat.

Voller Spannung wartet alles in der Dämmerung auf die weiteren Befehle. Als die Befehlsempfänger kommen, bringen sie die Nachricht, daß der Angriff voraussichtlich auf den nächsten Abend verschoben sei, und daß die Truppen in ihre Quartiere zurückkehren könnten.

Am späten Abend sitzen der Oberstleutnant von Busche, Cortez und Stahl genau wie am Mittag wieder um denselben Tisch und besprechen die Lage. Endlich gehen sie schlafen, und Stahl hat das erstemal seit langer, langer Zeit wieder ein richtiges Bett mit Sprungfedern und weißen Bezügen. Aber er kommt nicht zur Ruhe, und schließlich packt ihn der Ärger. Er schmeißt auf sein Bett seinen Schlafsack, klettert hinein und in dieser derben Umhüllung, wie Cortez sagt, in der richtigen Infanteriewärme, schläft er sofort und traumlos ein.

Am nächsten Nachmittag zieht die Truppe wieder auf Tilloul los. Das Bild von gestern wiederholt sich. Cortez behauptet, er hätte gleich gewußt, daß es am Freitag nichts würde, damit wenigstens nach treuer Überlieferung der Brauch nicht gebrochen wurde, daß die Gefechte Sonntags stattzufinden hätten; bei schlechtem Wetter, wie bekannt, im Saale.

Wieder ist es dunkel geworden, und wieder sitzt der Regimentsstab mit dem Brigadestab in dem Gasthaus von Feuchy. Die Befehle kommen, die Befehlsempfänger, Radfahrer, Kavalleristen klappen herein, klappen heraus, und die 3 Telephone, eins für die Brigade, eins für die Artillerie und Pioniere und eins vom Regiment Altmark, summen in den verschiedenen Ecken des Estaminets. Draußen ist die Infanterie abmarschiert und in Bereitstellung gegangen. Über die MGK. hat sich der Regimentskommandeur selbst die Verwendung vorbehalten. Der Angriff ist schon im Gange. Infanterie- und Artilleriefeuer ist zu hören, und jetzt schlägt es in der Nähe auf der Chaussee schwer ein, aufgeregtes Fuß-

trappeln folgt. Die Tür wird aufgerissen, und ein Zug Pioniere stürzt herein, in den eine Granate hineingeschlagen und einen beträchtlichen Teil Mannschaften verwundet hat.

Der Arzt, der seine Station im Nebenzimmer aufgeschlagen hat, wird gerufen, und nun erfüllt das Stöhnen der Verwundeten, der Rauch der Zigarren, der Blutgeruch und der Geruch der Desinfektionsmittel mit einemmal den Raum.

Der Regimentskommandeur des Regiments Altmark erhält den Befehl über den mittleren Abschnitt des Angriffs, der rechts und links der Heeresstraße liegt. Der Stab beschließt sofort, bis auf das nächste Dorf Tilloul vorzugehen, und Stahl läßt die MGK. bis an den Park von Tilloul heranfahren, um dort Gewehre freimachen zu lassen. Die Fahrzeuge gehen in Deckung wieder bis zum alten Standplatz zurück.

Vor Tilloul herüber links nach Beaurains und rechts nach Blangy ist das Gefecht im weiten Halbkreise im Gange. Melder berichten: Der Angriff ist bis in die ersten Häuser von Arras vorgetragen worden und zum Teil wieder zurückgeflossen. Die feindliche Artilleriegegenwirkung war von einer bisher noch nicht gekannten Stärke, und auch die feindliche Infanterie focht mit größter Zähigkeit und Zahlenüberlegenheit.

In dem großen Park von Tilloul, der diesseits des Ortes lag, waren am Anfang und am Ende der großen Straßenmauer feste und gut unterkellerte Verwalterhäuser. Das eine nahm der Regimentsstab, das andere wurde dem Bataillonskommandeur zugewiesen. Neben dem nördlichen Parkhäuschen war ein alter, sehr fest gebauter Mühlenturm. Hier geht die MGK. in Bereitstellung.

Die feindlichen schweren Geschütze suchten nach den deutschen Batterien, während die leichteren und mittleren Kaliber das ganze Angriffsgelände mit einem ungeheuren Munitionsersatz mit Feuer belegten.

Stahl kommt von einem Erkundungsgang zurück. Während Stahl die Kameraden beobachtet, beschert ihm der Himmel eine unerwartete Freude.

Vor Stahl steht im Dunkeln ein schlanker, großer Mann: „Offizierstellvertreter Klages mit MG.-Zug zur Stelle."

Stahl sieht in der unsicheren Beleuchtung eine schlanke Figur, die an Richard Redern erinnert, und hört eine angenehme Stimme mit hannöverschem Einschlag.

„Sind Sie aktiver Unteroffizier, Klages?"

„Nein, Herr Leutnant. Offizierstellvertreter und Vizefeldwebel der Reserve, von Beruf Oberlehrer Dr. phil. Klages."

„So, so. Nun, dann seien Sie auch in unserer bewährten MGK.-Familie herzlich willkommen. Sie kommen gerade recht, Herr Dr. phil., um den Krieg richtig studieren zu können. Sie haben die Ehre, gleich am ersten Tage vor Arras fechten zu dürfen."

Stahl konnte im Dunkeln nicht erkennen, ob sein neuer Zugführer hellauf begeistert war, dessen klare Stimme nur antwortete: „Danke gehorsamst, zu Befehl, Herr Leutnant."

Im ersten Augenblick war Stahl vollkommen baff gewesen, dann hatte er sich erinnert, daß er in Monchy in der Nacht Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt hatte, um neue MG., neues Gerät und auch neue Mannschaften zu bekommen. Hier standen nun die neuen von ihm angeforderten Mannschaften von der Ersatz-MGK. vor ihm. Stahl begrüßte im Dunkeln seinen Zuzug mit einigen kräftigen Worten.

Der Regimentskommandeur gibt Stahl den Befehl, drei Züge einzusetzen. Die Züge Klages und Peters gehen rechts und links der Straße Arras—Tilloul in Stellung, während Jäckel auf dem rechten Flügel vor Blangy angesetzt wird.

Der Kampf und Angriff wird mit aller Kraft aufgenommen. An der Hauptchaussee ist es nicht gelungen, in die Stadt hinein-

zukommen. Die ersten gestürmten Häuser müssen wieder geräumt werden, und die Infanterie gräbt sich vor der Stadtmauer ein. Auf dem rechten Flügel ist das 3. Bataillon in Blangy vorwärts gekommen und hält die erkämpfte Stellung fest.

Stahls drei Züge sind eingesetzt. Der vierte ist Regimentsreserve. Stahl beurlaubt sich vom Regimentsstab, schultert die Flinte und wandert mit dem Gefreiten Korb zu neuer Erkundung vor.

Rechts und links der Chaussee vor Tilloul sieht er sich einmal die Stellungen der beiden Züge Klages und Peters an, dann biegt er rechts von der Chaussee ab und hält auf die Mitte zwischen Vorstadt St. Germain und Blangy.

An der eigenen vorderen Linie geht er noch rechts weiter, um mit den Nachbartruppen Fühlung zu gewinnen.

Zu seinem Erstaunen findet Stahl die Anschlußkompanie des Nachbarregiments nicht auf der Stelle, wo sie sein sollte, und er muß mit Korb fast einen Kilometer schräg zurückgehen, ehe er auf sie trifft. Sie liegt in drei Wellen hintereinander, oberflächlich eingegraben, und ihr Führer, ein dienstälterer Oberleutnant, zeigt nicht das geringste Interesse, auf Stahls Vorschlag vorzugehen, um die Lücke im Gefecht zu schließen. Stahl hält ihm vor, wie leicht der Gegner unbemerkt durch die Lücke gehen könnte. Als auch das nicht zieht, da zieht Stahl andere Saiten auf und gibt einfach den Befehl, die Lücke zu schließen, widrigenfalls er, Stahl, die Kompanie kommandieren würde.

Der andere verbittet sich diesen Ton. Das hätte Stahl vielleicht noch Anfang August imponiert, jetzt aber rotzt er los, daß dem andern überreichlich genug wird, er sich entschuldigt und mit der Kompanie nach vorn heranzieht. Nachdem Stahl die Parole verabredet hat, geht er mit Korb schnell, aber vorsichtig vor, bis die brennenden Gebäude sie zwingen,

kurze Sprünge mit Halt zu machen, weil hell der Widerschein auf ihren Waffen und Gesichtern liegt.

Sie kommen bis dicht an die Häuser ran und hoffen, sich schon einschleichen zu können, als aus einer Hecke Stimmen ertönen, Gestalten sich aufrichten und Schüsse aufblitzen. Verflucht, das war recht nahe! Stahl und Korb sind sofort im Rübenfeld verschwunden, dessen hochgeschossene Stauden ihnen in ihrer feldgrauen Kluft gute Deckung geben.

Zum Glück steckt der Mond hinter Wolken. Drüben bei den Franzosen sind aber Leute, die aufpassen können, und als sie einen kleinen Sprung nach rechts machen, pfeifen ihnen wieder die Kugeln in Hüfthöhe verdammt dicht vorbei.

Jetzt erhalten sie auch noch von halbrechts Feuer, und das Pech will, daß am Himmel ein großes Stück Wolken den Mond frei macht, so daß es unmöglich ist, zurückzuspringen.

Beide liegen dicht nebeneinander und stieren in das Dunkle der Hecke. Die Gewehre auf dem linken Unterarm, stecken sie die Gesichter tief in die Rübenblätter. Der Gegner weiß nicht genau, wo sie liegen. Aber drüben scheinen erfahrene Schützen zu sein und sie schießen mit kleinen Salven das Rübenstück regelmäßig ab, als ob sie auf einem Schachbrett arbeiten. Die Situation ist nicht mehr behaglich.

Zum Glück kommt der Gegner nicht vor. Stahl sieht auf seine Uhr. Es ist elf und verdammt unbequem, hier so still zu liegen.

Das freie Stück Himmel zieht sich noch mehr in die Länge und Breite, und der Mond, sonst Stahls Freund, erleuchtet mit unheimlicher Klarheit die Erde.

Dazu zucken die Flammen der brennenden Häuser immer wieder hoch, so daß die Rübenstengel einen rosigen Ton erhalten. Stahl ermahnt Korb, scharf zu beobachten, und er will selbst mit beobachten, aber er ist mit einemmal eingeschlafen.

Er hat einen ganz merkwürdigen Traum. Er sieht das weiße Mondlicht über dem Feld. Das Licht aber verwandelt sich mit einemmal in weiße Wellen, und dann, ja, was ist das merkwürdig, dann sind es keine Wellen, sondern dann ist es Haar, helles blondes Frauenhaar, was um ihn und Korb sich herumschlingt, und er sieht in das Gesicht einer blonden Frau, die merkwürdige, dunkle Augenbrauen hat.

Ist es nicht Hella von Gagern?

Er will dieses Gesicht, das ihm lang und stolz und schmal erscheint, festhalten, er will es küssen, da fühlt er, daß eine Hand ihn zurückschiebt, das Bild wird merkwürdig verwischt, und dann hört er eine Stimme: „Herr Leutnant, der Mond ist weg, und wir müssen ooch weg."

Stahl ist im Nu wieder wach. Seine Armbanduhr zeigt 11.55, so lange hat er geschlafen. Sie verabreden flüsternd, wie sie zurücklaufen wollen. Die Wolke vor dem Mond ist dick und ballig und wirft einen schweren langen Schatten, der viel breiter ist, als ihr Rübenstück. Sie erheben sich vorsichtig und starten los, was das Zeug hält. Hinter ihnen schallen Schüsse. Sie werfen sich einmal hin, dann wieder auf, noch zwei, drei Sprünge und sie sind zu weit, um noch vom Gegner erkannt zu werden.

Als sie zurückkommen, liegen die Thüringer an der alten Stelle. Sie geben sich durch Parole zu erkennen, nun schnell zur eigenen Schützenlinie hinüber. Sie können sie nicht finden. Ist denn heute alles verrückt geworden? Sie suchen wieder und finden endlich ihren MG.-Zug Peters, der mutterseelenallein auf der weiten Flur hockt. Auf ihre Frage, wo die Infanteriekompanie wäre, teilt Peters mit, daß die vor einer Stunde abmarschiert wäre, ohne auf die Ablösung zu warten. Stahls Stimmung ist mehr als rosig. Erst hat ihn der Thüringer Kamerad geärgert, dann wurmt die verrückte Patrouille, nun fehlt hier der Anschluß.

Als er nach Tilloul zurückkommt, findet er endlich die Ablösung seines Regiments, die sich eingräbt. Es ist ein neuer Kompanieführer, der aus irgendeinem nicht zu erklärenden Grunde falsch angesetzt ist. Nach Stahls Aufklärung ist er ohne weiteres bereit, vorzurücken. Korb und Stahl bringen die Kompanie in die Stellung.

Das Feuer auf dem ganzen Gefechtsfeld war lebhaft. Obwohl die Franzosen kein gezieltes Feuer abgaben, so belegten sie doch ihrer Gewohnheit gemäß strichweise das Gelände mit ihren Salven, und Stahl sah, daß leider beim Instellunggehen der Infanteriekompanie Verluste eintraten. Von dem rechten Flügel über die Straße hinweg gingen Stahl und Klages zum neuen Zuge. Beide verabredeten, vor dem MG.-Zug ein Drahthindernis zu bauen. Die in der verlassenen Dorfschmiede liegenden Drahtrollen werden von den Reserveschützen herbeigeholt. Stahl und Korb, hungrig und todmüde geworden, gehen in ihr Parkhäuschen zurück, und Stahl sitzt noch eine Weile bei einem Glase Wein bei dem Führer eines Reservebataillons, dem er von seiner Patrouille berichtet.

Im Gegensatz zur deutschen Truppe scheint der Feind überreichlich Artilleriemunition zu haben. Die ganze Nacht tobt das Feuer fort, schlägt teilweise auch in den Park ein. Als Stahl am nächsten Morgen aus seinem Keller herausteigt, wo er mit dem Stab zusammen geschlafen hat, sieht er eine Anzahl Bäume umgelegt oder zersplittert.

Gedeckt durch das günstige Gelände, machen Stahl und Korb nochmals eine Patrouille, die sie links der großen Heeresstraße trotz des Tages bis ziemlich nahe an einen Park von Arras heranbringt.

Auch diese Stellung ist vom Feinde, wie sie mit ihren guten Gläsern beobachten können, sehr stark besetzt, und in den Dach-

luken des schloßartigen Baues sehen sie Beobachter und Schützen postiert.

Sie schleichen sich nach Tilloul zurück und gelangen in einen schönen Park mit einem wunderhübschen Barockschlößchen. Auf der Terrasse davor sieht Stahl ein kleines totes Pony liegen. Daneben steht ein Kindertisch mit Spielzeug und Kinderstühlen, und auf dem Rasen liegt ein toter Pfau. Ein Granattrichter weist auf den Urheber der Zerstörung hin.

Stahl tritt mit Korb durch die offene Türe und findet ein gut eingerichtetes Haus, das noch genau so steht, als ob seine wohlhabenden Besitzer es in der Minute verlassen hätten. Sie hören Schritte und denken beinahe, der Besitzer käme, aber es ist eine deutsche Patrouille, die um das Haus geht und wieder verschwindet.

Im Oberstock treffen sie auf einen langen Gang, von dem nach links und rechts Zimmer abgehen. Das vollkommen unberührte Herrschaftshaus hat etwas Unheimliches, und Stahl empfindet es angenehm, daß er neben sich seinen seelenruhigen Korb sieht. Er hat das Gefühl, als ob jede Sekunde etwas Unerwartetes geschehen müsse. Zimmer für Zimmer gehen sie durch und kommen in eine gut ausgestattete Bibliothek, in der es allerdings wüst aussieht. Hier ist ein Volltreffer hineingegangen und hat zusammen mit dem Einschlag im Park wahrscheinlich die jähe Flucht veranlaßt.

Unter den Büchern findet Stahl vor allem französische Klassiker, aber auch englische und sogar deutsche Bücher. Selbst wissenschaftliche Werke sind dabei über Chemie, über Fabrikbau und Zuckergewinnung.

Während er sich mit den Büchern beschäftigt, ist Korb in eines der Zimmer gegangen, das feindwärts Aussicht gewährt und ruft dem Leutnant, herzukommen. Korb hat ein Fenster geöffnet. Vor ihnen liegt ein wundervolles Bild.

Rechts und links sehen sie strahlenförmig die Wege und Straßen auf Arras zusammenströmen. Vor ihnen liegt eine hübsche Stadt, aus der die Filigranarbeit eines schlanken Turmes sich gegen den Himmel abhebt.

Haus für Haus und Fenster für Fenster können sie genau erkennen und sehen fast mit Bedauern drüben den Einschlag deutscher Granaten in Dächer, Häuser und Gärten. Im weiten Halbkreis vor der Stadt ziehen sich, soweit sie blicken können, die deutschen Linien.

Stahl geht mit Korb in die Bibliothek zurück. Während er sich vorbeugt und einige Bücher erklärt, klatscht zwischen ihren Köpfen durch ein Schuß an die Wand und durchbohrt ein wertvolles Ölgemälde.

Gleich darauf hören sie das unbequeme Heulen von Granaten, die über dem Dach des Hauses weggehen. Sie eilen hinaus, und Stahl stolpert fast über ein Buch, das er als eine französische Ausgabe des bekannten Sportlehrer J. P. Müller erkennt. Auf dem gelben Titelblatt schabt der Apoxyomenos auch auf französisch „Mon Système", und Stahl nimmt im Laufen lachend dieses für Frankreich immerhin erstaunliche Buch der Körperpflege mit.

Als sie auf der Wendung der Treppe sind, heult es wieder heran, und dieses Mal sitzt die Lage im Dachstuhl.

Neben dem Hauptgebäude befindet sich die Wagenremise. Stahl und Korb nehmen diese als Deckung, um erst einmal abzuwarten, wo die nächsten Granaten sitzen. Nochmals schlägt eine Lage in das Gebäude, dann wird es wieder ruhig im Schloß.

Die beiden finden in der Garage zwei wundervolle Personenautos und drei herrliche Kutschwagen der verschiedensten Bauart. Stahl würde diese Fahrzeuge sehr gern requirieren, aber es ist unmöglich, die Wagen herauszubringen, weil das ganze

Gelände haarscharf von Arras aus einzusehen und zu beschießen ist. Er muß sich also mit seinem Freunde J. P. Müller begnügen und wandert zum Regimentsstab zurück.

Hier hörte er, daß der Angriff auf Arras für jetzt endgültig eingestellt ist und daß nur das erfolgreiche 3. Bataillon in Blangy bleibt, während die übrigen Bataillone und die MGK. zurückgezogen würden und das Sturmdetachement wieder aufgelöst würde. Die Bewegung solle in der Nacht durchgeführt werden.

Diese Kunde ist für Stahl ein harter Schlag. Wohl fühlt er, daß die letzten Kampfeswochen das Regiment fast bis aufs letzte angefaßt hatten, aber wenige Tage Ruhe zeigten doch, daß der Stamm seine bewährte Angriffskraft und Frische behielt und in der Lage war, den nachgesandten Ersatz sofort mit demselben Geiste zu erfüllen.

Stahl hatte ohne weiteres angenommen, daß erheblich mehr Kräfte, als er jetzt erfuhr, zum Angriff auf die wichtige Stadt angesetzt worden wären, und mit scharfem Grimm empfand er es als einen Fehler ersten Ranges, mit so wenig Truppen und vor allem mit so geringer Artillerie überhaupt ein solches Angriffsziel zu wählen. Was ist denn das für eine Führung?—

Stahl war noch zu sehr Soldat der alten Heeresdisziplin und Erziehung, als daß er diesen Gedanken schon jetzt einem anderen gesagt hätte, aber er war auch nicht mehr der Reserveoffizier der Friedensübungen, der die selbstverständliche Überlegenheit und Routine der aktiven Herren unbedingt anerkannte und sich dadurch vielleicht sogar bedrückt fühlte. Er fühlte sich als Frontsoldat, der seinen Kram verstand und der es in seinem Rahmen sich getraute, es mit jedem aufzunehmen.

Diese quälenden Gedanken, die sich in Flüchen und Selbstgesprächen äußerten, bewegten ihn, als er am Nachmittag unter den Bäumen des Parkes Tilloul allein spazierenging.

Es war ihm unmöglich, jetzt beim Regimentsstab zu sitzen und die Befehle in schweigendem Gehorsam hinzunehmen.

Der Gefreite Korb kam auf ihn zugeschritten und bat, noch einmal zu der Wagenremise zurückgehen zu dürfen. Dort lägen französische Militärmäntel und Regenmäntel, und es wäre doch sehr richtig, diese Sachen für die Posten der MGK. zu requirieren, bevor die ganze Bude zusammengeschossen würde.

Stahl ging selbst mit. In der Garage fanden sie die Uniformmäntel vor. Korb wollte sich diese schon aufhucken, als Stahl noch einmal einen Blick in das Wohnhaus zu werfen wünschte. Da sah es nicht mehr so ordentlich aus wie am Morgen.

Auch im Erdgeschoß hatten die Granaten ihre Verwüstungen angerichtet. Möbel und Spiegel zeigten die Spuren der Zerstörung, von der sich um so bemerkenswerter von einem Postament die Marmorfigur der Venus von Milo abhob.

Stahl sah sinnend die schöne, kleine Kopie an, vor deren Original er noch im vergangenen Winter im Louvre gestanden hatte.

Beim Himmel, was fraß alles dieser Krieg! Wann würde diese Göttin der Schönheit von Mars vernichtet? Mit kräftigen Händen faßte er die Statue und hob sie hoch, und wie er sie im Arm hatte, nickte Korb:

„Die nehmen wir mit, Herr Leutnant."

Sie trugen ihre Göttin in die Garage, wickelten sie in einen Mantel und legten sie vorläufig auf die blauen Tuchkissen eines eleganten, offenen Einspänners.

Während sie berieten, wie sie die nicht ganz leichte Figur unversehrt mitnehmen könnten, kam Stahl auf den Gedanken, die Göttin samt Wagen zu requirieren. Korb stimmte dem Plan begeistert zu:

„Es wäre auch zu schade, Herr Leutnant, wenn die verrückten Franzmänner auch noch dieses nette Mädchen zertöpperten!"

Stahl nickte. Er ahnte nicht, daß wenig später sich dieses Schicksal erfüllen sollte.

Sie riegelten die großen Tore auf. Korb spannte sich in die elegante Gabel des Wagens, Stahl schob nach, und lautlos rollte das Gefährt auf seinen Gummirädern auf den Hof. Durch das menschenleere Dorf fuhren sie ihren Wagen, dessen wundervoller, leichter Lauf ihnen Spaß machte, bogen dann auf die Hauptchaussee ein und liefen — wegen des Feuers hart an die rechten Chausseebäume gepreßt — bis zu ihrem Park, wo sie stolz einfuhren.

Kein Mensch beobachtete die Ankunft des neuen Fahrzeuges, das sie vorläufig sicher in Deckung stellten.

Als am Abend Feldwebel Bach mit den Fahrzeugen kam, war er nicht wenig erstaunt, seinen Fahrzeugpark so vornehm durch den Einspänner und so schlagkräftig durch die Gefechtsfahrzeuge von Klages' Zug bereichert zu sehen. Das Gerät der MGK. wurde an Ort gebracht. In der Nacht brachen sie nach Mercatelle auf. Stahl ritt stumm und in Gedanken an der Spitze seiner Kompanie.

Die alte Stellung wird wieder bezogen, doch sie greift mit ihrem linken Flügel weiter südlich. Das Regiment muß eine breitere Stellung halten.

Der Regimentsstab hat sein altes, kleines Bauernhaus wieder genommen. Sie wohnen wieder im selben Raum, und der Kommandeur, der Regimentsadjutant und der Maschinengewehrführer liegen in ihren Schlafsäcken wieder im selben kleinen Zimmer, wie vor der Reise nach Vis-en-Artois. Auch die riesigen Fliegenschwärme sind wieder da, von denen Cortez tröstend sagt, man brauche sich ja nicht immer über sie ärgern, sie säßen nur mittags im Zimmer, sonst auf dem Misthaufen.

Laut Divisionsbefehl soll die Grabenstellung verstärkt und mit Hindernissen versehen werden. Von den Beobachtungsständen aus sah Stahl, daß auch die Franzosen auf der anderen Seite erheblich schanzten.

Aber sie arbeiteten wohl nach einem anderen System. Sie hatten nicht eine Linie, wie bei den Deutschen, die absolut gehalten werden mußte, sondern sie schienen ein ganzes System von Parallelgräben anzulegen, die sie untereinander mit Annäherungswegen verbanden. Stahl fand die deutsche Methode zuerst einfach selbstverständlich, männlicher und stärker, bis die Erfahrungen ihn belehrten, daß die französische Art dem einfachen deutschen Schützengraben erheblich überlegen war.

In seiner Besorgnis, daß es mit dem Bewegungskriege für die nächsten Zeiten aus sei, wurde Stahl dadurch bestärkt, daß eine Pionierkompanie in das Dorf einrückte, und daß die nicht in Stellung befindlichen Offiziere und Unteroffiziere in der Anlage eines Schützengrabens, in der Anlage von Sappen und Vorstellungen und in der Handhabung eigentümlicher neuer Nahkampfwaffen, wie Handgranate und Grabenmörser, unterwiesen wurden.

Das Herbstwetter war noch ganz erträglich, aber die Tage wurden kurz und kürzer. Und wenn die frühe Dunkelheit hereinbrach, dann wurden die Franzosen drüben bei Agny und Wailly unruhig. Sie streuten das Dorf mit unregelmäßigem Schrapnellfeuer ab, sie belegten die Anmarschwege mit Feuer, und aus dem Graben fegten die sinnlosen nervösen Raffalls ihres Infanteriefeuers.

Zu größeren Kampfhandlungen kam es nicht. Doch bei den nächtlichen Patrouillengängen gab es dauernd kleine Scharmützel und Abenteuer.

Auch Stahl beteiligte sich des öfteren an diesen Unterneh-

mungen, die die Öde dieses beginnenden Stellungskrieges prickelnd unterbrachen.

Es lag ein eigentümlicher Reiz darin, nachts in das unbewohnte Gelände hinauszupirschen, das zwischen den beiden Stellungen lag, in französische Gräben sich hineinzuschleichen, Posten auszuheben und den Feind zu beunruhigen.

Leider hatte der Regimentskommandeur für diese Abenteuergänge von Stahl nichts übrig und verbot ihm kurzerhand, sich an diesen Unternehmungen künftighin zu beteiligen.

„Ich finde es ja sehr nett, mein lieber Stahl, daß Sie sich betätigen wollen. Aber Sie sind nun mein einziger MG.-Offizier, der eine Friedensausbildung hat, und ich muß Sie schon bitten, Ihre persönlichen Liebhabereien zurückzustellen zugunsten der Allgemeinheit."

Das tat Stahl dann auch, wenngleich mit lebhaftem Bedauern, denn die erlebten Abenteuer waren doch großartig. Einmal hatten sie einen französischen Posten lebendig und unverwundet in Decken gehüllt mit heimgebracht. Ein anderes Mal ein französisches Maschinengewehr erbeutet und einmal sogar einen französischen Kapitän mit seinem Unterstand in die Luft gesprengt. Dieses Unternehmen war sorgfältig vorbereitet worden. Voller Spannung und auch voller Zorn. Eines Tages nämlich hatte eine Patrouille Frauenstimmen und Lachen im Graben gehört. Und eine andere Patrouille hatte tatsächlich festgestellt, daß ein hellblaues Frauenkleid zwischen Uniformen sichtbar war. Das hatte die deutschen Patrouillengänger ernsthaft empört. Eine geballte Ladung mit langer Zündschnur erfüllte ihren Zweck und jagte den Unterstand in die Luft.

„Ich glaube, die Schweine sind zu gleicher Zeit in den Himmel geflogen", meinte der Patrouillenführer.

Leider gab es täglich und nächtlich unter dem dauern-

den Feuer Verluste. Nicht nur in der vorderen Linie, sondern auch in der Ruhestellung, die viel zu nah der Kampflinie lag.

Das alles aber mußte man ja erst lernen, und das lernte man auch in den langen nachfolgenden Wochen des winterlichen Stellungskrieges, in denen sich die Spezialisten der Patrouillengänger, der Scharfschützen, der Meldegänger und anderes mehr nach und nach herausbildeten.

Neue Waffen lernte der Infanterist handhaben, und unter ihnen den großen Spaten, den erst keiner wollte, und der dann bis zum Schluß des Feldzuges zum Infanteristen genau so gehörte wie das Gewehr. Und weiter mußte man sich daran gewöhnen, daß man nicht mehr seinen eigenen Infanteriekrieg allein führte. Im Verband aller Waffen lernte man arbeiten. In das immer durchdachtere Spiel des Schützengrabenkrieges wurde die Artillerie eingeflochten.

Eines Abends brachte der Befehlsempfänger die Nachricht, daß das 3. Bataillon in Blangy bei Arras abgelöst und zum Regiment zurücktreten würde, außerdem erhielte das Regiment 600 Mann Ersatz und hätte sich darauf einzurichten, die Stellung des links von ihnen liegenden Infanterieregimentes Thüringen zu übernehmen.

Das war eigentlich schade, denn trotz allem Störungsfeuer hatten die Altmärker gerade Mercatelle aufgeräumt und begannen sich etwas heimisch zu fühlen.

Doch Befehl ist Befehl, und so ritten der Regimentskommandeur mit seinem Adjutanten, der Führer des 3. Bataillons, Hauptmann Frankh, und Stahl zum südlichen Nachbarregiment, um die Stellung und die dazu gehörenden rückwärtigen Dorfquartiere kennenzulernen.

Zu ihrer Befriedigung erwies sich im welligen Gelände die neue Stellung als recht günstig, und auch das dahinter-

liegende Dorfquartier Boiry-au-Mont, das größer und freundlicher als ihre bisherige Garnison war, gefiel ihnen.

Die Anmarschwege von der Stellung bis zum Ruhequartier waren erheblich weiter als in Mercatelle, aber dafür war Boiry vom Feinde auch nicht mehr einzusehen und mit leichtem Feldgeschütz durch Störungsfeuer sicher nicht mehr erreichbar.

„Aus diesem Orte, aus unserer neuen Garnison, läßt sich etwas machen, meine Herren", sagte Ferdinand Cortez, „zwar liegt natürlich in den Schatos die verdammte Artillerie. Aber mit der Zeit werden wir auch schon Quartierwechsel vornehmen. Vorläufig können wir mit unserem Bauerngehöft, das der bisherige Infanterieführer gehabt hat, ganz zufrieden sein."

Mit Sack und Pack zog das Regiment Altmark um. Der Regimentsstab, das 3. Bataillon und die MGK. kamen nach Boiry-au-Mont selbst. Einundeinhalbes Bataillon ging in Stellung, ein halbes Bataillon und ein Zug der MGK. wurden in eine Zwischenstellung im Dorf Pireux untergebracht.

Schnell spielte sich das Leben in dem wohlhabenden Boiry ein. Es gab viel Arbeit. Die Kompanien mußten trotz des Schützengrabendienstes wieder auf die richtige Mannschaftszahl und in Schwung gebracht werden, denn lange konnte ja nach der allgemeinen Ansicht dieser verdammte Maulwurfskrieg nicht dauern. Vielleicht wartete die höhere Leitung nur auf besseres Wetter oder auf große Reserven aus dem Osten. Jedenfalls, es hieß, alles daran setzen, um die alte Kampfes- und Angriffskraft des Regiments wieder möglichst schnell zu erreichen.

Andererseits hatte es doch sein Gutes, wie sich Stahl leise gestand, daß wenigstens der außer Stellung befindliche Teil der Truppe in einem richtigen Ortsquartier untergekommen war. Denn der Herbst und der Winter kamen mit Macht, und durch den Pas de Calais trieben vom Meer herüber dicke, tiefhän-

gende schwarze Wolken und brachten unendliche Mengen Regen mit. Da verschlammten die Stellungen, da fielen die Anmarschgräben zusammen, da mußten oft die in Ruhe befindlichen Kompanien und MG.-Züge alarmiert werden, um irgendein Grabenstück vor dem Ersaufen zu retten oder neue Hilfsstellungen schnell für die Kampftruppe zu schanzen.

So gab es verhältnismäßig wenig Ruhe, und außerdem langte der Franzose mit seinem größeren Geschütz doch bis Boiry und hielt sie etwas in Atem. Und weiter verfügte der Gegner sichtlich über ungemessene Munition, während bei der deutschen Truppe Sparsamkeit gepredigt wurde.

Angriffe unternahmen die Franzosen auch auf die neue Stellung nicht, dagegen tobte sich ihre leichte und schwere Artillerie ununterbrochen aus, und das blödsinnige rollende Feuer der französischen Infanteriesalven täuschte oft eine beginnende Kampfhandlung vor.

Trotzdem die Entfernung ziemlich groß bis Boiry war, trug der ständige Westwind den Schall vom Graben so deutlich herüber, als ob die Franzosen schon dicht vor dem Dorfe wären.

Wenn das Feuer sich so steigerte, dann ging Stahl manchmal mit Cortez, manchmal allein zum westlichen, feindwärts gelegenen Dorfeingang. Gegen die Mauer eines verlassenen kleinen Schlosses gelehnt, horcht er hinüber nach Pireux und nach der Stellung. Und manchmal will ihn die wilde Schießerei beinahe dazu bewegen, den Rest seiner Kompanie zu alarmieren und in die Stellung zu eilen.

Aber die Franzosen kamen niemals. Es blieb bei der planlosen Knallerei.

Dem Feldwebel Bach war es gelungen, bei der Quartierverteilung für die MGK. sehr günstig abzuschneiden. Am östlichen Dorfausgang lag eine große Wiese, gut geeignet für Sport und Spiel und Exerzieren, und an der einen Seite eine

Reihe Bauernhäuser, gut für ihre Zwecke als MG.-Quartier passend.

In der Schreibstube bei Bach saß Stahl, wenn er von der Überprüfung der Grabenstellung zurück war, manche Stunde und besprach mit seinem Feldwebel die Wiederaufstellung der Kompanie.

Durch das Eintreffen des Zuges Klages waren sie mancher Sorgen enthoben. Klages hatte nur gute MG.-Leute mitgebracht. Keine jungen Kriegsfreiwilligen, denen das schwere Gerät und die großen Anforderungen des MG.-Schützen zuviel gewesen wären.

Andererseits war hinsichtlich der Mannschaften die Etatzahl der MGK. überschritten und Stahl bedurfte der Einwilligung des Regiments und der Division, um seinen höheren Stärkenachweis behalten zu können.

„Na, lieber Bach, das werden wir schon schaffen. Die MGK. ist ja nun schließlich anerkannt und hoch geehrt. — Nun stecken Sie sich mal Ihre Tabakspipe wieder an, setzen Sie sich hier neben mich und tragen Sie mal vor, was der Papierkrieg bringt und was Sie sonst noch auf dem Herzen haben."

„Jawohl, Herr Leutnant, es hat sich doch vieles angesammelt. Ich darf mal vorlegen, wie die Sachen der Reihe nach eingetroffen sind."

Zuerst zog Bach die Verlustliste hervor. Herrgott noch einmal, welche Reihe von Toten und Verwundeten, mit dem Hauptmann Seebach, mit Redern, mit Rose beginnend und mit dem Gefreiten der Reserve Lange endend, der erst gestern eine Schrapnellgarbe bekommen hatte. Schrecklich und bitter. Welche Freude ist es dann, zu hören, daß doch mancher Verwundete durchkommt, von dem man es zuerst nicht geglaubt hat.

Hauptmann Seebach erholt sich von seinem Lungenschuß, und Leutnant Roses Arm wird auch wieder heil.

„Von beiden Herren, Herr Leutnant, liegen Briefe an mich vor. Sie lassen herzlich grüßen und fragen immer wieder, wie es Herrn Leutnant, den Mannschaften und der ganzen Kompanie geht."

„Schreiben Sie nur allen, lieber Bach, daß wir immer noch den Kopf oben haben. Wenn ich zur Ruhe komme, will ich auch gern allen schreiben. Dabei fällt mir ein, es wäre doch eigentlich fein, wenn wir irgendwo einmal eine Schreibmaschine requirieren könnten, dann würde der ganze Brief- und Kommißbetrieb erheblich schneller geschafft."

„Was gibt's weiter?"

„Herr Leutnant, die Kompanie muß Beförderungsvorschläge einreichen, ebenfalls Vorschläge zum Eisernen Kreuz."

Kompanieführer und Kompaniefeldwebel gingen ernsthaft die Liste der Anwärter durch.

„Die Feldwebel Jäckel und Klages haben ja Herr Leutnant zur Beförderung zum Offizier einreichen lassen. Das ist auch sehr gut. — Wer hätte gedacht, daß der lange Einjährige Jäckel einmal ein so guter Kriegssoldat werden würde. Herr Hauptmann Seebach und ich haben eigentlich immer das Gegenteil gedacht, Herr Leutnant."

Stahl lachte: „Ja, ja, die Einjährigen, und besonders die Einjährigen mit der Brille. Das waren immer die Objekte des Kummers in den Kompanien."

Als Stahl das Beförderungsthema abbrechen wollte, kam der Russe geschickt auf die Verdienste des Feldwebels Wieland und auf die Pferdepflege zu sprechen. Und von da vorsichtig auf die Fahrer, die doch auch ihren guten Teil am Erfolg der Kompanie beigetragen hätten.

Stahl verstand. Richtig! Fahrzeuge, Pferde, Fahrer und Bagage, das war ja alles Bachs Machtbereich, und man mußte es ihm lassen, er verwaltete es vorzüglich.

„Also raus, Bach, mit Ihren Wünschen. Welche Fahrzeuge, welche Pferde, welche Krümperkutscher sollen befördert oder dekoriert werden?"

Der Russe strahlte. Nun erhielten seine Fahrer auch ihren gebührenden Anteil.

Von der Pferdepflege kamen sie auf die Menschenpflege. Stiefel, Uniform und Unterkleidung wären verdammt abgerissen. Also neu anfordern, und lieber nicht zu wenig, lieber mehr anfordern. Dann wären ärztliche Untersuchungen und Impfungen angekündigt. Der Russe machte hierzu ein besorgtes Gesicht. Selbst die Herren Feldwebel lassen sich nicht gern impfen. Darauf wurde er wieder rein dienstlich. Seine Exzellenz, der Herr Divisionskommandeur hatte beim Vorbeifahren in die Stellung gestern am MG.-Quartier gehalten, dasselbe besichtigt und sich sehr lobend ausgesprochen.

„Ja, die Quartiere, Herr Leutnant, sind ja so weit gut in Ordnung. Nun müssen wir an die Fahrzeuge ran. Feldwebel Wieland will die Schmiede, die Stellmacherei und die Tischlerei, und Feldwebel Dicksch die Waffenmeisterei richtig aufbauen, und dann wollen wir das ganze Gerät und den ganzen Fuhrpark überholen, ausbessern und neu streichen. Ich darf wohl Herrn Leutnant bitten, nachher die Bestellungszettel zu unterschreiben."

„Jawohl, Bach, das soll geschehen. Und wenn Sie die Fahrzeugkompanie aufmöbeln, dann will ich die Gefechtskompanie mal auf Draht bringen. Wissen Sie, der Grabendienst macht einen stumpf, steif in den Knochen. Wir brauchen aber fixe Kerle für unsere alte MGK. Sie muß auf der Höhe bleiben. Und wenn wir uns beide Mühe geben, dann tut sie es auch. Denn wir haben doch prächtige Kerls. Das soll unseren Schützen nie vergessen werden, was sie geleistet haben, und seitdem ich das alles mit ihnen zusammen erlebt habe, habe ich vor

dem deutschen Handwerker und Arbeiter, ganz besonders vor unsern Metalldrehern und Schlossern eine ehrliche Hochachtung. Solche Kerle wie unser Unteroffizier Veder, wie Jütte, wie Leitmeritz, die können wir lange suchen, bis wir wieder so etwas finden."

„Nicht zu vergessen, Herr Leutnant, Winkelmann und Korb."

„Jawohl, jawohl, Herr Feldwebel, sehr damit einverstanden. Die nehme ich aber auf meine Kappe, die requiriere ich für meine Innung, das sind nämlich auch junge Kaufleute. Wirklich Bach, das dürfen wir auch nach dem Kriege nicht vergessen, was unsere Leute geleistet haben. Man kennt sie dienstlich, man kennt sie menschlich. Man kennt ihre Leistung und ihre kleinen, menschlichen Schwächen — Herrgott, und die Leute kennen uns nun auch langsam im Guten und im Bösen — nein wirklich, Bach, wir werden auch alle nach dem Kriege, wenn wir wieder in unsere Zivilberufe eingerückt sind, die Verbindung untereinander halten. Wir werden einen feinen MG.-Klub gründen, und Sie und ich sind die beiden Vorsitzenden. Was haben wir sonst noch?" —

„Herr Leutnant wissen wohl schon durchs Regiment, der Herr Regimentskommandeur hat nochmal entschieden, daß er die Verwendung der MGK. sich selbst vorbehält, daß sie im Graben dem jeweiligen Abschnittsführer unterstellt ist und daß sie in rechnerischer Beziehung von jetzt ab dem 3. Bataillon, Hauptmann Frankh und der Zahlmeisterei Scholz, angegliedert ist."

Stahl nickte: „Ich weiß, Feldwebel, Gott sei Dank. Denken Sie bloß, wenn man uns mit dem 2. Bataillon, Hauptmann Strauß, verheiratet hätte. Menschenskind, das hätte eine unglückliche Ehe mit sämtlichem Zubehör gegeben."

Kompanieführer und Kompaniemutter lächelten sich ver-

ständnisinnig an. Stahl erhob sich zum Weggehen: „So, dann sind wir wohl fertig für heute?"

„Jawohl, Herr Leutnant. Wollen Herr Leutnant noch mal durch den Fahrzeugpark und die Ställe und die Waschküchen gehen. Da habe ich auch eine Badeanstalt einrichten lassen. Denn Feldwebel Gerloff von der großen Bagage sagt ..."

„Was sagt Feldwebel Gerloff? Die große Autorität als oberster Feldwebel von sämtlichen des Regiments?"

„Gott, Herr Leutnant, Feldwebel Gerloff, der ist immer gut unterrichtet. Herr Leutnant wissen doch, daß schon dessen Vater als Feldwebel im Regiment 1870 bei Bapaume gewesen ist, ... und bei der großen Bagage, die hören ja da hinten mehr, wie unsereiner hier, da sagen sie doch, daß sich das Generalkommando auf den Winterfeldzug einrichtet. Und wenn das so ist, Herr Leutnant, dann müssen wir doch so manches überlegen und ... Weihnachten steht ja dann auch bald vor der Tür."

„Lieber Bach, hinten bei der Bagage, da werden sie schon halbe Etappenhengste.

Ich will Ihnen was sagen, in modernen Kriegen geht wahrscheinlich der Krach auch im Winter weiter. Der olle Cäsar und auch der alte Fritze bezogen Winterquartiere. In Rußland haut Hindenburg die Russen auch im Winter und ich denke, auch wir stehen hier bloß sprungbereit. Wir wollen das uns immer vor Augen halten. Jeden Tag kann es losgehen. — Daraufhin will ich nächste Woche gleich einmal eine nächtliche Alarmübung für die Kompanie ansetzen."

12. Kapitel.

Weihnachten bei der MGK.

„Ihr feinen Pinkels von der MGK. müßt natürlich immer was Besonderes haben," meinte der Regimentsadjutant.

„Eben war der Vorsteher von unserer Divisionsposthilfsstelle bei mir und fragte, ob die MGK. sich nicht von der Station ihre Post selbst abholen könnte. Es wären eine solche Unmasse von Briefen und Paketen da, wie das ganze Regiment zusammen nicht hätte. Also schickt man eure Krümperkutscher hin und holt euch den Salat alleine."

Stahl nickte: „Wird gemacht, lieber Ferdinand, aber bitte, kein Neid und nicht schimpfen. Das sind die Weihnachtspakete für meine Kompanie. Und wer artig ist, kriegt was ab. Ich bescheere gern einmal auch im Felde artigen Kindern zu Weihnachten.

Im übrigen, mein Lieber, hat wohl das Regiment nichts dagegen, wenn ich meine Leute so im Schützengraben ablösen lasse, daß ich die erste Bescherung um 4 Uhr nachmittags und die zweite um 9 Uhr abends für die Rückkehrenden abhalten kann. — Ich schlage Ihnen vor, daß wir selbst uns einen kleinen netten Baum aufbauen, vielleicht um 6 Uhr und dann zu Dreien nett zusammen essen. — Vielleicht gehe ich dann die Nacht oder am nächsten Morgen zu meiner Filiale nach Pireux hinüber und bescheere dort meinem alten ersten Zug." — —

Also Weihnachten in Feindesland.

Alte Bilder tauchen vor Stahls Augen auf, wie 1871 dickbebärtete Landwehrmänner, die Tobackspipe zwischen den Zähnen, sich ihr Bäumchen anstecken. Bilder, von denen ihm sein Onkel, der als Premier 1870/71 mitgemacht, erzählt hatte, die ihm wie eine Legende erschienen und nun von ihnen selbst in der Wirklichkeit „gestellt" werden sollten.

Als sich in der Schreibstube bei der Kompaniemutter Feldwebel Bach die Menge der Weihnachtspakete türmte und als Bach halb lachend, halb fluchend immer neuen Raum für neue Sendungen schaffen mußte, da wurde der ganzen MGK. trotz des verdammten französischen Klackerwetters des Pas de Calais schon ganz weihnachtlich zumute.

Sie wurden alle wie große Kinder und Stahl konnte sich nicht versagen, selbst mitzutun und als kleine Vorahnung der Bescherung den alten Knecht Ruprecht unter jubelndem Hallo der Mannschaft auftreten zu lassen.

Was sind doch Äpfel und Nüsse und silberne Lamettafäden für deutsche Herzen eigenartige Zaubermittel.

Bilder der Kindheit steigen auf. Zu Hause werden sie ohne die Männer vor dem Tannenbaum stehen. Ströme werden herüber und hinüber gleiten von den Schützengräben, von französischen Bauernzimmern, von Scheunen oder Schloßzimmern, Lazaretten und Kirchen zur deutschen Heimat. Und die Heimat wird den Strom der Liebe zurücksenden.

Und dann war Weihnachten da. Wirklich Weihnachten im Felde. Stahl und der Russe hatten sich die größte Mühe gegeben. Der Zweck heiligt das Mittel. Alles war herrlich gelungen, aus dem Park der Division waren von sehr geschickten Schützen nächtlicherweile die Weihnachtsbäume „eingekauft" worden. Zwischen den drei großen Bauernhäusern, in denen die MGK. lag, war von den Kompaniemaurern sorgfältig unter Beobachtung des notwendigen „Rüstungbauens" eine Mauer weggenommen und dadurch ein kleiner Saal geschaffen worden, in dem Bach und Stahl mit Liebe die langen Tafeln aufbauten.

Ach, es war wirklich ein deutsches Weihnachtsfest.

Als es dunkelte, hielt der evangelische Divisionspfarrer in der Kirche eine Weihnachtsandacht. Er sprach für Stahls Geschmack zu weich und hatte nicht die Kraft, die Männer mitzureißen. Wie hinreißend hatte damals in Monchy der katholische Feldgeistliche gesprochen. Den hole ich mir einmal her — denkt Stahl. Aber schön, wunderschön war es, als das deutsche Weihnachtslied „Stille Nacht, heilige Nacht" durch die Kirche brauste. Ernst und schön das Bild der ergreifenden Weih-

nachtsbäume neben dem Altar und das Flackern der Lichtlein, die neben jedem Verwundeten — die Kirche war zugleich Feldlazarett — leise im Hauche spielten.

Dann ging es zur MGK.-Kaserne, wo für jeden Schützen von Stahls Familie ein Paket gestiftet war. Taschentücher, Pulswärmer, Strümpfe, Pfeifen, Tabak und Zigarren und Weihnachtspfefferkuchen lagen auf jedem Platz. Keiner ging unbeschenkt aus, und mit feinem Takt hatte der Russe vorher beobachtet, wer keine Weihnachtspost und keine Pakete von der Heimat erhalten hatte — dessen Platz war besonders sorgfältig mit Gaben bedacht.

Weil der Pfarrer nicht nach seinem Sinn gesprochen hatte, hielt Stahl aus dem Stegreif zwei andere Weihnachtsreden. Etwas wild vielleicht, aber die Liebe, die heiße Liebe zur deutschen Heimat, die echte Männerkameradschaft leuchtete aus ihnen hervor.

Sie wurden alle etwas weich. Aber dann riß er sie zusammen: „Fest wird auch in Zukunft über Korn und Kimme gesehen. Die Heimat: Hurra — Hurra — Hurra!"

Eine tiefe Freude ging durch das Quartier der MGK.

Sie sangen: „Es ist ein Ros' entsprungen". Sie sangen „Stille Nacht, heilige Nacht" und das Lied vom Tannenbaum. Und die Regimentskapelle, die Stahl eingeladen hatte, spielte die alten guten deutschen Weihnachtslieder.

Verflucht noch einmal!

Das olle deutsche Herz klopfte doch verdammt an die Rippen.

Und dann gab's Weihnachtspunsch und Fröhlichkeit und Lachen.

Drei Fußbälle hatte Stahl als Gemeinschaftsgeschenk kommen lassen, dazu bunte Sporthemden. Die Fußbälle wurden aufgeblasen. Die alten Fußballer rissen die grauen Röcke herunter und schlüpften in die bunten Hemden. Jubel und Lachen.

Gläserklingen und Anstoßen. Die Rangunterschiede waren verwischt, und Stahl mußte sich halb scherzhaft, halb ernsthaft vor allzu großen Liebesbeteuerungen seiner Schützen wehren.

Etwas später wurde der Regimentsstab beschert, und dann aßen nach der eigenen kleinen Bescherung der Regimentskommandeur, Cortez und Stahl unter ihrem Weihnachtsbaum.

Über ihnen an der alten Petroleumlampe des Bauernhauses hing der grüne, schwarzweißrot umwickelte Lichterkranz. Auf dem Tisch lagen die kleinen Festgaben, und in den Gläsern perlte der französische Wein.

„Die Gläser und die Hände hoch: auf euch, ihr Lieben in der Heimat, und auf den Sieg." —

In der Nacht, als sie ihre kleine Weihnachtstafel aufhoben, hielt es Stahl nicht mehr aus. Er schnallte um, nahm Stock und Laterne und ging allein durch die stille Mitternacht nach Pireux. Es war kalt geworden, und ein wunderbarer Sternenhimmel strahlte über ihm.

Im weiten Halbrund um Arras blitzt das Feuer der Geschützabschüsse, dumpfes Rollen folgt, und hier und da plackern Gewehrschüsse. Oben steht das Sternenbild des Orion. Es grüßt ihn, und er denkt an die Heimat.

Dann beschert er in Pireux seinem Reservezug. Wieder neuer Jubel. Und dann geht er in die Feuerlinie, in die Stellung, und prüft Posten, Deckung und Gewehr.

„Aufpassen, Weihnachten kriegt keiner gern eins an den Hut."

Eine Weihnachtsüberraschung hat Stahl noch vor, auf die er sich schon den ganzen Tag freut.

Der Feldwebel Jäckel als verantwortlicher Zugführer hat ihn an die Gewehre geführt. Es ist, wie es sich bei der MGK. gehört, alles in Ordnung. Die Posten kennen ihre Instruktionen, alles klappt, und Stahl hat eigentlich nichts zu be-

mängeln. Aber er zwingt sich doch dazu, und des wackeren Jäckel Weihnachtsgesicht wird lang und länger.

Im großen Hauptunterstand läßt Stahl die Schützen bis auf die Wachtposten antreten und verpaßt ihnen einen fürchterlichen Anschiß, der damit endet:

„Still gestanden! Wenn diese verfluchte Lotterei im ersten Zuge nicht aufhört, dann, Leutnant Jäckel, muß ich andere Saiten aufziehen. Für heute, weil es Weihnachten ist und das Fest der Liebe, will ich meinen Zorn herunterschlucken, soll alles vergeben und vergessen sein."

Stahl faßt in die Uniformtasche und zieht unbemerkt zwei alte Offiziersachselstücke von sich heraus.

„Leutnant Jäckel, treten Sie vor. Ich habe Ihnen und dem ersten Zuge mitzuteilen, daß Sie auf Antrag des Regiments heute durch Seine Majestät den Kaiser wegen Verdienst und Tapferkeit vor dem Feinde zum Leutnant befördert sind. Ich überbringe Ihnen im Auftrag des Regimentskommandeurs hier die Achselstücke. Tragen Sie sie glücklich und in Ehren. Ich wünsche Ihnen von ganzem Herzen Glück, und ich rufe Ihnen und Ihrem bewährten Zuge — Kinder, der Anschiß war bloß Pappe — ein dreifaches kräftiges, aber gedämpftes Hurra zu.

Unser neuer Leutnant Jäckel: Hurra, hurra, hurra! —

Rührt Euch!"

Der Zug brüllte, daß die Karbidlampe tanzte und der Unterstand wackelte.

Stahl sah seinen Jäckel fassungslos vor sich stehen, dann aber fühlte er plötzlich zwei lange Arme um seinen Hals und etwas Feuchtes, Warmes an seiner Backe.

„Menschenskind, Sie können mir doch in Stellung und vor versammelter Mannschaft keinen Kuß geben." —

Es ist vier Uhr morgens, als Stahl wieder durch Pireux

zurückgeht und sich plötzlich entschließt, den Rest der Nacht für alle Fälle in der Halbstellung zu bleiben.

Er glaubt nicht, daß die Franzosen drüben irgend etwas unternehmen werden, aber andererseits ist gerade von der Division aus für die Weihnachtsnächte erhöhte Aufmerksamkeit befohlen. Eine Matratze und eine Wolldecke sind schnell zur Hand, und zwischen seinen Schützen, während draußen die Kanonade recht lebhaft geworden ist und die Fenster leise erklirren läßt, schläft Stahl tief und fest in den Weihnachtsmorgen hinein.

Zu Ehren des Kompanieführers läßt der Zugführer Kakao kochen. Es gibt ein sehr vergnügtes Frühstück. Dann wandert Stahl durch die weißbereiften Felder langsam in sein Quartier zurück. Der Weg ist wundervoll erfrischend, keine Menschenseele ringsum zu sehen. Auf die Chaussee vor ihm setzt der Franzose den üblichen Morgensegen.

Grauweißes, luftiges Gebüsch mit feurigen Blumen steht sekundenlang im Sonnenlicht auf seinem Wege. Er weicht aus und geht querfeldein weiter.

Wie eine klingende Stille liegt es über den weihnachtlichen Feldern um ihn herum. Fern hinter Arras rollt schweres Artilleriefeuer. —

13. Kapitel.

Der Neujahrsbefehl.

Der Tatkraft des Regimentsadjutanten Cortez entsprang die Anregung, für jedes Bataillon eine Marketenderei und eine Kantine, für die Offiziere ein behelfsmäßiges Kasino zu schaffen.

Der Regimentskommandeur hatte in seiner gütigen Weise sogleich diesem Vorschlag zugestimmt. Stahl, dem Cortez zuerst

seine Pläne mitgeteilt hatte, war nicht so ohne weiteres davon begeistert.

„Marketenderei, Kantine, Offizierskasino, lieber Ferdinand, was wollen Sie denn damit? Glauben Sie denn, daß dieser verfluchte Grabenkrieg noch länger dauern soll? Ich habe mir von dem Dorfältesten sagen lassen, daß das Frühjahr hier oft verblüffend früh einsetzt, und ich habe doch so viel Vertrauen zu unserer OHL., daß sie ungesäumt die Offensive wieder aufnimmt. Passen Sie auf, es wird bald wieder vorwärtsgehen. Und was sollen wir uns dann mit dem ganzen Kram herumschleppen? Besonders, weil ich meine, daß wir drüben bei den Tommies auf herrlich gefüllte Vorratslager stoßen werden."

„So, so", meinte Cortez, „die MGK. will also die Frühjahrsoffensive möglichst bald beginnen. Na, wenn's denn sein muß, von mir aus habe ich nichts dagegen. Ich lasse Euch Eure Offensive und mir lassen Sie nur vorläufig meine Kantinen."

Lachend hatte sich Stahl gefügt und die MGK. hatte kräftig durch Gestellung von Gespannen und auch durch Vorschüsse für die nötigen Einkäufe mitgesorgt.

Durch die Erfindung der Kantinen kam auch zum erstenmal wieder deutsches Bier an das Regiment.

Das war ein Festtag und nach all dem französischen schäumenden und nichtschäumenden Wein erschien es allen wie ein Göttertrank.

Auf den Regimentskommandeur, Cortez und Stahl entfiel von der ersten Sendung je eine Literflasche. Dickbauchig und vertrauenerweckend standen die bayerischen Sondererzeugnisse beim Abendbrot vor den drei Herren.

Stahl wollte gerade andachtsvoll das köstliche Naß einschenken, als die Ordonnanz meldete:

„Herr Oberleutnant Göllert, Pionierkompanie 6, bittet den

Herrn Regimentskommandeur in eiliger Sache sprechen zu dürfen."

„Um Gottes willen, das schöne Bier", schoß es Stahl durch den Kopf und er griff mit beiden Händen zu, um schnell zwei Flaschen unter dem Tisch verschwinden zu lassen. Zum Verschwinden der dritten reichte es nicht mehr. Schon stand der Pionier im Zimmer.

„Wollen Sie, bitte, Platz nehmen, Herr Kamerad", empfing der Oberstleutnant ihn liebenswürdig, „was gibt es Eiliges?"

Erwartungsvoll sahen sie auf den Pionier. Aber der begann gar nicht so schnell mit seiner eiligen Kunde. Stumm und staunend sah er auf das Mirakel, auf die Flasche Bier. Die Augen traten ihm hervor, er bewegte die Lippen, wollte etwas sagen, wollte auf den Dienst kommen — aber alle seine Gedanken wurden scheinbar von dem Ungeheuren und Unerwarteten erfaßt: Bier, es gibt wirklich noch Bier! Und dann sah er verlangend im Kreise herum und besonders auf Stahl, als erwarte er, zu einem Glase Bier eingeladen zu werden.

Da beging Stahl bewußt die erste unkameradschaftliche Tat im Kriege. Er stellte mit einem energischen Ruck auch die dritte Flasche unter den Tisch.

Eine tödliche Pause des Schweigens erfüllte den Raum.

Dann seufzte der Pionier leise auf, kehrte zwangsläufig zur Wirklichkeit zurück und hielt einen längeren Vortrag vom pioniertechnischen Standpunkt aus über die Schlammoffensive, Faschinen, Latrinen, Abzugsgräben, Grabenpumpen und über neuartige Unterstände mit doppelten, treppenartigen Eingängen, die schnellstens auch beim Regiment gebaut werden müßten.

„Wenn doch der Kerl bloß mit seiner gräßlichen Fachsimpelei endlich aufhören wollte", dachte Stahl und blinzelte zu Cortez hinüber. Doch Göllert war im Schwunge,

redete lebhaft und überzeugt von seinen Spezialkenntnissen und hoffte, vielleicht auch mit der Zeit die bierharten Herzen zu erweichen.

Der Oberstleutnant schien ein menschliches Rühren zu fühlen. Er sah seine beiden Trabanten fragend an, halb mit der Hand auf die unter dem Tisch befindlichen Schätze hinweisend. Doch Cortez' und Stahls Gesicht zeigten ausdruckslose Leere und eine rein sachliche Dienstauffassung.

Endlich, endlich hatte Göllert seine langen Drahtspulen pioniertechnischer Redekunst abgewickelt. Er erhob sich und verabschiedete sich etwas förmlicher, als es sonst von diesem gastfreien Kreise geschah.

„Lieber Stahl, ich glaube, der Kamerad Göllert hat auf ein Glas Bier gewartet. Wir hätten ihm doch eins anbieten müssen."

„Um Gottes willen, Herr Oberstleutnant, das habe ich ganz vergessen und dann habe ich auch Göllert mit seinem Kompaniearzt Zwerge verwechselt, von dem die Kunde geht, daß er überzeugter Abstinenzler sein soll."

Der Oberstleutnant nahm diese Erklärung mit nachdenklichem Lächeln hin. Ferdinand Cortez aber bog sich vor Lachen.

„Na, reine Abstinenzler sind Göllert und Zwerge nicht — höchstens Temperenzler — und was die alkoholische Querverbindung anbelangt, die ich schon lange mit unserer Artillerie anstrebe, damit sie nicht mehr in den eigenen Graben schießt, so hat sie sich eigentlich mit den Pionieren am wirkungsvollsten erreichen lassen."

Cortez hatte als menschen- und kriegskundiger Mann bestimmte einfache aber klare Grundsätze. Und einer von diesen war: stelle mit deinen eigenen Kameraden, Nachbartruppenteilen und Schwesterwaffen möglichst bald die alkoholische Querverbindung eines gemeinsamen, kräftigen Umtrunks her.

Da lernt man sich kennen, da entwickelt sich das gegenseitige Vertrauen und dann kann man z. B. selbst bei den Artilleristen antelephonieren: „Schießt mal da und da hin". Sie werden zwar nicht begreifen, warum sie das sollen und warum man sie in ihrer Ruhe stört, aber sie werden sich dann wenigstens zu einer gewissen kameradschaftlichen Gefälligkeit verpflichtet fühlen und losfunken. —

Eine herrliche und ausreichende alkoholische Querverbindung hatte der Regimentsadjutant bei der Eröffnungsfeier seines Kasinos unter den dienstfreien Offizieren des Regimentes noch kurz vor dem Weihnachtsfest geschaffen. Zuerst hatte es etwas Unglaubliches, nämlich einen richtigen Kalbsbraten, gegeben, und dann hatte ein Umtrunk eingesetzt, bei dem für Stimmungsmache wirklich keiner zu sorgen brauchte. —

Heute, an Silvester, gab es wieder ein köstliches Bild. Der große Raum eines dörflichen Estaminets reichte gerade, um die Offiziere zu fassen, die nicht in Stellung sein mußten. Als Tischzeug dienten grobe Bauernbettlaken, und auf alten Messingleuchtern oder etwas verzierten Weinflaschen blakten die Talglichte. In einem Nebenraum eingezwängt, saß die halbe Regimentskapelle und blies für den kleinen Raum allzu kräftig, so daß kein Mensch ein Wort verstehen konnte. Während im andern Nebenraum der vom Regimentsadjutanten aufgetriebene Kasinowirt, Herr Willy Pfeifer, Unteroffizier der Reserve, Getreidehändler, Pferdehändler und Schankwirt in Zivil, geschäftig mit seinen Ordonnanzen umhertobte, damit er nur ja allen Anforderungen genügen konnte.

Als nach dem Essen die guten Weihnachtszigarren angesteckt wurden, hob sich die Stimmung gewaltig. Alles fluchte auf den Grabenkrieg, auf den nassen französischen Winter und auf das Amphibiendasein im überschwemmten Schützengraben. Doch andererseits hatte das Stilliegen und das umschichtige Ruhe-

quartier doch die überanstrengte Truppe wieder etwas erfrischt. Dazu war Ersatz gekommen. Man sehnte sich nach Bewegung, nach Vormarsch, nach Handlung, und lebhaft wurde allerseits die Möglichkeit einer neuen Offensive bei Beginn des neuen Jahres besprochen.

Die jüngeren Offiziere waren dafür, am liebsten morgen gleich wieder vormarschieren zu können, während die Bataillonskommandeure sich mehr für das Frühjahr mit den trockneren Wegen und der leichteren Möglichkeit des Nachschubs aussprachen.

Das langentbehrte Zusammensein mit den alten und neuen Kameraden, das einmal Austauschenkönnen der Erfahrungen, Erlebnisse und Hoffnungen ließ die Dürftigkeit des kahlen Raumes vergessen — man fühlte sich beinah wieder wie im Kasino der Garnison, die große Familie des Regiments hatte sich wieder zusammengefunden.

Um 12 Uhr ließ der Regimentskommandeur als seine Stiftung einen Neujahrspunsch auffahren und hielt eine schlichte, herzliche Rede. Alles hörte still und andächtig zu, bis draußen auf den Dorfstraßen das fröhliche und helle „Prosit Neujahr" der Mannschaften erscholl und die Dorfglocke, von kräftigen Musketierhänden gezogen, das neue Jahr einläutete.

Die Offiziere traten ins Freie, wo sich Hunderte von Mannschaften und Unteroffizieren eingefunden hatten, die ihren Führern ein kräftiges „Prosit Neujahr" zuriefen.

Stahl fand auch seine Maschinengewehrmänner darunter und schüttelte ihnen herzlich die Hände.

Dann zogen die Mannschaften in ihre Quartiere und die Offiziere in ihr Estaminet zurück, wo Stahl von Cortez dazu verdonnert wurde, eine Neujahrsrede über den tiefen Sinn der alkoholischen Querverbindung im besonderen und im allgemeinen zu halten.

Mut und Tapferkeit und Ausdauer zieret den Soldaten, Und so saßen sie noch bis in die Morgenstunden des ersten Januartages 1915 hinein beim fröhlichen Becher.

Hochbefriedigt kehrte der hohe Regimentsstab heim. „Es hat sich gelohnt, es hat sich gelohnt", sagte Ferdinand Cortez und schluckte dabei mehrfach und elegant. „Die Erfindung, die Einrichtung meines Kasinos war eine kulturhistorische Notwendigkeit. Na, denn gute Nacht, hohe MGK. Schlaft gut in das neue Jahr hinein, das euch Glück, Ehre und weiteren Ruhm bringen möge. — Im übrigen bleibt immer die Infanterie die Hauptwaffe. Sie leidet, sie duldet, sie trägt alles, dafür winkt ihr auch der höchste Ruhm und Sieg."

„Sehr richtig, Herr Regimentsadjutant; aber die Krone aller Infanterie, ihre höchste Inkarnation, Sie oller Buddhist, ist die Intelligenzwaffe der MGK." —

Nach langem und tiefem Schlaf, gründlicher Morgenwäsche und sorgfältigem Anziehen ging Stahl vor dem gemeinsamen Frühstück in den bäuerlichen Garten ihres Gehöftes etwas spazieren.

Der Himmel war freundlich. Er ließ das neue Jahr mit einem klaren Wintertag beginnen. Weiß bereift war Gras, Busch und Baum.

Bei Arras brommelte das übliche Artilleriefeuer, und in seinem eigenen Schädel war auch ein leichtes Brommeln vom fröhlichen Becherschwingen, vom Lachen und vom vielen Reden.

Vorn auf dem Hofe meldete der Gongschlag an der großen Messingkartusche, daß das Frühstück bereit stände.

Cortez und Stahl brachten dem Regimentskommandeur ihre Glückwünsche dar, der ihnen herzlich in seiner vornehmen Weise die seinen sagte und ihnen dankte für ihre Arbeit im Regiment.

Dann saßen sie beim behaglichen Morgenkaffee und bei der Morgenzigarre.

So langsam verflüchtigte sich das kleine Silvesterschädelbrummen. Kopf, Seele und Herz wurden wieder frei, und Stahl sah die Rauchkringel ihrer Festzigarren in den Strahlen der Morgensonne weben.

Es klopfte kräftig an die Tür, und der Regimentsfeldwebel Berthold brachte das Befehlsbuch.

Cortez flog es durch und las dann wie üblich vor:

„1. Seine Exzellenz der Kommandierende General verleiht im Namen Seiner Majestät des Kaisers und Königs folgenden Offizieren und Mannschaften das Eiserne Kreuz II. Klasse (folgen Namen).

2. Morgen 11 Uhr vormittags Verhör auf dem Regimentsgeschäftszimmer, dazu (folgen Namen).

3. Auf Befehl des Kriegsministers wird ein Rekrutendepot bei der Division eingerichtet. Als Ausbildungspersonal hat das Regiment namhaft zu machen: einen Oberleutnant als Kompanieführer, einen Leutnant als Rekrutenoffizier, außerdem hat das Regiment zu stellen zwei Offiziersstellvertreter, einen Zahlmeister, einen Schreiber, einen Feldwebel, zwölf Unteroffiziere, einen Gefreiten, einen Radfahrer.

4. Die Gewehre 98 sollen von folgenden Leuten abgegeben werden: von den Begleitmannschaften der großen Bagage, vom Lehrpersonal und von den Burschen des Lehrpersonals, von den Köchen der Infanteriefeldküchen, von Verwundeten und Kranken.

Die Bataillone melden bis morgen nachmittag 6 Uhr, wieviel Gewehre abgegeben werden können.

5. An Liebesgaben sind für das Regiment noch eingetroffen elektrische Taschenlampen mit Zubehör. Sie können in Queant abgeholt werden.

6. Zur Bekanntgabe. Dreitausend Gefangene sind beim Generalangriff nördlich Arras gemacht worden. Es liegen in den Drahthindernissen noch an 600 tote Franzosen und Engländer.

7. Zwei 21-Zentimeter-Mörser sind auf der Straße Beaurains-Neuville aufgestellt.

8. Seine Majestät der Kaiser richtet folgenden Erlaß

An das deutsche Heer und an die deutsche Marine!

‚Nach fünf Monate langem, schwerem und heißem Ringen treten wir ins neue Jahr.

Glänzende Siege sind erfochten, große Erfolge errungen. Die deutschen Armeen stehen fast überall in Feindesland. Wiederholte Versuche der Gegner, mit ihren Heeresmassen deutschen Boden zu überschwemmen, sind gescheitert.

In allen Meeren haben sich Meine Schiffe mit Ruhm bedeckt; ihre Besatzungen haben bewiesen, daß sie nicht nur siegreich zu fechten, sondern — von Übermacht erdrückt — auch heldenhaft zu sterben vermögen.

Hinter dem Heere und der Flotte steht das deutsche Volk in beispielloser Eintracht, bereit, sein Bestes herzugeben für den heiligen heimischen Herd, den wir gegen frevelhaften Überfall verteidigen.

Viel ist im alten Jahr geschehen: noch aber sind die Feinde nicht niedergerungen: immer neue Scharen wälzen sich gegen unsere und unseres treuen Verbündeten Heere heran.

Doch ihre Zahlen schrecken uns nicht. Ob auch die Zeit ernst, die vor uns liegende Aufgabe schwer ist, voll fester Zuversicht dürfen wir in die Zukunft blicken.

Nächst Gottes weiser Führung vertraue Ich auf die unvergleichliche Tapferkeit der Armee und Marine, und weiß Mich eins mit dem ganzen deutschen Volke.

Darum unverzagt dem neuen Jahr entgegen, zu neuen Taten, zu neuen Siegen für das geliebte Vaterland.

Großes Hauptquartier, den 31. Dezember 1914.

Wilhelm.'

9. Die MGK. stellt für den 2. 1. 1915 8 Uhr vormittags zwei Fahrzeuge mit Gespann und Fahrern. Sie empfängt in Bapaume bei der Korpskommandantur 6 Pflüge und weiteres landwirtschaftliches Gerät.

Dieselben sind geölt und im gereinigten Zustande am 1. Mai 1915 in Bapaume wieder abzuliefern."

Stahl ist dem Vorlesen aufmerksam gefolgt. Als er den letzten Befehl hört, ist es ihm, als ob ihn ein Volltreffer emporhebt, als ob ihn ein ungeheuerer Schlag trifft.

„Darf ich um das Befehlsbuch bitten?"

Cortez reicht es ihm herüber. Und Stahl liest. Er muß sich hart zusammenreißen, um zu verstehen. Er liest den Text zweimal.

Zweimal liest er:

„Die MGK. stellt für den 2. 1. 1915 8 Uhr vormittags zwei Fahrzeuge mit Gespann und Fahrern. Sie empfängt in Bapaume bei der Korpskommandantur 6 Pflüge und weiteres landwirtschaftliches Gerät.

Dieselben sind geölt und im gereinigten Zustande am 1. Mai 1915 in Bapaume wieder abzuliefern."

Er faßt sich an die Stirn.

„1. Mai 1915 — Bapaume — Ihr seid wohl verrückt? — Ihr meint wohl Calais!"

Inhaltsverzeichnis.

Vorwort 7

1. Mobil 13

2. Die Schutzschilde 18

3. Vormarsch 27

4. Löwen 54

5. Feuertaufe 80

6. Le Cateau 95

7. Marsch auf Paris 125

8. Die Schlacht vor Paris (Marne-Schlacht) 136

9. Der Rückzug 150

10. An der Aisne 162

11. Die Arras-Schlacht 174

12. Weihnachten bei der MGK. 297

13. Der Neujahrsbefehl 303

Erschienen sind im Verlage K. F. Koehler als

Fortsetzung zu Seldte „M. G. K.“:

Dauerfeuer

Die Schicksale der M. G. K. im ewigen Einerlei, im Dreck und Schlamm des zermürbenden Stellungskrieges, mit der schweren Verwundung „Stahls“ in der Somme-Schlacht abschließend. „Hier ist keine Schönfärberei, kein Idealisieren des Krieges. Mit rücksichtsloser Ehrlichkeit und derbem Realismus zeichnet Seldte die düsterroten Bilder des zweiten Kriegsjahres, aber er vergißt auch nicht die Freuden des Grabenlebens.“ (Der Tag.) „Von allen Kriegserinnerungsbüchern ist dies eins der ehrlichsten und das tendenzloseste.“ (Stadtanzeiger, Barmen.) Steif kartoniert 4.50 Mark, Ganzleinen 6.— Mark

Vor und hinter den Kulissen

Kaum von schwerer Verwundung genesen, im Begriff, zu seiner Kampfdivision zurückzukehren, erhält „Oberleutnant Stahl“ einen Ruf an das von der Obersten Heeresleitung neu gegründete Politische und Militärische Amt. Reisen in neutralen Ländern im Propaganda- und Abwehrdienst zeigen ihm, daß die Front nur ein kleiner Ausschnitt des vielseitig gelagerten Kampfes ist, der den Erdball umtobt. Die Sehnsucht nach dem Leben an der Front verläßt ihn nicht, bis er als Filmtruppführer wieder vorn ist, Italienkrieg und Westfront 1918 miterlebt. Mit dem Zusammenbruch und der Gründung des Frontkämpferbundes schließt dieser dritte und letzte Band des Erinnerungswerkes.

Steif kartoniert 3.60 Mark, Ganzleinen 4.80 Mark

Alle drei Bände in Ganzleinen gebunden in Kassette 14.40 Mark

Junius Alter

Nie wieder Krieg?!

Ein Blick in Deutschlands Zukunft

Es ist ein unerhörtes Wagnis, unsere führenden Politiker unter durchsichtigen Decknamen als Hauptpersonen eines Romans auftreten zu lassen, ihnen gleichsam die Richtlinien ihres Handelns in kritischen Stunden vorzuschreiben. Das kann nur ein Kenner, ein Könner, ein politischer Kopf wie Junius Alter, der bereits 1916 in seiner Bethmann stürzenden Kampfschrift die Zukunft Deutschlands richtig vorausgesagt hatte. — Also doch wieder Krieg, — aber ein Kriegsroman ohne unwahrscheinlich übersteigerte technisch-chemische Kampfmittel oder mit einem „Über-Bismarck", der Deutschland ersteht. Kernpunkt der Handlung ist die Ausnutzung eines europäischen Krieges, von dem nicht die Kämpfe, sondern die fesselnden internationalen diplomatischen Verhandlungen geschildert werden. Es ist der ungeheure Reiz dieses Buches, daß es so zeitgebunden, so alltäglich wirkt, daß man beim Lesen Gegenwart und Zukunft durcheinanderbringt, daß bekannte Politiker der Gegenwart als handelnde Persönlichkeiten auftreten oder doch unter Decknamen klar erkennbar sind, so der Reichspräsident Dr. Wagenführ, die Mitglieder des Direktoriums: Graf Tölz, v. Neudegg, Dr. Brecht, der Führer des Frontsoldatenbundes „Stahl", August Happich. Jeder, der an den politischen Ereignissen Anteil nimmt, wird von diesem spannenden und wirklichkeitsnahen Buch lebhaft berührt werden.

Gr. 8°. 213 Seiten. Steifdeckelband 2.85 Mark, Ganzleinen 5 Mark

---

K. F. Koehler / Verlag / Leipzig

Junius Alter

Nationalisten

Deutschlands nationales Führertum der Nachkriegszeit

„Eines der interessantesten Werke in der politischen Literatur der letzten Jahre. Fast alle Köpfe des nationalen Deutschland werden ausführlich charakterisiert. Der Alldeutsche Claß, Wolfgang Kapp, die Völkischen von Graefe und Wulle, Graf Reventlow, der heute bei den Nationalsozialisten eine besondere Rolle spielt, Ehrhardt, Mahraun und Seldte; dann folgen Hitler, Hugenberg, Graf v. d. Goltz, Ludendorff und die Stahlhelmprinzen, mit denen die Hohenzollern Eitel-Friedrich, August Wilhelm und Oskar gemeint sind. Alle Charakteristiken tragen eine durchaus eigene Note." (Magdeburger Tageszeitung)

„Die politische Einstellung ist nicht die unsrige, aber gleichwohl liest man dieses glänzend geschriebene Buch in einem Atemzuge. Es hält, was es verspricht, es bietet mehr als eine Fülle des Wissenswerten über die nationalen Führer der Nachkriegszeit. Es enthält scharf gezeichnete und gut beleuchtete Charakterstudien und darüber hinaus Aufdeckung politischer Zusammenhänge, Kritik der Vorgänge und eine Fülle von verblüffenden Urteilen." (Allgemeine Rundschau, München)

25. Tausend. Steif kartoniert 2.80 Mark

K. F. Koehler / Verlag / Leipzig

Peter von Heydebreck

Wir Wehr-Wölfe

Aus diesem Buche spricht der geborene Soldat, Offizier und Jäger, einer der schneidigsten unserer ruhmvollen alten Armee, ein Mann von eiserner Tatkraft, der keinerlei Zugeständnisse kennt, der jederzeit bereit ist, sein Leben für seine Ideale in die Schanze zu schlagen. In markiger, eigenwilliger Sprache setzt er in diesem Buche einer der besten Fronttruppen, den Jägern, und vor allem ihren Nachkommen, den Freischärlern, ein ehernes Denkmal. Wie ein Fels im Meer, so steht das Oelser Bataillon im Strudel von Revolution und Rückzug, nur eines anerkennend, den Willen seines vergötterten Führers. Als dann nach Auflösung der Truppe der Pole die schlesische Heimat bedroht, da ist Hauptmann von Heydebreck einer der ersten Rufer im Streit, und viele seiner alten Jäger eilen ihm zu, viel neues edles Blut tritt in die Reihen von „Heydebrecks wilder, verwegener Jagd". Wild und verwegen, trotzig und treu nehmen sie den Kampf für die Heimat auf, schlagen die Polen bei Kandrzin, schützen das Deutschtum im Grenzbezirk, gehaßt und betrogen von denen, die ihnen am meisten zu danken hätten, an die französische Besatzung verraten, von der eigenen Regierung als Freiwild verfolgt und eingesperrt. Von offener Schlacht und heimlicher Tat, von friedlicher Tagesarbeit und nächtlichem Rachezug berichtet dieses mit hinreißendem Schwung geschriebene Buch, das wohl wie kein anderes einen Einblick in die Seele des Freikorpsmannes tun läßt, der nicht um Geld oder Gut dient, den Liebe zur Heimat, den sein Gefühl, sich gegen Übergriffe der Gegner zur Wehr setzen zu müssen, unter die Freikorpsfahnen trieb.

Gr. 8°. 207 Seiten. Steifdeckelband 2.85 Mark, Ganzleinenband 5 Mark

---

K. F. Koehler / Verlag / Leipzig

Fritz Zingel

Was die Welt den Deutschen verdankt

Es gibt in unserer Zeit wohl keine dankbarere Aufgabe, als dem deutschen Volke vor Augen zu halten, in welch überragender Weise die Welt seit Jahrhunderten durch deutschen Erfinder- und Forschergeist gefördert worden ist, so daß man auch einer schweren Zukunft mit gesundem Selbstbewußtsein entgegensehen kann. Dies volkstümlich und anschaulich geschriebene Buch umfaßt alle Gebiete der Wissenschaft und Technik, und in jedem haben Deutsche grundlegend oder bahnbrechend gewirkt. Es ist naheliegend, daß Zingel den Leidens- und Siegesweg des Grafen Zeppelin an die Spitze des Buches gestellt hat, ist doch der Name Zeppelin im innersten Asien wie in den Hauptstädten der Welt die Verkörperung überragender deutscher Leistung. Das deutsche Volk soll aber auch seine anderen großen Meister darüber nicht vergessen: Robert Koch und Justus v. Liebig, Otto von Guericke und Joseph Fraunhofer, Gutenberg und Senefelder, die Lilienthals und die vielen bedeutenden Erfinder, die das Flugwesen, das Beleuchtungswesen, Telegraphie, Telephonie, Telefunken gefördert haben, sowie den Organisator des Weltpostvereins, Heinrich v. Stephan. Zu ihnen gesellen sich die großen deutschen Künstler Dürer und Bach, Kant und Beethoven, sie alle zeichnet Zingel in ihrem zähen Ringen, ihrem ausdauernden Kampf um das Ziel, in ihrer unvergleichlichen Opferwilligkeit im Dienste ihres Volkes und der Menschheitskultur. — Zingels Bemühen gilt der Erziehung zu bewußtem Volkstum, das der Grundstein des Aufschwunges ist aus unserer zerrissenen Zeit. Wie kein zweites ist dieses volkstümliche Buch geeignet, in junger Brust den Widerhall des stolzen Wortes zu wecken: „Gedenke, daß du ein Deutscher bist!"

Gr. 8°. 295 Seiten. Steifdeckelband 2.85 Mark, Ganzleinenband 5 Mark

---

Koehler & Amelang / Leipzig

Fesselnde Kriegserlebnisbücher

Erwin Zindler, Auf Biegen und Brechen

„Das größte Heldenlied der Weltgeschichte" nennt der bekannte vaterländische Schriftsteller „Rumpelstilzchen" dieses wahre Kriegserlebnisbuch, „es ist das Buch vom Kriege" (Zeitschrift des Nationalverbandes deutscher Offiziere). 2. Auflage. Ganzleinenband 6 Mark.

Georg Grabenhorst, Fahnenjunker Volkenborn

Der Roman des deutschen Kriegsfreiwilligen, in dem ein wahrer Dichter „von der Blüte deutschen Soldatentums erzählt" (Deutsches Volkstum). Ein zartes und doch starkes Buch. 14. Tausend. Ganzl. 5.50 Mark.

Gerhard Siegert, Kriegstagebuch eines Richtkanoniers

Das erste Kriegsbuch eines aktiven Soldaten, eines einfachen Mannes aus dem Volke. „Bücher wie diese tun uns bitter not" (Ludendorffs Volkswarte). Kartoniert 4.25 Mark, Ganzleinen 5.50 Mark. Als Fortsetzung erschien soeben: Bis zum bitteren Ende. Vier Jahre Stellungskrieg bei einer Feldbatterie. Kartoniert 4.50 Mark, Ganzl. 6 Mark.

Karl Wilke, Prisonnier Halm

Diese auf eigenem Erleben beruhende überzeugende Darstellung des Kampfes hinter der feindlichen Front mit all seinen Grausamkeiten, seinem Hunger und Elend hat sich als „der Kriegsgefangenenroman der Westfront" durchgesetzt. 22. Tausend. Kartoniert 4.50 M., Ganzl. 6 M.

Richard Arndt, Mit fünfzehn Jahren an die Front

Ein Kriegsbuch für die Jugend, vom Stellungs- und Bewegungskrieg in West und Ost, vom Gebirgskrieg in den Karpathen und Alpen. Mit vielen schmissigen Zeichnungen eines Frontsoldaten. Ganzleinenband 6 M.

Briefe eines deutschen Kampffliegers an ein junges Mädchen.

Herausgegeben von Johannes Werner. Echte Briefe des Leutnants Erwin Böhme, der nach 24 Luftsiegen, als Ritter des Pour le mérite und Führer der Kampfstaffel Bölcke, den Heldentod fand. Man kann dieses aufschlußreiche Buch als das Kriegsbuch der Fliegerwaffe bezeichnen. Ganzleinenband 4.50 Mark.

K. F. Koehler / Koehler & Amelang

5.40
Bag
3.7.33
h.
a. g F

Was lese ich nun?

Noch ein gutes Buch aus den Verlagen Koehler & Amelang und K. F. Koehler in Leipzig

---

Ihr Buchhändler hat es auf Lager oder besorgt es Ihnen schnell

---

Bücher von bleibendem Wert

Franziska von Altenhausen. Roman aus dem Leben eines berühmten Mannes. Aus echten Briefen gestaltet von Johannes Werner. Es gibt in deutscher Sprache keinen schöneren Briefwechsel als den dieser beiden Menschenkinder, die aus Achtung vor der Pflicht den harten Kampf gegen das eigene Herz aufnehmen mußten: Einer der berühmtesten Gelehrten um die Jahrhundertwende, ein Sechziger schon, seit Jahrzehnten in freudloser Ehe gebunden, und eine junge Baronesse auf einsamem Schloß, festverwurzelt in der Tradition ihres Elternhauses, fast klingt es wie ein Märchen, und doch ist es erlebte Wirklichkeit. 90. Tausend. Ganzleinen 4.95 Mark.

Die kleine Chronik der Anna Magdalena Bach. Eines der meistgelesenen Bücher des letzten Jahres, ein köstliches Geschenk für alle, die Johann Sebastian Bach und seine Musik lieben. Der Thomaskantor als Mensch und Künstler, gesehen mit den Augen der glücklichen Gattin, die drei Jahrzehnte an seiner Seite lebte, unerschütterlich im Glauben an sein Genie. Die Einfühlung in das Wesen der Zeit ist so vollendet, das Ganze mit so viel seelischer Feinheit und Herzenseinfalt erzählt, daß die Dichtung oft für ein echtes Tagebuch gehalten wurde. Reichillustriert. 24. Tausend. Ganzleinen 5.85 Mark.

Gabriele von Bülows Töchter. Von den Schicksalen der fünf Enkelinnen Wilhelm von Humboldts erzählt Anna von Sydow, die Urenkelin und Herausgeberin des bekannten Lebensbildes „Gabriele von Bülow". Von der Biedermeierzeit bis zum Ausbruch des Weltkrieges reichen die fesselnden Kulturbilder, die sich in Freud und Leid dieser Familie widerspiegeln. 15. Tausend. Ganzleinen 6.75 Mark.

Marie von Bunsen, Die Welt, in der ich lebte. Aus geistig wie politisch bedeutendem Hause stammend, war der heute Siebzigjährigen ein Leben voll reicher Eindrücke beschieden, das sie, mit sicherem Gefühl für das Charakteristische und Wesentliche, in überlegener Weise zu schildern versteht. Freundschaft mit der Kaiserin Friedrich, mit der Fürstinmutter zu Wied und Carmen Sylva, mit Stanley und Rodin geben ihren vielseitigen Erinnerungen besonderen Glanz und Farbe. 15. Tausend. Illustriert. Ganzleinen 7.20 Mark.

Bücher von bleibendem Wert

Freifrau von Heldburg. Fünfzig Jahre Glück und Leid. 1873—1923. Die Schauspielerin Ellen Franz — als Gemahlin Herzog Georgs II. von Meiningen zum Rang einer Freifrau von Heldburg erhoben — ist eine der interessantesten Gestalten des deutschen Kunstlebens. Wie selten eine Frau ist sie geliebt und verehrt worden, aber sie hat es auch verstanden, diese Liebe in Licht und Wärme für andere zu wandeln, Mittelpunkt zu sein eines Kreises erlesenster Geister! Aus ihren von Else von Hase-Koehler herausgegebenen Briefen erstehen 50 Jahre deutscher Kulturgeschichte, spricht die unendliche Güte dieser edlen Frau. Mit vielen Bildern. 12.Tausend. Ganzleinen 9 Mark.

Edith Gräfin Salburg, Deutsches Bilderbuch der Zeit 1926—1930. Eine Fortsetzung der „Erinnerungen einer Respektlosen", ein Querschnitt durch unsere Zeit, die in der Charakterisierung bedeutender Persönlichkeiten, in ernsten und heiteren Episoden aus eigenem Erwerbsleben und aus Vortragsreisen in Deutschland, Südtirol und Deutschböhmen ausgeschöpft wird. Keine Strömung, keine Geschehnisse jüngster Vergangenheit sind dieser bedeutenden Frau fremd, immer erlauscht sie den geheimsten Pulsschlag von Mensch und Volk. Eindringlich gestaltet sie die geistige und leibliche Not in allen Schichten, zeigt aber auch die ungebeugte Kraft unseres Volkes mit ergreifender Lebendigkeit. Ganzleinenband 4.80 Mark.

Ursula schreibt ins Feld. Echte Briefe aus den Jahren 1914—1919. In schlichtes blaues Leinen sind diese von Else von Hase-Koehler herausgegebenen Briefe gebunden, die für ungezählte Namenlose sprechen, aus denen aber auch das Einzelschicksal einer Liebe ersteht, die über alle Bitternisse, über Not und Entsagung hinweg einen Weg zur Erfüllung findet. Blatt um Blatt muß man diese Briefe lesen, sich einleben in die Seele der Liebenden, um all die Sehnsucht und Angst, die tägliche Qual der Ungewißheit mitzuempfinden, die, tapfer bekämpft, doch so deutlich zwischen den Zeilen steht. 10. Tausend. Ganzleinen 4.50 Mark.

Kronprinzessin Cecilie, Erinnerungen. Das Lebensbild dieser echt deutschen Frau und Mutter, dieser vorbildlichen Fürstin, hat in weitesten Kreisen begeisterte Aufnahme gefunden. 35. Tausend. Reich illustriert. Ganzleinen 8.10 Mark.

Hans Thoma, Aus 80 Lebensjahren. Ein Lebensbild aus Briefen und Tagebüchern gestaltet von J. A. Beringer. Das schönste Buch über Thoma, da von ihm selbst geschrieben. Ganzleinen 9 Mark.

Der gute historische Roman

Walter Bloem, Faust in Monbijou. Eine literarische Überraschung. Um jene denkwürdige „Uraufführung" der wichtigsten Szenen des Faust am preußischen Hofe schuf der Dichter eine kulturhistorische Schilderung von pikantem Reiz, in der Literatur, Politik und Gesellschaft des Biedermeier um den Vorrang streiten. Ein Roman, so voller Leben und Farbe, von so sprühender Laune und zarter Schwermut, daß berufene Kritik ihn das Meisterwerk Bloems genannt hat. Ganzleinen 4.80 Mark.

Walter Bloems Washington-Roman: Held seines Landes. Ein historisches Gemälde gewaltigsten Ausmaßes, das Bild eines der genialsten Feldherren und Staatsmänner aller Zeiten. Hinreißend die Schilderung dieses nur von dem zähen Willen und der Zuversicht eines Mannes getragenen Freiheitskampfes, der Schlachten und der verzweifelten Nöte der Unglücksjahre, bis des preußischen Generals von Steuben Potsdamer Drill aus dem Bauernheer das Werkzeug zum Siege schmiedete. Ganzleinen 6.30 Mark.

Sophie Hoechstetter, Louis Ferdinand, Prinz v. Preußen. „So muß er gewirkt haben, der Abgott der Frauen, der geschätzte Freund ernster Männer, der außergewöhnlich begabte Musiker, der glühende Patriot. Zur Untätigkeit verurteilt, vom Zwiespalt der Liebe zu zwei Frauen hin und her gerissen, wurde er zu vielem getrieben, was Mit- und Nachwelt nicht billigen konnten. Als aber die Stunde schlug, in der es gegen den Feind ging, fand sie ihn groß und rein." (Reichsbote, Berlin.) Ganzleinen 5.40 Mark.

Sophie Hoechstetter, Königskinder. „Eines der besten Werke der Dichterin: Die leidvolle Jugendgeschichte Friedrichs des Großen und seiner Lieblingsschwester Wilhelmine psychologisch wunderbar vertieft." (Reclams Universum.) 9. Tausend. Ganzleinen 5.40 Mark.

Joseph von Lauff, Elisabeth Wandscherer, die Königin. Die düstere Ballade vom Auf- und Niedergang des Wiedertäuferreiches. Durch einen Hexenkessel entfesselter Leidenschaften schreitet die schöne Elisabeth Wandscherer, mit der Märtyrerkrone der Liebe und der aufgezwungenen Krone einer Königin des „Weltkreises" ihrem blutigen Ende entgegen. Meisterhand formte die Gestalten des lüsternen Königs Johann von Leyden, des finsteren Knipperdolling, schuf ein an Spannung und dramatischer Wucht kaum zu erreichendes Sittenbild. Ganzleinen 4.80 Mark.

Neuerscheinungen Frühjahr 1932

Feldherrnköpfe 1914/18 von Arminius. Ein hervorragender Gedanke, die Oberbefehlshaber bei Freund und Feind mit ihren Vorzügen und Fehlern plastisch nebeneinanderzustellen. Überraschend die Verschiedenheit dieser Männer nach Veranlagung und Charakter. Neben dem „kranken" Moltke, dem „Mann der Halbheiten" Falkenhayn das „Titanenpaar" Hindenburg–Ludendorff, Conrad Hötzendorf „der Adler", Joffre „der Bär", Foch, Petain, Pershing und viele andere. 4 Jahre gewaltigsten Geschehens erstehen hier in schmissigen Kennzeichnungen der führenden Köpfe. In Steifdeckelband **2.85** Mk.

Paul Burg, Fridericus. Seines Staates erster Diener. Hinreißend lebenswirklich und gegenwartsnahe hat Burg diesen „Fridericus" gestaltet. Man jubelt mit den Berlinern dem jungen König zu, erlebt, wie er im Ringen mit seinem Temperament aus Pflichtbewußtsein zum „ersten Diener seines Staates" wurde, versteht, warum der Mann, dessen warmem Herzen Frauenliebe nicht fremd blieb, in jungen Jahren zum Einsiedler zwischen Hunden, Büchern und Briefen werden mußte. In Ganzleinenband nur **3.90** Mk.

Rudolf Herzog, Horridoh Lützow. Selten wird ein Buch auf empfänglichere Herzen gestoßen sein als dieses leidenschaftlich bewegte Heldenepos; sehnen sich doch heute Millionen nach befreiender Tat, nach Männern wie Blücher, York, Gneisenau und allen voran Lützow, nach Kerlen und Taten, wie sie der Dichter hier so wundervoll eindringlich zu gestalten weiß. Sind die Verhältnisse auch anders, so bleibt jene heldenhafte Zeit der Befreiungskriege uns Heutigen doch Beispiel, Trost und Hoffnung. Ganzleinen **4.80** Mk.

Rudolf Stark, Die Jagdstaffel — unsere Heimat. Ein Fliegerbuch nach aller Herzen. Stark ist einer unserer Besten, Flieger mit Leib und Seele, dem die Kameradschaft der Staffel zur Heimat wird, die er im Deutschland von 1918 nicht mehr findet. Aus schlichten Tagebuchaufzeichnungen, die nur das letzte schwere Kriegsjahr umfassen, spricht kühnes Draufgängertum, vornehme Ritterlichkeit, aber auch feinstes Empfinden für die Schönheit der Natur, den späteren Künstler verratend, der die lebensechten Kampfbilder schuf, die den Wert des Buches erhöhen. Mit 8 Bildtafeln, ein vornehmes Geschenkbuch. Ganzleinen 3.90 Mark, Steifdeckelband **2.85** Mk.

Erlesene Geschenkwerke

Einhart, Deutsche Geschichte. Die deutsche vaterländische Geschichte, verfaßt von dem bekannten Führer des „Alldeutschen Verbandes", Heinrich Class, liegt heute bereits im 131. Tausend vor. Sie gehört mit ihrer ausführlichen Darstellung der Kriegs- und ersten trüben Nachkriegszeit zu den wertvollsten deutschen Büchern. 748 Seiten Text und 32 Bildtafeln. Ganzleinen nur 9.80 Mark.

Eduard Engel, Was bleibt? Die Weltliteratur. Aufbauend auf dem wirklich noch Gelesenen aus der Literatur aller Völker, ergründet der berühmte Literarhistoriker die Maßstäbe der bleibenden Kunst und gibt jedermann Richtlinien, sich ein eigenes Urteil zu bilden, Echtes und Wertbeständiges von dem von Reklame und unsachlicher Kritik nur als wertvoll Aufgemachten zu unterscheiden. 700 Seiten mit 25 Bildnissen. Ganzleinenband 13.50 Mark.

Eduard Engel, Geschichte der Deutschen Literatur. Band I. Von den Anfängen bis zum 19. Jahrhundert. Band II. Das 19. Jahrhundert und die Gegenwart. In 100000 Exemplaren verbreitet, wohl die volkstümlichste deutsche Literaturgeschichte. Besonders der Jugend ein zuverlässiger Führer durch die deutsche Dichtung. Ab September 1931 erheblich verbilligte Preise: in Ganzleinenbänden einzeln bezogen je 15 Mark, I/II in einem Band 24 Mark, zwei Bände zusammen bezogen 28 Mark.

Rudolf John Gorsleben, Hoch-Zeit der Menschheit. Eine einzigartige, großzügige arische Welt- und Gottesschau, die den Beweis erbringt, daß die germanische Urbevölkerung des Nordens einst eine Hoch-Zeit der Menschheit durchlebte, daß der hohe Norden Ausstrahlungsherd einer letzten großen Kultur gewesen ist, die sich am ursprünglichsten noch bei den Ariern erhalten hat. 730 Seiten mit 200 Abbildungen. Ganzleinen 16.65 Mark.

Rudolf Herzog, Deutschland, mein Deutschland. Ein Buch, das Liebe zur Heimat, Verständnis für die Eigenarten deutscher Länder und Volksstämme vermittelt, in dem ein wahrer Dichter geistvolle Schilderungen zu 200 in Kupfertiefdruck gebrachten Ansichten deutscher Städte und Landschaften gibt. Das schönste Buch vom deutschen Vaterland. Gr.-8°. 500 Seiten. In Ganzleinenband nur 8.50 Mark.

Aus Krieg und Frieden für jung und alt

Wilhelm II., Aus meinem Leben 1857--1888. Diese „Jugenderinnerungen" des Kaisers, die „einen reizvollen Blick hinter die Kulissen im Theater der Großen dieser Welt gewähren" und „eine sehr anschauliche Darstellung vom harten Werdegang eines preußischen Prinzen" bieten, gehören zu den interessantesten und meistgelesenen Erinnerungswerken der letzten Jahre. Für die Jugend sehr geeignet. 70. Tausend. Reich illustriert. Halbleinen 4.50 Mark.

Franz Seldtes Kriegserlebnisbücher. I.) M. G. K., eine mitreißende Darstellung des siegreichen Vorwärtsstürmens in den ersten Kriegsmonaten. (Kart. 4 Mark, Ganzleinen 5.40 Mark.) II.) Dauerfeuer, eine Schilderung des Stellungskrieges, wie Seldte ihn als Führer einer Maschinengewehrkompagnie bis zu seiner schweren Verwundung in der Sommeschlacht erlebte. (Kart. 4 Mark, Ganzleinen 5.40 Mark.) III.) Vor und hinter den Kulissen, Tätigkeit im Propagandadienst der Obersten Heeresleitung wie als Filmtruppführer an der Italienfront und in den Frühjahrsschlachten 1918 in Frankreich. (Kart. 3.60 Mark, Ganzleinen 4.80 Mark.) Alle drei Bände in Kassette 14.40 Mark.

Karl Wilke, Prisonnier Halm. Der Kriegsgefangenenroman der Westfront. Was Wilke von dem Gefangenenlager Candor erzählt, ist grauenhauft, fürchterlich. Daß Gefangenschaft oft schlimmer war als die tollsten Leiden an der Front, erfährt man hier von einem echten Frontsoldaten, der erst im Herbst 1918 in französische Hände geriet. 22. Tausend. Kartoniert 4 Mark, Ganzleinen 5.40 Mark.

General von Lettow-Vorbeck, Heia Safari. Deutschlands Heldenkampf in Ostafrika. Der deutschen Jugend erzählt unter Mitarbeit von Hauptmann von Ruckteschell. Diese volkstümliche Darstellung der gewaltigen Kämpfe und Einzelleistungen wird von alt und jung mit gleicher Begeisterung gelesen. Mit vielen Textbildern. 60. Tausend. Halbleinen 3.60 Mark, Ganzleinen 5.40 Mark.

Graf von Luckner, Seeteufel. Abenteuer aus meinem Leben. Ein Abenteurerbuch von hinreißendem Schwung, berichtend von einer bewegten Laufbahn vom schulentlaufenen Schiffsjungen bis zum Kommandanten des Segelkreuzers „Seeadler", der, mit einer alten Kanone bewaffnet, so erfolgreich Kaperkrieg führte. 280. Tausend. Mit 135 Abbildungen. In Ganzleinenband 5.40 Mark.

Das gute billige Buch für 2.85 Mk.

Paul Burg, Schiller. Durch Not zur Freiheit. „Schiller, der Kämpfer, kommt in diesem flammenden volkstümlichen Roman unseren unruhigen, schmachvollen Tagen, unserer erwachenden Jugend viel näher, als es wohl Goethe im ‚Goethe-Jahr' tun kann." (Völkische Schule.) In Ganzleinen 5 Mark, in Steifdeckelband **2.85** Mk.

Paul Burg, York. Der Weg in die Freiheit. „In meisterhaftem dramatischem Aufbau hat es der Verfasser verstanden, den alten Isegrim York als Sinnbild eines Freiheitshelden zu schildern. Nicht idealisierend, sondern realistisch als Menschen, der durch Schroffheit oft anstieß, der sich aber doch immer durchsetzte als unangreifbare, in sich abgeschlossene soldatische Persönlichkeit." (Deutsche Zeitung.) Ganzleinen 5 Mark, Steifdeckelband **2.85** Mk.

Hans Dominik, John Workmann der Zeitungsboy. Das beliebteste Jugendbuch der letzten Jahre, reich an technischer Belehrung wie an aufregenden Abenteuern. Illustriert. Ganzleinenband 4 Mark, Steifdeckelband ..... **2.85** Mk.

J. Goebel, 40 000 km Zeppelin-Kriegsfahrten. Afrika zu unsern Füßen. Die abenteuerlichen Kriegsfahrten des größten deutschen Luftkreuzers L. 59, der u. a. mit der Aufgabe betraut, Lettow-Vorbeck Kriegsmaterial nach Ostafrika zu bringen, trotz Sturm- und Fliegergefahr ins Innere Afrikas vordrang. Mit vielen Luftaufnahmen auf Kunstdruckpapier. Ganzleinen 5 Mark, Steifdeckelband ..... **2.85** Mk.

Graf Luckner, Seeteufel erobert Amerika. Die humorvolle Schilderung der abenteuerlichen Nachkriegskaperfahrt des „Seeteufel", zu der sich Tausende deutscher Jungen drängten, die aber nur wenige Auserwählte mit erleben durften. Reichill. Ganzleinenband 5.40 Mark, Steifdeckelband ..... **2.85** Mk.

Fritz Zingel, Was die Welt den Deutschen verdankt. Ein volkstümliches Buch vom Leben und Leiden deutscher Erfinder und Forscher von Zeppelin rückwärts bis zu Gutenberg. Ein prächtiges Geschenk für die deutsche Jugend. Ganzleinen 5 Mark, Steifdeckelband ..... **2.85** Mk.

Ausführlicher Verlagskatalog steht auf Wunsch kostenlos zur Verfügung

Rotationsdruck
Spamer, Leipzig